Geschichte

der

deutschen Poesie

in

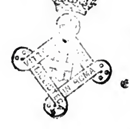
leicht faßlichen Umrissen

für

die reifere Jugend beiderlei Geschlechts

von

Chr. Oeser.



Erster Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Wilhelm Einhorn.



Vorrede.

Es will sich in unsern Tagen die Meinung verbreiten, als ob für das Ideale von den Deutschen schon mehr als zu viel geleistet worden, und daß man namentlich an Poesieen schon genug habe, weil nicht einmal nach dem schon Vorhandenen mehr die Frage sei; indem die Wirklichkeit unser Geschlecht nunmehr ganz in Anspruch nehme und man sich von dem Spiele zu dem Ernste des Lebens wenden müsse. Wenn nun diese Stimmen wirkliche Stimmen des Volkes wären, welch einem trostlosen Zustande sähen wir da entgegen: die Harfen der Sänger zertrümmert und statt ihrer nur schnurrende Maschinen und brodelnde Dampfkessel, Tanz und Spiel verscheucht und keine andere Bewegung in der leb- und freudenlosen Stille, als im Angesicht des Schweißes gebotene Arbeit, kein

anderes Fest als das des lärmenden Marktes und in der Feierabendstunde etwa das Evoe thierischer Sättigung. Doch zu unserm Troste ist das nicht Volksstimme, es ist die Stimme derjenigen, die alle Kräfte auf das politische Leben hinlenken wollen, es ist das Feldgeschrei in gemeiner Wirklichkeit versunkener Weltkinder oder in wunderlichen Systemen verstiegener Denker. Allein bei allem Treiben der Welt beharret das rein Menschliche in seinem Rechte und der Mensch folgt neben Schulgelehrsamkeit, Erwerbsucht und Politik immer noch gern der Stimme der Natur; und diese läßt sich nicht verkehren und irre machen in ihrem Gange sondern führt ihren fröhlichen Wechseltanz fort Tag für Tag und Jahr für Jahr, ohne je inne zu halten, Freude und Leben zu geben; und auch das menschliche Herz bleibt mit all' seinen Neigungen und Empfindungen nicht stille stehen, der göttliche Funke in ihm, der aus der gemeinen Wirklichkeit heraus ihn nach Oben hebt, wird nicht aufhören zu glimmen, so lange es Menschen gibt und wir mögen uns immer noch den Trost eines wackern Zeitgenossen zurufen; daß erst mit dem letzten fühlenden Herzen auch der letzte Dichter sterben werde. — Wird nicht selbst unsere neueste Philosophie von Poesie getragen? Ist nicht in unsern Tagen offenbar worden, daß auch der Religion dieser frische Lebensquell inne wohne? Sind nicht die Edelsten und Weisesten zu jener und dieser wieder zurückgekehrt, sobald sie sich hier und dort Wortkram und zufälliges Beiwerk weggeschafft und gelernt haben am Wesen menschlichen Denkens und Glaubens an Wahrheit mit Schönheit gepaart,

nicht an bloßem Scheine zu halten? Ist nicht inmitten des Rennens und Jagens und Lärmens nach Geld und Gut, noch immer der häusliche Heerd der heilige Ort, wo sich des Abends nach gethaner Arbeit, nach des Tages Sorgenschwüle, Gesang und vertrauliches Gespräch, wo Poesie gleich Perlen im Weinglase die Herzen erleichtert und erheitert. Sind es nicht noch immer, wie in den Zeiten der Minnesänger, liebe sinnige Frauen und Mädchen, diese poetischen Blumen des Lebens, welche unsere geselligen Kreise erheitern und deren anmuthiges Lächeln noch immer die Preise austheilt, die den Dichter wie den Weltmann für ihre Werke lohnen? Sucht nicht noch immer Alt und Jung, aus allen Ständen, edlere und schönere Gestalten, die es in der Wirklichkeit nicht findet, in Büchern und Romanen? Singt nicht Jung und Alt aus allen Ständen alte und neue Lieder zur Erleichterung des Herzens in Freude und Leid und steigt nicht selbst im Tempel Gottes die fromme Andacht in heiligen Psaltern zum Himmel empor? Strömt nicht jeden Abend, besonders in großen Städten, wo der Lärm des Marktes betäubender ist und das Treiben der Menschen prosaischer als in den Wohnplätzen, die noch mitten im Schooße der Natur umgränzt von Wäldern und Wiesen liegen, strömt nicht hier jeden Abend die Menge, des wirren Treibens müde, in die Schauspielhäuser, wo auf den Brettern und beim Scheine blendender Lampen eine schönere Welt in Ernst und Scherz vor uns sich aufrollt und in Ernst und Scherz wundersam die Sorgen

des Tages wegspielt und mit neuem Lebensmuth die Seele kräftigt?

Ja es ist offenbar, daß je prosaischer das Leben sich gestaltet, je begränzter der ideale Horizont in unsern engen Straßen erscheint, desto drängender die Sehnsucht, je zuweilen der Gemeinheit zu entrinnen und zur Poesie sich zu erheben in uns wirke; ja die Edelsten suchen mit wahrer Bangigkeit nach einem Ausgange aus dem finstern Labyrinthe ihrer Zustände, Furcht ergriffen der Mensch in ihnen möchte gar ersterben.

Ist nun also die Poesie ein wahres Bedürfniß auch der jetzigen Menschheit, so ist es Pflicht derjenigen, die Beruf dazu fühlen, Alles beizutragen, daß sich die unsichtbare Gemeine des Göttlichen und Schönen nicht vermindern und die prosaischen Elemente unserer Gesellschaft: die Absonderung der Geschlechter in verschiedene Kreise, das zeittödtende und gemüthlose Kartenspiel, der Mangel an Sitte und Anstand, die Beschönigung des Lasters u. dgl. m. immer mehr beseitigt werden.

Hiezu ist nun vor Allem eine gründliche und innige Bekanntschaft mit der Poesie erforderlich, daß man das wahre Wesen derselben erkenne und so allen Erscheinungen den Zugang verwehre, welche unter dem Gewande der Poesie sich eingeschlichen haben und doch eigentlich ganz gemeinen Ursprungs das Ideale vernichten, indem sie zugleich dasselbe durch schnöden Mißbrauch dem Gespötte des frivolen Haufens preisgeben. Schwer ist jedoch das

Göttliche der Poesie selbst zu erkennen, denn so wie Tausende und Tausende in der Natur wandeln und Alles mit den Augen schauen ohne zu sehen, so tappen auch Tausende und Tausende wie Blinde im Reiche der Ideale, ohne das Schöne zu erkennen. Wird es ja sogar Gelehrten so schwer, sich einen wahren Begriff von der Poesie zu verschaffen, wie viel schwerer muß es jenem Theile des Volkes fallen, das sich nicht wissenschaftlich ausbilden konnte und dem noch überdieß die Schulsprache unverständlich ist? Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch theoretischen Unterricht gar wenig erzweckt werde, vielmehr führt uns das Wesen der Poesie selbst auf die wahre Methode und den Weg, in ihr Innerstes einzudringen. Ist sie nicht ein durch allmälige Entwickelung des menschlichen Geistes und des Geistes ganzer Nationen in der Zeit gewordenes Bestreben und Vermögen sich vom Wirklichen zum Idealen zu erheben und durch diese Erhebung das Wirkliche zu veredeln, zu erheitern und zu verschönern. Wenn nun Göthe seine Freundin über die Pflanzenwelt belehren will und sie in den Garten führt, um ihr zu zeigen, wie aus dem Samen sich Wurzel, Stiel und Zweiglein und dann Knospen, Blätter und Blüthen eines aus dem andern entwickeln; so durfte wohl die natürlichste Weise, zur Poesie zu gelangen, sein, wenn man zeigte, wie sie geworden im Volke, vom einfachsten Volksliede bis zum Epos, bis zur bedeutungsvollen Kunstdichtung und zum Drama, oder mit einem Worte die Geschichte der Poesie faßlich und verständlich zu erzählen.

Welch ein Führer zu solcher Fahrt durch alle Zeitläufte unserer poetischen Nationalliteratur ist uns in diesen Tagen in Gervinus geworden, der wie Keiner noch den deutschen Geist in seinen verborgensten Keimen und seinem mächtigen Wachsthum erforscht uns dargestellt, so daß wir stolz einander zurufen mögen: Das sind wir! Wahrlich nicht geringeres Verdienst hat dieser große Forscher, als diejenigen, welche die Kämpfe unserer Vor- und neueren Zeit überlieferten; denn auch die Sänger, deren Leben und Wirken er schildert, haben männiglich gestritten und an ihren Gestalten kann sich die Nachwelt auch eben so erheben, als wie an Kriegshelden; und in einer Zeit, wie die jetzige, wo es sich nach einem großen rühmlichen Kampfe um Kräftigung, Einigung und Verständigung handelt, dürfte solch ein Werk der Forschung, mit so ungeschminkter Wahrheit niedergeschrieben und aus einem so deutschen Herzen entsprossen, desto willkommener sein. Darum hat der Verfasser dieses Versuchs, als er das Buch Gervinus zu Ende gelesen und sich lange nicht vor innerer Glut und Aufregung sammeln konnte, den Gedanken gefaßt unserer Jugend beiderlei Geschlechts und Allen, die nicht vorbereitet genug sind jenes für reife Denker und Kenner der Literatur geschriebene Werk zu lesen, eine gemein faßliche Anleitung zur historischen Kenntniß unserer Poesie an die Hand zu geben. Da war es nothwendig auch biographische Nachrichten und Beispiele aus den Schriftstellern selbst und zwar mit den nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen hinzuzufügen.

Uebrigens erwarte man nicht etwa ein schulgerechtes Compendium, es ist mehr ein Lesebuch, besonders geeignet das Gemüth für alles Schöne und Gute zu begeistern und zu zeigen, wo Trost und Erheiterung zu holen sei in den Tagen, die uns nicht gefallen.

Darum ist auch nicht diejenige Vollständigkeit beobachtet worden, nach der kein Name ausgelassen werden durfte; weil es eben mehr um die Kenntniß und Würdigung der Poesie zu thun ist, so werden die Schriftsteller meist nur in Massen aufgeführt und ausführlich nur die Chorführer und diejenigen behandelt, welche große Spuren ihres Wirkens zurückgelassen haben. Auch bei Schriftstellern, die zugleich als Menschen ausgezeichnet waren, wird länger verweilt und manche Züge und Erlebnisse derselben angeführt, die eben nicht zur Literaturgeschichte gehören, weil solche individuelle Erscheinungen bildend eingewirkt haben. Dieselbe Ansicht ist auch in Hinsicht der Beispiele verfolgt, die immer so gewählt sind, daß sie nicht nur das Talent der Schriftsteller beurkunden, sondern auch zugleich durch ihren Stoff anziehen, belehren und veredeln.

Und hiemit sendet der Verfasser dieses Buch in alle deutschen Lande, ja überall hin, wo Deutsche wohnen mit der Zuversicht, es werde dort Anklang finden in allen Herzen, durch seinen deutschen Sinn. Immerhin mag man ihm vorwerfen, er stehe nicht auf der Höhe, wo unsere neuesten Propheten stehen; er steht mitten im Volke und das wird ihn verstehen und verstehen werden ihn Alle, die es lieben das Volk, heute und

gestern dasselbe treue, wackere und sinnige Volk der Deutschen. Durch das Schwert ist es in den Tagen 1813 einig geworden, möge die Leier es immer mehr einigen, daß es in Eins zusammengeschaart den herrlichen Sängern lausche, denen, die schon unter dem Rasen schlummern und denen, die noch singen.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Zeitraum:

Seite.

Althochdeutsche Poesie. Von den ältesten Zeiten bis auf die Minnesänger. Aelteste Zeit . . . 1.
Die Zeit nach Karl dem Großen . . . 4.
Das Lied der Nibelungen . . . 9.
Gudrun . . . 28

Zweiter Zeitraum:

Mittelhochdeutsche Poesie oder die Zeit der Hohenstaufen und Minnesänger. Beiläufig vom Jahr 1137—1300 . . . 49.
Die Ritterpoesie . . . 51.
Die Minne . . . 55.
Zeittafel der berühmtesten Minnesänger . . . 62.
Heinrich von Veldeck und Hartmann von der Aue . . . 65.
Walther von der Vogelweide . . . 72.
Wolfram von Eschenbach . . . 78.
Gottfried von Straßburg . . . 106.
Die übrigen Minnesänger . . . 113.
Didaktische Dichter . . . 121.
Allegorien . . . 124.

Dritter Zeitraum:

Zeitalter des Meistersangs. Beiläufig v. J. 1300—1523
Die letzten Minnesinger . . . 127.
Die Volksdichter . . . 132.
Der Meistersang . . . 156.
Satyre . . . 165.
Zeittafel . . . 178.

Vierter Zeitraum:

Reformation und Nationalprosa. Von Luther bis Opitz.
Luther . . . 180.
Die Bibelübersetzung . . . 182.
Das Kirchenlied . . . 184.
Altrömische Bildung in Deutschland . . . 197.

Seite.

Der Meisterfang . . . . 204.
Thierfabel . . . . 211.
Schauspiel . . . . 216.
Satyre und Romane . . . . 219.
Schlußbemerkung . . . . 223.
Das Zeitalter der deutschen Nationalprosa . . . . 224.

Fünfter Zeitraum:

Kunstpoesie und Einfluß ausländischer Literatur.
Von Opitz bis Klopstock. Allgemeines . . . . 226.
Sprach- und Dichtergesellschaften . . . . 227.
Opitz und seine Schule . . . . 231.
A. Gryphius und Hofmann . . . . 237.
Das Drama . . . . 255.
Gottsched und Bodmer . . . . 269.
Haller und Hagedorn . . . . 276.
Zeittafel . . . . 292.

Sechster Zeitraum:

Selbständigkeit der deutschen Literatur. Von Klopstock bis zu Göthes Jugend. Allgemeines . . . . 294.
Zeittafel der deutschen Dichter von 1740—1773 . . . . . . 298.
Die Vorläufer der Mustergiltigkeit . . . . 300.
Klopstock . . . . 303.
Gleim . . . . 310.
Lessing und das Drama . . . . 317.
Wieland und der Roman . . . . 339.
Poesie nach dem Hubertsburger Frieden . . . . 347.
Herder . . . . 359.
Göthe's Jugendjahre . . . . 364.



Erster Zeitraum:

Althochdeutsche Poesie.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Minnesänger.

Aelteste Zeit.

Wie bei allen Völkern war es auch bei den Deutschen die Poesie, welche sie aus dem Wuste der Wildheit zog und menschlich leben lehrte. Man hält die Harfe für ein ursprünglich deutsches Tonwerkzeug, weßwegen wohl auch Luther das Saitenspiel David's eine Harfe nannte. Und also waren es Sänger, die bei Saitenklang aus dem Stegreife, wie einst Homer und die anderen griechischen Rhapsoden, ihre Lieder vor dem deutschen Volke sangen, zur bevorstehenden Schlacht befeuerten, tapfere Helden priesen und die Gefallenen beklagten. Frei und lebensvoll klangen sie, denn es sangen eben — zu einer Zeit, wo noch kein Unterschied der Stände im Volke und Fürst und Volk Eins waren, — Fürst und Volk ein und dasselbe Lied, das aus dem Herzen des Volkes drang und seinen Wiederhall fand im Volksleben. Niedergeschrieben wurden diese Lieder freilich nicht, allein um so eifriger angehört, um so treuer von Geschlecht zu Geschlecht im Gedächtniß aufbewahrt. Uebrigens hatten die Deutschen seit den ältesten Zeiten Buchstabenschrift, ja man will behaupten, sie hätten sie schon aus Asien mitgebracht. Die ersten Buchstaben hießen Runen, weil sie gleich Rinnen in Stäbe oder auch in Stein eingeschnitten wurden, so wie man dergleichen auf alten Denkmälern noch heute, besonders in den skandinavischen Ländern, findet. Ihnen gleicht das gothische Alphabet, das schon Ulphilas bei seiner Bibel-Uebersetzung brauchte. Es war aber Ulphilas (Wulphilas, Wölfl) ein Westgothe, der

zwischen 360 und 380 lebte und als Geißel nach Konstantinopel gekommen war, wo er griechisch gebildet und zum Christen bekehrt wurde. Er trat dann in den geistlichen Stand und kehrte als Bischof zu seinen Landsleuten, die damals in Mösien (dem heutigen Bulgarien) wohnten, zurück, um auch sie zum Christenthume zu bekehren. Er bediente sich hiezu der Bibel, welche er in die gothische Sprache übersetzt hatte, und dies zeigt, daß die Gothen bereits eine höhere Bildungsstufe erreicht haben mußten, als die übrigen Barbaren, weil man sie mittelst eines Buches und also durch Lesen mit der Lehre Jesu bekannt machen konnte. Von dieser Uebersetzung sind noch Bruchstücke vorhanden, die in drei alten Urkunden, zu Upsala, Wolfenbüttel und Mailand aufbewahrt werden. Die darauf folgende Völkerwanderung scheint die Früchte dieses Bildungsversuches größtentheils wieder vernichtet zu haben, denn vom 4ten bis zum 8ten Jahrhundert sind wenig Spuren von Schriftenthum vorhanden. Hier das Vaterunser aus der Bibel des Ulphilas:

Atta unsar thu in himinam. weihrai namo thein. Zuimai thiudinassus theins. wairthai wilja theins. swe in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga. Jah aflet uns thatei skulans sijaima. swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in frais tubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin. unte theina ist thiudangardj. jah maths. jah wulthus. in aiwins. amen.

Indessen pflanzte sich doch unter den deutschen Völkern die Liebe zu Gesang und Dichtung mitten im Waffengetümmel immer fort. Die wildeste Zeit, wo die verschiedenen Stämme erst ihre festen Sitze erobern mußten, wo von der einen Seite die Hunnen, von der andern die Araber Europa erschütterten, war der Raum vom 5ten bis zum 9ten Jahrhundert. War aber auch damals nirgend Friede und ruhiger Besitz, so lebten die Männer des Krieges und der Waffen doch frei und ihr Wohl und Wehe lag in ihren tapfern Fäusten. In solcher Freiheit lebte nun auch freier Gesang und ungekünstelt klangen ihre Lieder von Dietrich von Bern, von Roland, von Hildebrand, König Arthur und Rother, die alle erst später, mit wenigen Ausnahmen, im 11ten bis 13ten Jahrhundert gesammelt und niedergeschrieben worden sind. Es sind aber diese Heldenlieder nicht alle in Deutschland entstanden, denn durch das

Untereinanderjagen der verschiedenen Stämme vermengten sich auch die Sagen, skandinavische, englische, fränkische, und dann hatte auch die römisch-griechische Bildung, die noch immer, obwohl kränkelnd, wenigstens unter den gelehrten Geistlichen fortlebte und die arabische Poesie großen Einfluß, den größten aber das Christenthum.

Der zweite große Abschnitt des Mittelalters beginnt mit Kaiser Karl dem Großen und reicht bis zu den Ottonen, wo schon die fränkische Monarchie begründet, einige Ordnung, Gesetzlichkeit und selbst auf kurze Zeiträume Landfrieden schaffte. Die Völkerwanderung hatte aufgehört und an der Spitze ihres Heerbanns zogen der König und seine Herzoge in den Krieg. Auch in dieser Zeit erklangen noch die alten Heldenlieder, und wir besitzen aus dieser Zeit werthvolle Bruchstücke, von welchen wohl das Hildebrandslied und das Siegeslied über die Normannen bisher am bekanntesten geworden.

Siegeslied über die Normannen.

Tho nam her skild indi sper
Ellianlicho reit her.
Uuolt her uuarer rahchon
Sina uuider sahchon.
Tho ni uuaz iz buro lango,
Fand her thio Nortmannon,
Godelob, sageta.
Her siht, des her gereda.
Thar Kunig reit kuono,
Sang lioth frano,
Joh alla saman sungan:
Kyrieleison!
Sang was gesungen,
Uuig uuas bigunnen.
Bluot skein in uuangon
Spilodunder Vrankon.
Thar raht thegeno gelih,
Nichein so, so Hludouuig,
Snel indi kuoni,
Thas uuas imo gekunni.

Uebersetzung:

Da nahm er Schild und Speer,
Eilends ritt er her,

Er wollte wahrlich rächen
Seine Widersacher (sich an seinen W.)
Da nicht ward es dauernd lange
Fand er die Normänner.
Gottlob! sagte (er).
Er sieht, das er begehrte (die er).
Der König reitet kühn,
Sang (ein) Lied fromm,
Und alle zusammen sangen:
Kyrieleison!
Sang war gesungen;
Kampf war begonnen.
Blut schien in (den) Wangen
Spielender (fechtender) Franken.
Da rächt (sich), Degen gleich,
Niemand so, als Ludwig,
Schnell und kühn,
Das war ihm angeboren. —

Die Zeit nach Karl dem Großen.

Merkwürdig ist, daß schon in dieser Zeit die Volkslieder der Geistlichkeit anstößig schienen. Auf einer Synode wurden sie, als unchristlich und heidnisch, streng verboten. Gleichsam sie zu ersetzen, verfaßten die Geistlichen aus dem Kreise christlicher Sagen und biblischer Erzählungen neue Lieder, unter welchen besonders die Evangelienharmonie in gereimten Strophen von dem Weissenburger Mönche Ottfried zu erwähnen ist, welche zwischen 863 und 872 niedergeschrieben worden. Sie ist in mehrern Handschriften zu Ebersberg, St. Gallen und Heidelberg noch vorhanden.

Der 3te Abschnitt des Mittelalters umfaßt die Zeit der Ottonen oder der Kaiser aus sächsischem Stamme, welche sich durch ihre Römerzüge und ihr Bestreben, Rom und Italien dem deutschen Reiche zu erhalten, auszeichnen. Eben dieser Umstand führte neue Verbindung mit der Römerwelt herbei, und so deutsch und volksthümlich diese Kaiser selbst waren, überkam doch die deutsche Poesie damals ein Anflug altrömischer Bildung, und die lateinische Sprache gewann immer mehr Raum in Deutschland, so daß sich neben den

deutschen Heldensagen der macedonische Alexander, der trojanische Krieg und die römische Kaiserchronik Eingang verschafften und häufig mit den deutschen Sagen so vermengt wurden, daß bei damaliger Unkenntniß der Chronologie römische Kaiser aus der heidnischen Zeit mit christlichen Zuständen in Verbindung gesetzt und Helden aus den verschiedensten und entferntesten Jahrhunderten zusammen auftreten. Auch schrieb man jetzt schon häufiger in lateinischer Sprache oder wenigstens in abwechselnd lateinischen und deutschen Versen. Eine merkwürdige Erscheinung dieses Zeitalters ist die Nonne Hrosvitha aus Gandersheim, eine Verwandte Kaiser Otto's I., welche ein Lobgedicht auf diesen Kaiser und sechs Komödien in lateinischer Sprache schrieb, die noch vorhanden sind. Daß aber diese lateinische Hof- und Kloster-Poesie die nationale Dichtung wenig oder gar nicht förderte, bedarf keiner weiteren Erklärung. Es war auch in dieser Zeit das gemeine Volk schon zu sehr von den höhern Ständen, von Adel und Geistlichkeit getrennt. Nicht mehr im Heerbanne kämpfte der freie deutsche Mann für seinen Besitz und seine Ehre, es hatte sich ein Waffenstand, das Ritterthum, gebildet, welcher beinahe ausschließlich das Recht sich anmaßte, sowohl im Gefolge der Herzoge als des Kaisers in's Feld zu ziehen und die gemeinen Leute wurden nur als Waffenträger, Troß- und Roßbuben mitgenommen, um nicht sowohl für das Vaterland als der Herrn Sache zu kämpfen. Das gab nun dem Ritterthum auch jenes Uebergewicht, womit es sich das gemeine Volk allmälig unterwarf; aus den freien Landbauern wurden Unterthanen, ja sogar Leibeigene, denen unter dem schweren Drucke wohl auch das Singen schwer geworden, so daß man annehmen darf, die alten Heldenlieder seien nun bei dem Volke allmälig seltener geworden.

Unter den fränkischen Kaisern, Conrad II., Heinrich III., IV. und V. nahm die Volkspoesie und alle Poesie noch mehr ab, weil diese Fürsten selbst, nur auf Vergrößerung ihrer Macht und Herrschaft bedacht, wenig Sinn dafür hatten und auch mit Rom, wo einst Karl der Große und die Ottonen für Kunst und Wissenschaft begeistert wurden, zerfallen waren. Die unglückliche Regierung vollends Heinrich's IV., wo sich wieder mit aller Wuth Franken und Sachsen bekämpften, und wegen des Bannes, in welchem der

Kaiser lag, die Gesetze kraftlos waren, und die Ritter sich allen Frevel gegen das Volk erlaubten, verstummte die Volkspoesie immer mehr. Auch waren die damaligen Ritter und ihre Thaten eben keine Gegenstände für dichterische Begeisterung, denn sie glichen nicht den alten Helden oder Recken, die so männlich und bieder zugleich an der Spitze des Volkes um das Land stritten, das sie nähren sollte. Roh und wild, im Krieg und im Frieden, raubten sie nur für sich und meinten alle Frevel zu versöhnen, wenn sie an Fest- oder Bußtagen fasteten, beteten und sich geißelten und also den gebotenen Gottesfrieden hielten. Jede Geistesbildung hielten sie für schimpflich und entehrend, und statt der alten Heldenlieder erschollen nur bei hohlem Humpenklang Flüche, Prahlereien und Hohngelächter. Es hatten sich um diese Zeit, vielleicht mit der Gattin Heinrichs III., französische Sänger, die mit ihren Jongleurs oder Spaßmachern kleine Histörchen komisch vortrugen, auch in Deutschland eingefunden; allein der Kaiser verjagte sie von seinem Hofe und ein Gleiches thaten seine Vasallen, so daß im ganzen Reiche Spiel und Scherz verbannt sein sollte. Auch in den Klöstern verlor sich bald der warme Eifer für deutsche und selbst lateinische Dichtkunst, und nahm seinen Weg nach den Niederlanden, wo die Geistlichen die seit alten Zeiten beliebte Thierfabel und darunter vorzüglich die Geschichte von Reinecke dem Fuchs, welche, wie beinahe mit Gewißheit in neuster Zeit ausgemittelt worden, französischen Ursprungs ist, bearbeiteten. Es soll dieses episch-satyrische Gedicht auf einen Herzog Renard von Lothringen, der um die Zeit Kaiser Arnulfs lebte und durch seine Ränke Kaiser und Reich hintergangen habe, verfaßt worden sein, daher der Name Reinecke. Uebrigens ist auch dieses, von niederländischen Mönchen lateinisch verfaßte Gedicht im 15ten Jahrhundert, wie wir hören werden, in's Nieder- oder Plattdeutsche übersetzt worden.

Unter den wenigen Gedichten, die aus dieser Zeit auf uns gekommen sind, ist der Lobgesang auf den Hanno das vorzüglichste. Es war aber Hanno um's Jahr 1070 Erzbischof von Cöln; der Verfasser des Gedichtes, der wahrscheinlich zu Ende des 11ten Jahrhunderts lebte, ist unbekannt. Er beginnt mit der Schöpfung, geht dann auf den Sündenfall über und kommt auf die

Erlösung des Menschen durch Christum. Sodann läßt er das Christenthum mehrern Völkern, unter andern auch den Franken, verkündigen, wobei er die Verdienste des Hanno preist. Dabei kommt er, weil Hanno Erzbischof zu Cöln, und Cöln eine Burg, auf die Burgen zu sprechen, wo er dann von Ninus und der Semiramis ausholt, die Weissagungen Daniels anführt und von den Römern und ihren Eroberungen in Deutschland spricht. Das gibt ihm Veranlassung von Cäsar und Pompejus und sodann von August zu sprechen, unter dessen Regierung Jesus Christus geboren wurde. Da ist er nun wieder beim Christenthum und fährt fort Hanno zu preisen und die Wunder, die er verrichtet hat.

Hier eine der erhabensten Stellen aus diesem Gedichte:

Dü sih Lucifer dü ce ubile gevieng,
Unt Adam diu Godis wort ubirgieng,
Du balch sig es Got desti mer,
Daz her andere sine werch sach rehte gen.
Den manen unten sunnen,
Di gebin ihre liht mit wunnen.
Di sterrin bihaltint ire vart.
Si geberint vrost unte hizze so starch.
Daz fuir havit ufwert sinen zug,
Dunner unte wint irin vlug,
Di wolken dragint den reginguz,
Nidir wendint wazzer irin vluz.
Mit blumin cierint sich diu lant,
Mit loube dekket sich der walt;
Daz wilt habit den sinin ganc,
Scone is der vugil sanc,
Ein iwelich diu e noch havit,
Di emi Got van erist virgabit,
Newere di zuei gesceffe,
Di her geschuft di bezziste,
Di virkerten sich in diu dolcheit.
Dannin hubin sich diu leit. —

O, wi di wifini clungin,
Da di marin cisamine sprungin,
Here horn duzzin,
Becche blütis vluzzin,
Derde dir untini diuniti,
Di helle in gegine gliunte,
Da di heristin in der werilte
Suchtin sich mi suertin,

Dü gelach dir manich breiti scari.
Mit blüte birunin gari;
Da mohte man sin duowen
Durch helme virhouwin
Des richin Pompeiis man,
Da Cesar den sige nam.

Uebersetzung:

Da sich Lucifer nun dem Uebel gefangen gab,
Und Adam Gottes Wort übertrat,
Da erzürnte sich Gott deß destomehr,
Weil er andere seiner Werke sah recht gehn.
Der Mond und die Sonne,
Die gaben ihr Licht mit Wonne.
Die Sterne behalten ihre Fahrt.
Sie gebären Frost und Hitze so stark.
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug;
Donner und Winde ihren Flug.
Die Wolken tragen den Regenguß.
Nieder wenden die Wasser ihren Fluß.
Mit Blumen zieren sich die Lande (Gefilde);
Mit Laube decket sich der Wald.
Das Wild hat seinen Gang;
Süß ist der Vögel Sang.
Ein jeglich Ding das Gesetz noch hat,
Das ihm Gott zu Anfang gab.
Nur die zwei Geschaffenen,
Die er schuf die besten,
Die verkehrten sich in die Thorheit.
Von dannen erhub sich vieles Leid. —

Ha, wie die Waffen klangen,
Da die Rosse zusammen sprangen!
Heerhörner ertoseten,
Bäche Blutes flossen.
Die Erde drunten dröhnte.
Der Glanz glühte ihnen entgegen,
Als die ersten in der Welt
Sich suchten mit Schwertern.
Damals fielen die berühmtesten Truppen
Mit Blute ganz und gar umflossen, in's Gras
Damals konnte man toben sehen
Durch die zerhauenen Helme
Die Soldaten des mächtigen Pompejus,
Da Cäsar den Sieg errang.

In dieser nächtlichen Zeit war aber für das deutsche Volk, für das gemeine, ein wohlthätiger Schimmer neuen Tages aufgegangen in dem Glauben an Christum, der um diese Zeit allmälig begriffen und in Verstand und Herzen aufgenommen wurde. Die frommen Mönche mit ihren Heiligenbildern, Gotteslämmchen und Rosenkränzen, die christlichen Feste mit ihren Weihnachtsbescheerungen, heiligen drei Königen, Osterspielen und Pfingstbäumen, der feierliche Choral bei der majestätischen Orgel in den Kirchen, wo wiederum Herren und Knechte ein und dasselbe Lied sangen, die Messe mit den prächtigen Gewanden und all der Liturgie des Gottesdienstes, waren poetische Funken, die fröhlich in die Macht der Barbarei hineinsprangen, und die Drangsale des Lebens erträglich machten. Dazu kamen die Kirchen, die Riesendome, Münster und Thürme, die man eben zu der Zeit im sogenannten gothischen Style zu bauen anfing, an deren Spitzpfeilern, wunderbaren Schnörkeln und grauen Gewölben aller Glaube, alle Liebe und alle Hoffnung deutscher Völkerherzen wie krystallisirt zu lesen waren und bis heute zu lesen sind.

Das Lied der Nibelungen.

Aus dieser Zeit sind nun auch die trefflichen Volksepen, die dann später im 12ten oder 13ten Jahrhundert erst gesammelt und mit verschiedenen Abänderungen, wohl auch in anderer Mundart niedergeschrieben worden sind. Darunter sind unstreitig das Niebelungenlied und Gudrun die wichtigsten, weil sie beide aus deutschen Sagen entsprungen, und die alte Heldenzeit, die dem Ritterthume vorangegangen, in großen und treuen Umrissen darstellen. Wir wollen zuerst vom Nibelungenliede, von seiner Entstehung, dann von seinem Inhalte und endlich von seinem ästhetischen Werthe sprechen, damit wir des Eindrucks, welchen diese kolossalen steinernen Gestalten auf das Gemüth machen, desto gewisser werden; denn da die Darstellung desselben sowohl, als der Stoff unsern Zeiten und unsrer Auffassung so ferne liegen, wird man ohne alle Einleitung schwerlich für das Gedicht Interesse gewinnen. Es ist aber

dieses Volksepos aus mehrern longobardisch-gothischen und fränkisch-burgundischen Sagen zusammengesetzt. Solche Sagen sind: Dietrich der Berner (der Gothen-König Theodorich von Verona), die Nibelungen (ein altes Geschlecht gewaltiger Riesen, die im Eisenland Island, Irland oder Niederlande wohnten, und daselbst einen unermeßlichen Hort oder Schatz bewahrten), der Burgunderhof, und die schöne Chriemhilde, der gehörnte Siegfried, das Hünenweib Brunehild und der Hunenkönig Etzel oder Attila, der das burgundische Königsgeschlecht vertilgte. Alle diese meist ungleichzeitigen Sagen werden in diesem Epos in eine Zeit und auf einen Schauplatz zusammengedrängt, und man muß gestehen, daß dieß auf eine äußerst planmäßige Weise geschieht. Rasch schreitet die Erzählung von Thaten zu Thaten fort, und wird nicht wie bei den Griechen und Römern durch Zwischenhandlungen aufgehalten; sollte diese Art von Darstellung nicht im deutschen Charakter liegen, der einmal aufgeregt, nicht gerne innehält?

In der ersten Aventüre führt uns der Dichter nach Worms am Rheine, wo die Burgunden-Könige Gunther, Gernot und Giselher wohnen. Auch ihre Mutter, die Königswittwe Frau Ute lebt da, und bei ihr die schöne Chriemhild, ihre Tochter:

Der Maid, der minniglichen, durften ohne Schaam
Begehren kühne Recken, Niemand war ihr gram;
Ohne Maßen schöne so war ihr edler Leib,
Der Jungfrauen Tugenden hätten gezieret jedes Weib.

Zugleich werden uns die starken und kühnen Recken vorgeführt, die den Königen unterthan sind, Hagen und sein Bruder Dankwart ꝛc.

Gleich zu Anfang des Gedichts läßt uns der Dichter das tragische Ende ahnen; denn es träumte Chriemhilden, daß ihr den Falken, den sie sich erzogen, zween Aare erwürgten. Die Mutter Ute legt ihr den Traum aus:

Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Will ihn nicht Gott behüten, wirst du ihn bald verloren han.

Da versetzt Chriemhilde, sie wolle nichts von einem Manne und von Minne wissen und

In ihren viel hohen Tugenden, deren sie in Züchten pflag,
Lebte die Magd, die edle, viel manchen lieben Tag,
Wußt' Keinen, dem sie eigen wollt' seyn mit Seel' und Leib.

In der zweiten Aventüre lernen wir den Helden Siegfrid kennen; er wohnt in den Niederlanden bei seinem Vater, dem König Siegemund und seiner Mutter Siegelinde zu Santen in der Burg am Rheine.

Von seiner Stärke und Heldenthaten wird vorerst nur wenig erzählt; wir sollen erst mit seiner Milde und mit seinem Gemüthe, das ihm aller Herzen gewann, bekannt werden.

Eh' daß der Degen kühne erwuchs zum Mann,
Hatt' er schon solche Wunder mit seiner Hand gethan,
Davon in allen Tagen man wird erzählen und zeugen,
Deß wir zu dieser Stunden, ob andrer Märe, müssen schweigen.

In seinen besten Zeiten, bei seinen jungen Tagen,
Mochte man viel Wunder von Siegfriden sagen,
Wie groß er wuchs an Ehren, und wie schön war sein Leib;
Seit freuten seiner Minne sich die viel waidlichen Weib.

Dabei war er so gut und liebte seine Eltern so sehr, daß er, als die Vasallen ihn zu ihrem Herrn haben wollten, die Ehre ausschlug.

So lang noch beide lebten Siegmund und Siegelind,
Nicht wollte tragen Krone ihr beider liebes Kind.

Auch wird erzählt, wie der König eine große Hochzeit, das ist Kampfspiel, gibt, wo man so recht in die eiserne Zeit der ungeschlachten Recken während der Völkerwanderung eingeführt wird.

Sie liefen, da sie fanden gesattelt manch Roß,
In Siegmundes Hofe; der Buhurt* war so groß,
Daß man ertosen hörte Palast und Saal;
Die hochgemuten Degen hatten großen Jubel allzumal.

Von Greisen und von Jungen man hörte manchen Stoß,
Von der Schäfte Brechen stieg in die Luft Getos;
Speersplitter sah man fliegen vom Kampf der Recken heiß
Hin zu dem Palaste; das ward gethan mit großem Fleiß.

* Ein Kampfspiel in ganzen Schaaren.

Der Wirth bat abzulassen; weg zog man die Rosse da;
Viel manche starke Buckeln man auch zerbrochen sah;
Viel der edeln Steine, zerstreuet auf dem Gras,
Von lichter Schilde Spangen; von Stößen war geschehen das.

In der dritten Aventure zieht Siegfrid nach Worms; er hörte von der minniglichen Chriemhilde; diese wollte er freien. Vergebens rathen ihm Siegmund und Siegelinde von dieser Fahrt ab, denn es hat der König Gunther viel manchen hoffärtigen Mann. Doch Siegfrid läßt sich nicht abhalten.

„Was kann uns das gefährden?" sprach der kühne Mann;
„Was ich nicht mit Freundschaft von ihnen erbitten kann,
Das mag mit Trotz erwerben meine starke Hand;
Ich getrau' mir von ihnen zu erzwingen Leute und Land"

Und so zieht er denn wohlgerüstet und nur von zwölf Recken begleitet, und kam am siebenten Morgen zu Worms an. Als König Gunther sie in den Hof reiten sah, fragte er verwundert, wer die Fremden und woher sie seien, und Herr Hagen, der auch am Fenster stand, erkennt den Helden Siegfrid, obwohl er ihn niemals gesehen. Zugleich erzählt er, was für Heldenthaten Siegfrid bereits vollbracht: wie er die Schilbung und Nibelung, trotzige und zornige Recken, auf seinem Zuge antraf, wie sie eben einen unermeßlichen Hort d. i. Schatz theilten; Siegfrid sollte ihnen den Schatz theilen, sie gaben ihm dafür das Schwert Balmung, dem Nichts widersteht. Allein bei der Theilung kam es zum Streit, und Siegfrid erschlug mit seinem guten Schwerte die Riesen, bezwang das Land der Nibelungen und eroberte den Nibelungen-Hort. Da war aber noch ein kleiner Zwerg Alberich mit der Tarnkappe, welche unsichtbar machte; dieser wollte nun seine Herrn rächen. Auch ihn bezwang Siegfrid und machte ihn zum Kämmerer des Nibelungen-Hortes, den er in einer festen Burg verschloß.

Noch erzählt Hagen, wie Siegfrid einen Lindwurm erschlagen, in dessen Blute er sich badete, wodurch seine Haut hörnern wurde und unverwundbar. Daher sein Name: der gehörnte Siegfrid. Darauf wird Siegfrid vorgelassen.

Nach einer ehrbaren Begrüßung von beiden Seiten beginnt

Siegfrid ganz in der tollkühnen Weise der alten Recken: er habe gehört, daß die Könige mit ihren Mannen so kühn seien, darum wäre er gekommen, sich mit ihnen zu messen und ihnen Land und Burgen abzustreiten. Man kann sich denken, wie das die Burgunder aufnahmen; es wurde trotzig geantwortet und laut nach Schwertern gerufen; allein Gernot, wohl eingedenk, was Hagen von Siegfrid erzählt, sucht den Streit zu schlichten, und weil Siegfrid an die viel herrliche Maid gedachte, ward er ein wenig sänftlicher gemuth. Und so bekam er gute Herberge und in kriegerischen Kurzweilen, so wie bei Hoffesten mit den schönen Frauen ist er seiner Mannheit wegen wohl gelitten und bewundert; nur Chriemhild, die eine, die er in seinem Sinne trug, konnte er nicht mit Augen sehen.

Wenn draußen auf dem Hofe Kurzweil trieben und Spiel
Die Kind', Ritter und Knechte, da schaute oft und viel
Chriemhild durch die Fenster zu, die Königin hehr,
Keiner Kurzweile bedurfte sie zu den Zeiten mehr.

Wüßt' er, daß sie ihn sehe, die er im Herzen trug:
Er hätte Kurzweile davon immer genug;
Könnt' er sie sehn mit Augen, das ist gewiß, der Held:
Es konnte nimmermehr ihm Liebres geschehn in dieser Welt.

Nachdem nun unser Held in König Gunthers Lande völliglich ein Jahr sich aufgehalten, da begab es sich, daß der Sachsen König, Liudeger und der von Dänemark, Liudegast, den Burgunden Fehde entboten. Da stellte sich Siegfrid an die Spitze der Mannen und zog aus gegen die Feinde, überwand den Liudegast und nahm ihn auch gefangen und fuhr nun auch über die Sachsen her.

Da flogen die Schildspangen weg unter Siegfrids Hand;
Sieg gedachte zu erwerben der Held von Niederland
An den kühnen Sachsen, die man da wimmeln sah;
Hei, wie viel lichter Ringe zerbrach der kühne Dankwart da!

Da hatte der Herr Liudeger auf einem Schild erkannt
Gemalt eine Krone, der an Siegfrides Hand;
Wohl wußt' er, daß es wäre der viel kräftige Mann;
Laut zu seinen Freunden rufen da der Held begann:

„Meine Mannen alle wollt ab vom Sturme stehen!
Den Sohn Siegemundes hab' ich hier gesehen,
Siegfriden den Starken, den hab' ich hier erkannt;
Ihn hat der üble Teufel her nach Sachsenland gesandt."

Vom Sturm hieß er ablassen, des Friedens er begehrte,
Und hieß die Fahnen senken, daß man ihn bald gewährte;
Doch mußt' er werden Geisel in König Gunthers Land,
Das hatte von ihm erzwungen Siegfrieds des viel kühnen Hand.

Die Fehde war nun ausgefochten, und die Sieger kehrten heim, angekündigt durch Boten, die dem Herrn voraneilten. Wie freute sich da die edle Chriemhild.

Ihr Antlitz, ihr schönes, das ward rosenroth,
Weil mit Glücke war geschieden aus der großen Noth
Der waidliche Recke, Siegfrid, der starke Mann.
Sie freute sich auch ihrer Freunde; das ward nach Schuld und Fug gethan.

Herzlich willkommen waren nun die heimkehrenden Helden dem König Gunther, reich wurden sie beschenkt, und jeder, wie er begehrte, nach Hause entlassen, um über sechs Wochen wieder nach Worms zu kommen, weil ihnen der König zu Ehren eine große Hochzeit geben wollte; bis dahin, hoffte man, würden auch die Verwundeten genesen.

Urlaubs da auch begehrte Siegfrid von Niederland;
Da der König Gunther ihn so gewillet fand,
Er bat ihn freundlichen Sinnes, daß er's noch lass' stehn an;
Ohne seine Schwester hätt' schwerlich es der Held gethan.

Als nun die Recken nach 6 Wochen zu der Hochzeit kamen,

Da sprach zu dem Könige der Degen Ortewein:
„Wollt ihr mit vollen Ehren Wirth bei der Hochzeit sein,
So sollt ihr lassen schauen die wonniglichen Kind',
Die mit so großen Ehren hier im Burgundenlande sind.

Was sollte Mannes Wonne und Herzens Labe sein,
Wären nicht herrliche Weiber und Jungfrauen fein?
Lasset Eure Schwester vor Eure Gäste kommen."
Der Rath der war gar manchem von den Helden hoch willkommen.

„Dem will ich gerne folgen;“ sprach Gunther; die ihn so
Hörten reden, all' die waren's herzlich froh;
Er entbot Frau Uten sammt der Tochter wohlgethan,
Daß sie mit ihren Mägden hin zu Hofe sollten gahn.

Da ward aus den Schreinen gesucht gut Gewand,
Was man in den Truhen von edlem Schmucke fand,
Spangen sammt Borten, deß war ihnen viel bereit;
Mit Fleiße sich zierte viel manche wohlgethane Maid.

Viel mancher junge Recke des Tags war so gemut,
Daß in der Frauen Augen er stattlich wär' und gut,
Daß er dafür nicht nähme eines reichen Königs Land;
Sie sahen die viel gerne, so niemals sie zuvor gekannt.

Da hieß der reiche König mit seiner Schwester gehn
Die ihr dienen sollten, seiner Mannen zehnmal zehn,
Von ihren und seinen Sippen, die trugen Schwert' in der Hand;
Die das Hofgesinde waren in der Burgunden Land.

Uten, die viel reiche, die sah man mit ihr kommen;
Die hatte schöner Frauen zur Gesellschafft genommen
Wohl hundert oder drüber, die trugen reiche Kleid';
Auch hinter ihrer Tochter ging manche stattliche Maid.

Man sah sie alle schreiten aus eines Saales Pforte;
Von Helden ein groß Drängen erhub sich an dem Orte,
Die da heiß begehrten, so es könnte geschehen,
Daß sie die Jungfrau edel sollten da viel herrlich sehen.

Nun schritt die Minnigliche, als wie der Morgen roth
Zieht aus trüben Wolken; da schied von mancher Noth
Der sie da trug im Herzen nun schon so lange Zeit;
Er sah die Minnigliche mit Augen in ihrer Herrlichkeit.

Es leuchtete ihr vom Kleide viel mancher Edelstein;
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein;
So Einer dürfte wünschen: doch könnt' er sagen nicht,
Daß in dieser Welt ihm je Schöneres kam zu Gesicht.

Wie der Mond, der lichte, vor den Sternen steht,
Der Schein also lauter abwärts den Wolken geht,
Demselben gleich stand sie vor manchen Frauen gut;
Deß ward wohl da erhöhet manches schnellen Helden Mut.

Die Kämmerer, die reichen, sah man vor ihr gehn;
Die hochgemuten Degen mochten nicht ferne stehn;
Sie drängten sich zu sehen die minnigliche Maid;
Siegfrid dem Herren ward zu Mute lieb und leid.

Er dachte in seinem Herzen: wie wäre das gethan,
Daß ich dich minnen sollte? das ist wie Kindes Wahn;
Soll aber ich dich fremden, so läg' ich sanfter todt.
Er ward von den Gedanken viele Male bleich und roth.

Da stand so herrlich des Siegemundes Kind,
Als ob er wär' gemalet auf ein Pergamint
Durch Kunst eines guten Meisters; Alle zeugten da,
Daß man Seinesgleichen an Schönheit einen Held nie sah.

Die mit den Frauen gingen, die hießen aus den Wegen
Weichen allenthalben; dem gehorchten manche Degen;
Die hochtragenden Herzen erfreuten Seel' und Leib;
Man sah in hohen Züchten schreiten manch waidliches Weib.

Da sprach von Burgunden der Herre Gernot:
„Der Euch seine Dienste so gütlich und trefflich bot,
Gunther, viel lieber Bruder, dem sollt' Ihr also thun
Vor allen diesen Recken — bedacht ist, was ich rathe nun:

Ihr heißet Siegfriden zu meiner Schwester kommen,
Daß ihn die Maid begrüße; deß haben wir immer Frommen.
Die nie noch Recken grüßte, soll ihn jetzt grüßen pflegen;
Damit uns bleibt gewonnen der viel zierliche Degen."

Da gingen des Wirthes Magen wo man den Helden fand.
Sie sprachen zu dem Recken aus dem Niederland:
„Euch hat erlaubt der König: Ihr sollt zu Hofe gehen;
Seine Schwester soll Euch grüßen; zu ehren Euch soll das geschehn."

Der Herr in seinem Mute war deß viel gern bereit;
Da ward es ihm im Herzen lieb, ohn' alles Leid,
Daß er sollte sehen schön Utens Töchterlein;
Mit minniglicher Tugend grüßte sie Siegfriden fein.

Wie sie den Hochgemuten vor sich stehen sah:
Da entzündete sich seine Farbe; die schöne Magd sprach da:
„Seid willkommen Herr Siegfrid, o edler Ritter gut!"
Da ward ihm von dem Gruße wohl erhöhet der frohe Mut.

Minniglich er sich neigte, und Gruß und Dienst ihr bot;
Sie zwang gegen einander sehnender Minne Noth.
Mit lieben Augenblicken einander sahen an
Der Herr und auch die Fraue; in Heimlichkeit ward das gethan.

Ob ihr da ward freundlich gedrückt die viel weiße Hand
Von herzelieber Minne? das ist mir nicht bekannt;
Doch will ich nicht glauben, daß es blieb unterwegen;
Zwei minnegehrende Herzen die mußten deß von Schulden pflegen.

Um die Sommerzeiten und an den Maientagen
Durft' er in seinem Herzen nicht mehr geheim tragen
So viel der hohen Freuden, als er da gewann,
Da ihm die ging an Händen die er zur Trauten wollte ha'n.

Da dachte mancher Recke: hei! wär' mir so geschehen,
Daß ich zur Seit' ihr ginge, als ich ihn hab' gesehen,
Oder bei ihr läge! das thät' ich ohne Haß.
Es hat seither kein Recke gedienet einer Königin baß.

Von welcher Könige Landen die Gäste kamen dar,
Die nahmen sonderlich alle dieser Beiden wahr.
Ihr ward erlaubt zu küssen den waidlichen Mann;
Ihm ward nie so Liebes noch auf dieser Welt gethan.

Der König von Dänemarken sprach da so zur Stund':
„Um willen des hohen Grußes liegt viel Mancher wund;
Wie ich das wohl empfinde, von Siegfrides Hand.
Gott lasse nimmer ziehen ihn nach Dänemarken Land."

Man hieß da allenthalben weichen aus den Wegen
Der schönen Chriemhilde. Manchen kühnen Degen
Sah man gehn in Züchten zur Kirche mit ihr hinan;
Seit ward von ihr geschieden der viel waidliche Mann.

Da ging sie zu dem Münster; ihr folgte manch Weib.
Da war auch wohl geschmücket der jungen Königin Leib,
Daß da hoher Wünsche mancher ward verloren.
Sie war zur Augenweide für der Recken Manchen geboren.

Zu warten verdroß Siegfrid bis zu Ende war der Sang;
Er mochte seinem Heile immer sagen Dank,
Daß ihm die so gewogen, die er im Herzen trug;
Auch war er, von Schulden, der Schönen von Herzen hold genug.

Da man sie nach der Messe sah vor dem Münster stehn,
Bat man den kühnen Helden wieder zu ihr gehn.
Da erst begann ihm danken die minnigliche Maid,
Daß er vor den Recken also mannhaft gethan im Streit.

„Nun lohn' Euch Gott, Herr Siegfrid" sprach das viel schöne Kind,
„Daß Ihr das habt verdienet, daß Euch die Recken sind
So hold in guten Treuen, als ich sie höre sagen."
Das Aug' begann er minnig gegen Chriemhilden aufzuschlagen.

„Ich will ihnen immer dienen," also sprach der Degen,
„Und mein Haupt zur Ruhe will ich nimmer legen,
Ehe ich ihre Gunst erworben, soll ich das Leben h'an;
Das soll Euch zu Diensten, Jungfrau Chriemhilde, seyn gethan."

Während zwölf Tagen, jeden Tag allda
Stehen bei dem Degen die hohe Magd man sah,
So oft sie sollte zu Hofe zu ihren Freunden gehn;
Der Dienst war dem Recken aus großer Gunst und Liebe geschehn.

Nachdem nun das Fest vorüber war, und die Gäste reich beschenkt und vergnügt von dannen zogen, wollte auch Siegfrid wieder Urlaub nehmen; da sprach zu ihm Giselher:

„Was wollt ihr nun reiten, Ihr Held von edler Sitte?
Bleibet bei den Recken, thut wie ich Euch bitte,
Bei dem König Gunther und den Mannen fein.
Hier sind viel schöne Frauen; die zu sehn soll unverwehrt Euch seyn."

Da sprach der starke Siegfrid: „So laßt die Rosse stehn;
Ich wollte wegreiten, davon will ich abgehn.
Traget hin die Schilde; ich wollte in mein Land;
Deß hat mir mit Ehren Giselher den Sinn gewandt."

So blieb der Kühne den Freunden zu Liebe dort,
Und wär' nicht in der Heimath, und wär' an keinem Ort
Ihm also sanft gewesen. Dadurch es geschah,
Daß er nun alle Tage Chriemhilde, die viel schöne, sah.

Ihrer Schönheit ohnmaßen willen der Held da blieb,
Mit mancher Kurzweile man nun die Zeit vertrieb,
Nur daß ihn zwang ihre Minne, die schuf ihm viele Noth;
Darum seit der Kühne erlag in jämmerlichem Tod.

Nun beginnt in der sechsten Aventüre die Schürzung des Knotens, und vom heitern Rhein im Burgunderlande soll der Leser über das Meer geführt werden, in ein nördliches und trübes Land, wo aber die schöne Brunchild hauste.

> Es war eine Königin gesessen über der See;
> Ihr Gleiche fand man keine in der Fern' und Näh'.
> Sie war ohnmaßen schöne, viel groß war ihre Kraft;
> Sie schoß mit schnellen Degen um ihrer Minne Preis den Schaft.
>
> Den Stein den warf sie fernhin, darnach sie sprang viel weit:
> Wer ihrer Minne begehrte, mußt' ohne Wanken im Streit
> Drei Spiele abgewinnen der Frauen hoch geboren:
> Gebrach es ihm in Einem, so hatte er sein Haupt verloren.

Und eben dieses furchtbarliche Weib wollte Gunther freien, und so sehr ihm alle widerriethen, sprach er doch:

> „Sei sie so stark sie wolle, die Reise lass' ich nicht
> Hin zu Brunhilde, was auch mir geschicht;
> Um die ohnmaßen Schöne muß es gewaget seyn;
> Ob mir's nun Gott bescheide, daß sie mir folget an den Rhein."

Auf Hagens Rath bat er Siegfriden mitzuziehen, und dieser willigte ein, wenn er ihm seine Schwester Chriemhilde zum Weibe gebe. Ehe sie aber noch fortzogen, wurde Chriemhilde von ihrem Bruder und Siegfrid angegangen, die Ausrüstung und Bekleidung der Mannen zu besorgen. Wunderlieblich erscheint uns hier die holde Jungfrau, mit welchem Anstand und Herzlichkeit sie die Helden empfängt: sie nahm sie beide bei der Hand und führte sie in ihr Gemach, um zu hören, was sie begehrten. Nur mit wenig Zügen wird geschildert, wie die Liebenden freundliche Blicke wechselten und im Anschauen glücklich waren, und von Siegfrid heißt es:

Er trug sie in seinem Herzen, wie die Seele von seinem Leib. Viele Thränen wurden beim Abschied vergossen. Doch weilt der Dichter nicht lange und führt uns rasch dem Rhein entlang zur Feste Isenstein, wo die stolze Brunhilde haust. Da wird nun in der siebenten Aventüre erzählt, wie die Recken von der Brunhilde

empfangen werden, und wie Siegfrid für König Gunther um sie wirbt, und wie die Waffenspiele, die todesgefährlichen, beginnen, und wie Siegfrid, durch die Tarnkappe allen unsichtbar, über die Heldin den Sieg davontrug, und Brunhilde sich dem König Gunther als Weib ergab. Als sie aber darauf durch Boten ihre Mannen herbeirufen läßt, wird den Burgunderhelden bange; doch Siegfrid tröstet sie; er wolle Hülfe bringen von auserwählten Recken. Darauf zieht er in das Land der Nibelungen, zwingt den Zwerg Alberich, ihm die Nibelungen herbeizuholen, dreißighundert an der Zahl. Von diesen wählt er tausend aus, die er reich und prächtig schmückte von diesem Horte, der nicht kleiner ward, wie viel man von ihm weg auch trug. Mit diesen Mannen eilte er nach Isenstein zurück, und geleitete von da den König Gunther mit seiner Braut nach Worms. Dort wurde nun die Doppelheirath vollzogen, und große Hochzeit und Freude ist in Worms. Allein sehr bald sucht das trotzige Gemüth der Brunhilde Ursache zu Hader und Streit: sie wollte wissen, warum die Königstochter Chriemhilde einem Dienstmann, für den sie Siegfriden hielt, vermählt worden sei. Doch König Gunther hütete sich wohl, ihr das Geheimniß zu entdecken, wie er nämlich sie nur durch Siegfrid's Kraft, im Streite mit ihr, gewonnen habe. Diesmal wurde Brunhild's böse Absicht noch vereitelt, denn

> Da die Gäste waren alle abgefahren davon,
> Da sprach zu seinem Gesinde Siegemundes Sohn:
> „Wir wollen auch uns rüsten heim wieder in mein Land."
> Lieb war es seinem Weibe, da sie es so beschlossen fand.

Siegfrid zieht also mit seinem Weibe heim in sein Land, und der Leser, welcher schon voll der finstern Ahnung durch die so oft wiederkehrende Schlußzeile:

> „Von der er seit Freuden und auch Jammers viel gewann."

Oder:

> „Durch die ihm seit viel Liebe und auch Leides viel geschah." —

ist recht froh, daß sie von dem Gefahr drohenden Worms wegkommen. Wie freundlich ist dagegen Siegfrids Heimath, mit welch herzlicher, aufrichtiger Liebe wurde das Paar von den Aeltern empfangen. Der alte König übergab ihm Krone und Reich, und Chriemhilde beschenkte ihn mit einem Sohne, den er wohl erziehen ließ, nur Siegelindes Tod trübte das häusliche Glück des guten Helden. Allein von Worms her kommt viel schlimmere Störung, denn Brunhilde kann nicht ruhen, sie will Siegfrid den stolzen an ihrem Hofe haben. Aber das Hassenswerthe der auf Verderben sinnenden Brunhilde wird einigermaßen dadurch gemildert, daß uns der Dichter merken läßt, wie Brunhilde eine heimliche Neigung zu Siegfrid hege, was in der elften Aventüre ausdrücklich gesagt wird, wo es heißt:

> Nun hatte auch dort beim Rheine, so wir hören sagen,
> Bei Gunther, dem reichen, einen Sohn getragen
> Brunhild, die schöne, im Burgunden Land,
> Aus Liebe des Helden wurde Siegfrid der genannt.

Nun ruhte Brunhilde nicht, bis ihr Gemahl Gunther Siegfrid mit seiner Gattin nach Worms zu einer Hochzeit lud. Siefrid und Chriemhilde folgten der Einladung, und mit prächtigem Gefolge erschienen sie am Wormser Hofe. Da wurde nun Brunhildes Neid rege und sie wollte ihr auf dem Kirchgange den Vortritt nicht gestatten, welchen sich Chriemhilde erlaubte, um zu beweisen, daß ihr Gatte ein König und Gunthers Genosse, nicht ein Dienstmann sei. Vor dem Münster kam es zum Wortwechsel zwischen den Frauen, und im Zorne entfuhr Chriemhilden das Geheimniß, das ihr Siegfrid anvertraut hatte: wie dieser und nicht Gunther sie durch seine Kraft überwunden habe. Die Sache kam vor Gunther, der, wie leicht zu denken, keine weitere Untersuchung anstellen wollte, und es

> Wurden geschieden mit Worten die schönen Frauen.
> Da war also traurig Brunhild anzuschauen,
> Daß es erbarmen mußte jeden Gunthers Mann.
> Da trat vor Tronege Hagen zu seiner Königin heran.

Er fragte, was ihr wäre? Weinend er sie fand;
Da sagte sie ihm die Märe, er gelobte ihr allzurhand,
Daß es entgelten sollte Chriemhildens Mann,
Oder er wolle nimmer Fröhlichkeit auf Erden ha'n.

Zu der Rede kam auch Ortwein und Gernot,
Da die Helden beriethen den Siegfrides Tod;
Dazu kam auch Giselher, der edeln Ute Kind;
Da er ihre Reden hörte, da sprach er so, treu gesinnt:

„Ihr viel guten Recken, warum thut Ihr das?
Verdiente doch Siegfrid niemals solchen Haß,
Daß er darum sollte verlieren Leben und Leib;
Und ist's eine leichte Sache, drob zürnen sein und Gunthers Weib."

„Sollen wir Gäuche ziehen?" sprach Hagen in grimmigem Mut;
Deß hätten gar wenig Ehre Degen also gut;
Daß er sich hat gerühmet der lieben Herrin mein,
Darum will ich sterben, geht's ihm nicht an das Leben sein."

Da sprach der König selber: „Er hat uns Nichts gethan
Als nur Gutes und Ehre; man thu' ihm kein Leides an;
Was frommt es, so dem Recken ich nun trüge Haß?
Er ist uns treu gewesen; mit gutem Willen that er das."

Da sprach von Metzen der Degen Ortwein:
„Es soll ihm doch nichts helfen die große Stärke sein;
Erlaubet mir's mein Herre, thu' ich ihm alles Leid."
Da gelobten ihm die Helden ohne seine Schuld Feindseligkeit.

Da gab nun der wilde Hagen den bösen Rath, es sollten falsche Boten aus dem Sachsenlande kommen, die dem Könige Krieg ankündigten; da würde sich Siegfrid gewiß anbieten mitzuziehen, und im Felde dann könnte er leicht und ohne Aufsehn um's Leben gebracht werden. Wohl sträubte sich lange Gunthers redliches Gemüth; allein er willigte endlich ein, und Alles wurde, wie es Hagen ersonnen, ausgeführt. Ehe aber die Recken mit Siegfrid auszogen, pflog Chriemhild, der für das Leben ihres Siegfrid bange war, eine Unterredung mit dem Hagen und bat ihn, nicht ahnend den Verrath, Sorge zu tragen, daß ihrem Gatten kein Leid geschehe. So wie früher Zorn, machte sie jetzt Furcht schwatz-

haft, und sie verrieth, was Siegfrid nur ihr anvertraut hatte und sprach:

> Ich meld' es im Vertrauen, viel lieber Freund, dir,
> Da du deine Treue bewährest gegen mir:
> Wo man doch mag verwunden den meinen lieben Mann,
> Das laß' ich dich hören; auf Treu' und Gnade ist's gethan.
>
> Als von des Drachen Wunden
> Floß das heiße Blut,
> Und sich darin badete
> Der kühne Ritter gut,
> Da fiel ihm zwischen die Schultern
> Ein viel breites Lindenblatt,
> Da mag man ihn verwunden;
> Darob mein Herz viel Sorge hat.
>
> Da sprach von Tronege Hagen:
> „Hin auf sein Gewand
> Nähet ihm ein kleines Zeichen;
> Dadurch wird mir bekannt,
> Wo ich ihn möge behüten,
> So wir im Sturme stah'n."
> Sie wähnte den Held zu beschützen, —
> Es war um seinen Tod gethan.
>
> Sie sprach; „Mit feiner Seiden
> Näh' ich auf sein Gewand
> Ein Kreuz gar heimlich;
> Da soll, Held, deine Hand
> Den meinen Mann behüten,
> So es hart gefährlich geht,
> Wenn er in den Stürmen
> Gegen seinen Feinden steht."

Als nun dies der Hagen erfuhr, änderte er seinen Rath und ging hin zum König und sprach: Der Krieg ist nicht mehr vonnöthen; verkünde deinen Mannen, daß die Sache mit den Sachsen beigelegt sei, und veranstalte eine Jagd, da will ich dem Feinde deines Hauses an's Leben. So geschah es auch, und Siegfrid wurde todt aus dem Walde heimgetragen. Der Schmerz und das Entsetzen Chriemhildes hat eine Erhabenheit und eine Wahr-

helt zugleich, wie man solche nur bei den größten Dichtern geschildert findet, und mit Blitzesschnelle fährt ihr zugleich der Argwohn in die Seele.

„Brunhilde hat's gerathen und Hagen hat's gethan —"

sprach sie, und als ihr Bruder Gunther von sich und seinen Mitschuldigen den Verdacht wegwälzen will, führt sie dieselben an die Leiche, und siehe da die Wunden des Erschlagenen bluten, so bald die Mordbefleckten hinzutreten, das war das Zeichen, das Michelwunder, das alte, an welches man von jeher glaubte, welches ihr die Schuld Hagens bewies, und laut ruft sie aus:

„Gunther, du und Hagen, ja ihr habt es gethan.
Nun gebe Gott die Rache in seiner Feinde Hand!"

Auch schickten sich die Nibelungen, die mit Siegfrid nach Worms gekommen, sogleich zum Streiten an, allein Chriemhilde, das kluge Weib dachte:

„Es hat der König Gunther manch übermüthigen Mann!"

und schloß das Rachegefühl in ihre Brust, während sie sich nun ganz dem Schmerze hingab.

„Sie hub" (heißt es) „sein Haupt, das schöne mit ihrer weißen Hand,
Und küßte so den Todten, den edlen Ritter gut;
Ihr lichten Augen weinten vor Leide Blut."

Sie ließ die geliebte Leiche begraben, und konnte durch nichts bewogen werden, an den Freuden des Hofes Theil zu nehmen und mit den Mördern ihres Gatten umzugehn, sondern:

Wo man ihr Lieb begraben,
Da ging sie immer hin.

Siehe da kommt der Markgraf Rudiger aus dem Ostlande und wirbt für König Etzel (Attila) um ihre Hand, und so sehre

sich ihr Herz gegen jede Verbindung sträubt, zieht sie mit in das ferne Hunnenland, denn Rudiger versprach ihr insgeheim:

„Hätte euch wer gekränket,
Es müßte schwer gerochen seyn!"

Weit ist die Fahrt bis an die Donau hin, und in Tulna wird sie von dem Könige Etzel feierlich empfangen und er zieht mit ihr in die Königsburg von Wien. Sieben Jahre lebt sie hier und das Rachegefühl mit ihr, worauf sie ihren Gatten bewegt, ihre Brüder mit ihren Mannen und dem Hagen zu einem Besuche einzuladen. Dem schuldbewußten, grimmen Hagen schwant nichts Gutes, er schickt sich aber doch an zur Reise und kommt mit Gunther und den Uebrigen zu den Hunnen. Er war indeß am Wormser-Hofe in der Könige Gunst hochgestiegen und übermüthig und tritt ebenso trotzig am Hofe Etzels auf, zeigt der Königin Chriemhilde offenbare Verachtung und tödtet einen vornehmen Hunnen im Buhurte. Allgemeine Entrüstung, genährt durch Chriemhilden und Hagens wilde Laune, in der er sogar den kleinen Ortlieb, Chriemhildens und Etzels Sohn enthauptet. Da werden nun die Burgunden in dem Saale, den sie bewohnen, überfallen und es beginnt ein mörderisches Gefecht, worin jedoch der Angriff durch Hagens und Volkers beispiellose Tapferkeit abgewiesen wird. Nun läßt Chriemhilde Feuer in das Haus werfen und die Angst, die Hitze, der Drang ist so groß, daß die verschmachtenden Recken, vom Durste gequält, das Blut der Erschlagenen trinken. Da sprach Hagen:

„Stellt an die Wand euch alle,
Seht zu, daß euch das Feuer nicht auf die Helme falle,
Tretet die Brände tiefer in das Blut hinein,
Zu einem üblen Feste lud uns die Königin ein."

Jetzt kommt auch Dietrich von Bern, der hier als ein Vasall Attilas erscheint, mit seinen Mannen. Auch diese wagen einen Angriff auf die Burgunder, fallen aber alle unter den Streichen Hagens und seiner Gefährten. Drauf nimmt Herr Dietrich

selber die Waffen, verwundet Hagen und nimmt ihn so wie Gunther, nachdem alle Burgunder erschlagen, gefangen. Gunther wird enthauptet, und Hagen, der noch in Fesseln trotzt, schlägt Chriemhilde mit Siegfrids Schwerte, das der böse Feind sich zugeeignet hatte, das Haupt vom Rumpfe. Das empört Etzel und die übrigen Degen, daß ein solcher Recke von Weibeshänden sterben sollte, und Dietrichs Dienstmann, Hildebrand, erschlägt im Grimme, eh' es Etzel hindern kann, Chriemhilden. —

Betrachten wir nun das ganze Gedicht, so finden wir neben der äußern Gestaltung so viel innere Schönheit, daß man es wenigstens nicht lächerlich finden kann, daß Einige es neben die Iliade von Homer stellen wollen, was freilich etwas übertrieben ist. Wie der Erzählungston getroffen sei, ist schon oben erwähnt worden, und wenn nicht so viel Kenntniß der mittleren Geschichte zum Verständniß des Ganzen und die sämmtliche Sagenkunde der Deutschen erfordert würde, könnte man mit Gewißheit behaupten, daß es, in unser Deutsch übertragen, von dem deutschen Volke in seinem ganzen Umfange mit dem regsten Interesse würde gelesen werden. Des Follenius neueste Arbeit wird zeigen, wie nahe wir diesem Ziele sind. Es ist ja zu diesem Zwecke so einfach angelegt und überall straff durchgeführte Einheit, ja eine Haltung unter den verschiedenartigsten Gestalten, daß die Maler unserer Zeit beinahe nur den Dichter kopiren durften, um die herrlichsten Bilder zu entwerfen; denn überall strahlen die Hauptpersonen, Chriemhilde und Siegfrid, Hagen, Brunhilde u. s. w. vor allen Uebrigen im Vordergrund gestellt, hervor. Nicht zu läugnen ist zwar, daß zur gänzlichen Vollständigkeit der historische und sagenhafte Hintergrund mehr in's Helle hätte gebracht werden sollen. So hätte, wenn z. B. (wie es in andern Sagen vorkommt,) der Fluch, welcher auf dem Nibelungenhort haftete, deutlich ausgesprochen worden wäre, das tragische Interesse ungemein gewonnen; eben so werden weitere Ausführungen einzelner Gestalten und Bilder z. B. Volkers, des kleinen Ortliebs u. dgl. m. schwer vermißt. Auch ist die Darstellung weit entfernt von der griechischen Leichtigkeit, ja sie wird von Gottfried und selbst von Wolfram weit übertroffen; ist sie aber

auch steif, und aus starrem Eisen gegossen, den ersten Anfängern der Bildhauerkunst in rohgemeiselten Steinblöcken vergleichbar, gezwungen und plump ist sie doch nirgends, ja sie trägt in dieser Hinsicht noch immer den Preis über die leblosen Heldengedichte, die seit dem Verfall der Minnezeit bis Klopstock in Deutschland erschienen, davon. Ebenso rühmlich ist die scharfe Zeichnung, die wir so sehr an vielen deutschen Werken, worin jene Ossianische Nebelei vorherrscht, vermissen. Was dann die innere Schönheit der Nibelungen betrifft, so finden wir beinahe alle Eigenschaften darin, die es zu einem plastischen Werke erheben. Welch' lebendige und vollendete Naturen treten hier handelnd auf, und in dieser Hinsicht wäre das Buch allerdings ein rechter Spiegel deutscher Mannheit, Kräftigkeit, Treue, Besonnenheit und Sittenreinheit; die Rohheit aber findet ihre Entschuldigung in der Zeit, und wird so geschildert, daß sie dem Uebermaß natürlicher Kräfte und Triebe, nicht dem Ueberreiz eines verderbten Geschlechtes entsprungen scheint. Wie trefflich sind ferner die Charaktere gezeichnet: Siegfrids arglose und harmlose Ehrlichkeit, mit einer titanischen Tapferkeit, die er aber fast ohne Bewußtsein wie ohne Stolz und Uebermuth so übt, daß er uns selbst liebenswürdig erscheint im keckſten Trotze. Chriemhilde ferner, wie züchtig und wie jungfräulich ist sie geschildert und mit Zügen, die an griechische Anmuth erinnern; selbst daß sie das anvertraute Geheimniß ihres Gatten verrieth, erscheint als ein natürlicher Ausbruch gekränkten Selbstgefühls, den die übermüthige Brunhilde herausfordern mußte, und wie sie zum zweiten Mal gegen Hagen in denselben Fehler geräth und ihm die verwundbare Stelle des Gatten anvertraut, geschieht es wieder aus Besorgniß inniger Liebe zu ihrem Siegfrid; selbst die Rache, die sie am eigenen Bruder und an dem wilden Hagen nimmt, wird durch so viel Unbilden hervorgerufen, daß man kaum die damalige Zeit zu Hülfe zu nehmen braucht, sie zu entschuldigen. Weniger vollendet, jedoch voll poetischer Wahrheit und eben so anziehend ist das Hünenweib Brunhilde geschildert, und ihre heimliche Neigung zu Siegfrid läßt wenigstens keinen Abscheu gegen sie aufkommen. Der vollendetste Charakter ist Hagen und er hat gewiß in dem ganzen Gebiete der Poesie nur wenige seines Gleichen. Am

erhabensten erscheint er uns in dem 2ten Theile des Gedichtes, wo er recht absichtlich von der Ahnung und der Weissagung seines bevorstehenden Schicksals ergriffen, seinen und seiner Gesellen Fall beschleunigt, ihn aber auch zugleich so kolossal als möglich zu machen sich bestrebt und mitten unter den ungeheuersten Thaten seines Grimmes eine ritterliche deutsche Biederkeit bis zum letzten Hauche bewahrt. Neben ihm, um nicht alle Gestalten aufzuführen, steht noch der Sänger Volker, des Fidelbogen durch Stahl und Eisen bricht, wenn er auf Helm und Schilde niederfährt; ein äußerst interessanter Charakter, der, so wenig ausgeführt er ist, mit seinen Kampfgesellen ächt deutschen Humor und also das Komische im edelsten Style darstellt. Wie das ganze Epos, so objectiv und ruhig auch der Sänger gebar, doch in vollster und lebendigster Bewegung fortstrebe, das Interesse immer steigere, ja am Schlusse am lebendigsten und lebhaftesten werde, so daß mit dem Falle der Wackersten bis zum schauderhaften Untergang aller Burgunder wahrhaft geeilt wird — läßt sich schon aus dem Mitgetheilten abnehmen. Wer mit der Geschichte, die der Völkerwanderung vorangeht, vertraut ist, wird auch das Ideelle, wodurch die ganze Handlung bis zur Schönheit erhoben ist, nicht verkennen, eben so wenig als die Anmuth, die selbst wo Leidenschaft, Gräuel und Wüthen bis zum Aeußersten fortschreitet, immer einiges Maaß, und durch Gegenstellung milder Züge einiges Licht in die furchtbarsten Schatten zu bringen weiß.

Gudrun.

Neben dem Nibelungenliede steht, wie die Iliade zur Odyssee, die Gudrun. Diese Sage bewegt sich in Norddeutschland und in einigen unbekannten Ländern an der Nordsee, — denn Irland und die Normandie, welche vorkommen, scheinen nicht eben diejenigen Länder zu bezeichnen, welche wir unter diesem Namen kennen, — und fängt mit dem Urahn der Heldin an. Sigebant war König in Irland, dem sein Sohn Hagen von dem Vogel Greif entführt

wurde. Durch ein wunderbares Geschick rettet sich der Knabe und wird von drei Jungfrauen, welche in einer Wüste eben so wunderbar dem Greif entronnen ihr Leben fristen, aufgenommen und auferzogen. Als stattlichen Jüngling führte ihn ein Schiff, das an der unwirthbaren Küste landete, sammt den Jungfrauen in die Heimath zurück. Große Freude über den wiedergefundenen Sohn, Feste und Kampfspiele, und zuletzt Vermählung Hagens mit einer der Jungfrauen, der schönen Hilde aus fernem Inderlande. Darauf übergab der alte König dem Sohne das Reich, und dieser regierte strenge und gerecht, und im Kampfe gegen Feinde focht er als Ritter brav und gut. Einer Tochter, die ihm geboren wurde, gab er den Namen ihrer Mutter Hilde und Hagen schwur: es sollte sie Keiner haben, der schwächer wär', als er. Viele Ritter und ihre Boten verloren da ihr Leben. Nun bekam auch Hettel, König in Hegelingen, Friesen, Dietmars und Waleis, Lust um Hilde zu werben. Es gingen also in seinem Namen der tapfere Wate, auch Herr Frute und der sangreiche Horand, und verkleidet als Krämer schifften sie nach Irland. Angekommen und gut aufgenommen daselbst, wär' es ihnen doch nicht gelungen die schöne Hilde insgeheim zu sprechen, wenn nicht Horand durch seine Lieder sie gewonnen hätte.

Da sich die Nacht geendet
und es begann zu tagen,
begann Horand zu singen;
in Bäumen und in Hagen
schwiegen alle Vögel
bei seinem süßen Sange;
die Leute die da schliefen,
die lagen jetzo nicht mehr lange.

Schön klangen seine Töne,
je höher, desto baß;
Hagen hörte es selber;
bei seinem Weibe er saß.
Aus der Kammer mußten
hervor sie auf die Zinnen;
der Gast war wohl berathen;
die Maid vernahm's, die Zier der Königinnen.

Des wilden Hagen Tochter
und ihre Jungfräulein
die saßen da und lauschten
wie die Vögelein,
vergaßen in dem Hofe
des Königs ihr Getöne;
wohl hörten auch die Helden
nie, wie des Dänen Lieder, also schöne.

Die Thiere in dem Walde
die Weide ließen stehn,
und das Gewürm, das sollte
in dem Grase gehn,
die Fische, die da sollten
in dem Wasser fließen,
die ließen ihre Reise;
so durfte seiner Kunst er wohl genießen.

Was er da singen mochte,
das deuchte niemand lang,
man horchte nicht in Chören
der Pfaffen schönen Sang;
die Glocken schienen nicht mehr
wie sonst zu klingen voll;
Alles, was ihn hörte,
glaubte, nur wenn er singe, sei ihm wohl.

Da ließ die schöne Hilde, um noch mehr Lieder von ihm zu hören, ihn heimlich durch einen listigen Kämmerer zu Abend kommen und als er mit ihr allein war, brachte er seine Werbung an.

„Wenn du mir wolltest singen
Am Abend und am Morgen"

erwiderte die Jungfrau, bin ich bereit dir zu folgen, und so wurde sie, als sie des andern Tags mit ihren Jungfrauen die fremden Schiffe beschaute, von hiunen nach Hegelingen geführt. Wohl setzte ihnen Hagen nach, allein er mußte dem kühnen Wate beinahe unterliegen, denn der Kampf war furchtbar und die Frauen weinten heftig, da sie die Schwerter hörten so erklingen.

Die schöne Hilde selber
in ihrer Traurigkeit
rief jetzt dem Helden Hettel
zu, daß er befreit
ihr aus der Noth den Vater
vor Wate dem greisen;
Er hieß nach seinem Fähndrich
das Volk zum harten Sturme weisen.

Der edle König Hettel
stritt ritterlich den Streit;
er kam zum alten Wate;
das war dem Helden leid.
Der Recke rief zu Hagen:
bei eurer eigenen Ehre
laßt jetzt den Haß sich enden,
damit nicht unsrer Freunde sterben mehre.

Laut fragte da Herr Hagen,
grimmig war sein Muth,
wer solch Geheiß ihm stelle.
Da sprach der Degen gut:
Ich bin's, der König Hettel
vom Hegelingenlande,
der seine werthen Vettern
so weit hinweg um Hildes willen sandte.

Da sprach der stolze Ritter:
ich habe es wohl vernommen,
daß sie in guter Absicht
um sie sind hingekommen.
Um dieser Helden willen
eure Ehre ist unzerronnen;
Ihr habt durch seine Künste
mir meine liebe Tochter abgenommen.

Jetzo sprang Hettel näher,
gleich also mancher thut,
um den Streit zu scheiden;
ergrimmt in seinem Muth
war noch der kühne Wate
doch wichen sie von dannen;
da stand bald auf Herr Hagen
vom Irenland mit allen seinen Mannen.

Hettel der tapfere König
den Helm sich jetzt abband;
Frieden hört man ausrufen
über all das Land.
Hilden sagte ihr Vater,
daß aller Streit aus wäre;
da hörten die Frauen
in langer Zeit nicht so erwünschte Mähre.

Hilde war nun an der Seite Hettels Königin von Hegelingen und residirte in Matelane. Zur Gespielin ließ Vater Hagen ihr Hildburg von Portugal zurück, die eine der drei Jungfrauen war, welche Hagen einst in der Wüste hegten und so wie Hilde, die Mutter, unvergängliche Schönheit hatte.

Rührend ist es zu lesen, wie Hagen von seiner geliebten Tochter Abschied nahm und zu Hause dann der Gattin erzählte, wie gut Hilde aufgehoben und gehalten sei in Hegelingen. Die Ehe Hettels und Hildes wurde mit zwei Kindern gesegnet.

Das eine ward ein Recke
und hieß Ortewein;
den befahl er Waten,
der zog das Kindelein,
daß nach hoher Tugend
sich seine Sinne wandten;
man lehrte ihn in der Jugend,
drum ward er auch ein Degen stets bei Handen.

Die schöne Tochter aber
mit Namen ward genannt
Gudrun die schöne
von Hegelingenland.
Im Dänenland die Vettern
Hetteln den Dienst erwiesen,
daß sie sie ihm erzogen,
das ließen sie sich nicht verdrießen.

Nun wuchs heran die Jungfrau,
gar schön ward sie von Leib,
daß sie loben mußten
beides, Mann und Weib,

so daß man sie auch ferne
von ihrer Heimath kannte;
Sie war geheißen Gudrun
und ward erzogen in dem Dänenlande.

Sie wuchs, daß sie wohl konnte
kräftig tragen ein Schwert,
als wäre sie ein Ritter;
drum ward sie auch begehrt
von gewaltigen Fürsten
vielfältig schon zur Minne;
doch viel, die um sie warben,
die fanden ihren Schaden nur darinne.

Wie schön auch war Frau Hilde,
des Königs Hettel Weib,
so wurde doch weit schöner
Gudruns süßer Leib;
auch schöner, als die Ahne
Hilde im Irenreiche;
unter allen Frauen,
das sagte jeder, fand man keine gleiche.

Darum hielt sich auch König Hettel so hoch, wie Hagen einst die Mutter, und viele Freiwerber wurden abgewiesen. Das widerfuhr zuerst dem Mohrenkönig Siegfried (man denke sich einen Araber aus Spanien oder Portugal, die damals unter Arabern standen), der diese Schmach dann später grausam rächte. Der zweite ist Hartmut, König Ludwigs von der Normandie Sohn, den besonders seine Mutter Gerlinde aus Stolz, die gepriesene Schönheit zur Schwiegertochter zu haben, ermuthigt, Alles anzuwenden, um zu ihrem Besitze zu gelangen. Dieses Weib ist nun der einzige intrigante Charakter, und der Dichter nennt sie eine Teufelin; aber auch ihre Leidenschaften sind so natürlich und mit so viel Güte verschmolzen dargestellt, daß sie nie unschön und ganz verabscheuungswürdig erscheint, und es wäre dies wieder ein Wink für unsere neuern Dichter, die so gerne moralische Ungeheuer ausmalen. Als Hartmuts Bote abgewiesen wurde, kam er selbst ungekannt nach Matelane, und gibt sich nur der Gudrun zu erkennen. Sie ist ihm nicht abgeneigt, so wenig sie es dem Siegfried war: wieder

ein natürlicher Zug; denn die mannbare Jungfrau zeigt sich in ihrer Einfalt gewöhnlich dem ersten Manne, der sich liebend nähert, nicht so leicht abgethan, und von der Siegwartischen Empfindlichkeit unserer Zeit konnte Gudrun nicht berührt sein; auch hebt es ihre bewiesene Treue gegen den Verlobten, daß sie keine Abneigung gegen dessen Nebenbuhler fühlt. Weil nun Gudrun seinen Tod nicht wünschte, so bat sie ihn schnell von dannen zu eilen und Hartmut folgte ihrem Winke, nahm sich aber vor, Rache zu nehmen an Hettel, doch so, daß er darunter nicht der schönen Jungfrau Huld verlöre. Glücklicher war der dritte Freiwerber Herwig, König von Seeland, der, nachdem er vergebens um Gudrun geworben, mit seinen Mannen nach Hegellingen zog und plötzlich vor der Stadt Matelane steht und sie mit Sturm einnimmt. Da scheidet Gudrun die Kämpfenden und wird Herwig anverlobt, doch so, daß er erst nach Hause kehren müsse und eine Jahresfrist geben zu den Hochzeitsrüstungen. Während dem war König Siegfried von Mohrland in Herwigs Reich eingefallen, hatte Alles verwüstet und Herwig mit seinen Mannen in offener Schlacht besiegt, so daß er auf seine Warte entrinnen mußte. In dieser Bedrängniß sandte er Boten zu König Hettel, der möchte ihm zu Hülfe kommen. Mit Thränen in den Augen bat Gudrun ihren Vater auszuziehen und dieser verspricht es ihr und der alte Wate und Horand und alle die Mannen, die er hat, auch sein Sohn Ortwein gesellt sich zu ihnen und so ziehen sie hin nach Seeland.

Hei was der kühne Wate
stürmte in den Streit!
Der Degen war gar weise
und brachte schweres Leid
in wilder Feinde Schaaren.

Alle Helden kämpften ritterlich und Siegfried nahm die Flucht und suchte eine Veste, zu heilen seine Wunden. Während nun aber Hettel die Mohren ängstete und belagerte, kam der rüstige Hartmut mit seinem Vater Ludwig in das Land der Hegelingen, weil er gehört hatte, daß Hettel abwesend sei und stand plötzlich vor Matelane. Ehe er aber Gewalt brauchte, ließ er der Königin

Hilde sagen: er komme, um der schönen Gudrun Hand zu bitten; würde ihm aber die nicht werden, sollte sie ihn mit seinen Recken am dritten Morgen selber sehen. Darüber lachte Gudrun. Ein unheilbringendes Lachen, wie die Folge lehrte, welches aber für Guduns Charakter bezeichnend ist, weil es im spätern Verlauf der Sage wieder vorkommt. Die Boten wollten sogleich von dannen und nahmen weder einen Becher Weins, noch andere Gaben die man ihnen bot:

Von Hettels Recken sagte
man den Gesandten das,
daß sie wenig fürchten
ihren Zorn und Haß;
wenn sie nicht trinken wollen
des Königs Hettel Wein,
werde man Blut einschenken
ihm und den Recken sein.

Die Boten kehren zurück und Hartmut dringt nun mit seinen Mannen in die Stadt, raubt die Gudrun und Hildburg, läßt Stadt und Land verwüstet zurück und eilt zu Schiffe in seine Heimath. Davon sendet Hilde Botschaft ihrem Gemahl; racheschnaubend erheben sich die Helden Hettels und Herwigs; allein es fehlten Schiffe, sie eiligst hinzuführen nach der Normandie. Da nahm der kühne Wate neun Schiffe, die an der Küste im Hafen lagen und fromme Pilger führten, mit Gewalt und auf diesen geraubten Fahrzeugen eilten nun die Helden den Räubern nach und auf dem Wulpensand (einer Insel) erreichten sie dieselben. Nun folgt ein grimmiger Kampf, der auch trefflich beschrieben ist, bis endlich Hettel selbst von König Ludwig erschlagen wurde.

Hettel und Ludwig schwangen
hoch jetzt in der Hand
ihre scharfen Schwerter;
jeder von ihnen fand
an der Kraft des andern
recht deutlich, wer er wäre.
Darauf schlug Ludwig Hettel;
da hub sich eine kummervolle Mähre.

Da von Matelane
der Herrscher war erschlagen,
erfuhr's die Wohlgethane;
da hörte laut man klagen
die schöne Jungfrau Gudrun
und ihre Mägdlein alle;
ja man war kaum geschieden,
die Feinde weinten auch ob diesem Falle.

Da der grimme Wate
erfuhr des Königs Tod,
begann er wie ein Eber
zu brüllen; Abendroth
machte er von Helmen schimmern
mit Schlägen so geschwinden;
er und die Seinen alle
ließen sich gar zornig jetzt erfinden.

Was auch die Helden thaten,
was konnte helfen das?
Von dem heißen Blute
der Wert wurde naß.
Nichts wollten mehr von Frieden
die braven Hegelingen;
von dem Wulpensande
wollten sie Gudrun gern nach Hause bringen.

Die Waleiser von Sturmland
rächten des Königs Tod;
die vom Dänenlande
waren in der Noth
bei den Hegelingen
und denen aus Nordlanden:
an der Hand zerbrachen
die Schwerter oft den Helden ohne Schanden.

Seinen Vater wollte
rächen kühn Ortwein;
da kam Horand gezogen
mit vielen Helden fein.
Der Tag war jetzt zu Ende,
es kamen die Nachtstunden;
da wurden erst geschlagen
noch von den Helden viele tiefe Wunden.

Einer von den Dänen
auf Horand schnell zusprang,
und in der Faust gewaltig
ihm sein Schwert erklang;
er hielt ihn für den Gegner;
doch alsbald zur Stunde
Horand, der kühne Degen
schlug ihm eine tiefe Wunde.

Da er so den Vetter
hatte selbst erschlagen,
ließ er dessen Fahne
hinter der seinen tragen.
Nun kannte er, wen er hatte
getödtet, an der Stimme;
darum beklagte Horand
den Todten, der erlegen seinem Grimme.

Laut rief König Herwig:
hier geschichet Mord,
seit der Tag von hinnen
ist gegangen fort;
es schlägt jeder den andern,
sei fremd er oder eigen;
währt das bis an den Morgen,
wird nicht der dritte sich mehr lebend zeigen.

Wo man den kühnen Wate
in dem Kampf vernahm,
drängte man sich zur Seite,
wo die Noth ankam;
sein schonungsloses Zürnen
niemand zu dulden wußte;
er brachte manchen dahin,
wo er immer bleiben mußte.

Drum ward der Kampf geschieden,
bis es würde Tag;
viel Volks auf beiden Seiten
tödtlich verwundet lag,
erschlagen von den Fremden;
es fehlt' des Mondes Scheinen,
der Tag war hingegangen;
so ward besiegt der Gast mit all den Seinen.

Mit Mühe die Gegrimmten
verließen jetzt den Streit,
wiewohl der Helden Hände
müd waren schon zur Zeit.
Doch wollten sie nicht weiter
von einander gehen,
als daß, wo Feuer brannten,
man Helm' und Schilde konnte deutlich sehen.

In der Nacht entwichen die Normannen und nahmen die Jungfrauen mit sich, und als die Hegelingen am andern Morgen den Kampf erneuern wollten, fanden sie keinen Feind mehr. Da nun keine Möglichkeit war sie zu erreichen, begannen sie die Todten, so Freund als Feind, zu begraben. Sechs Tage wurden damit zugebracht, und auf der Stelle ein Kloster gestiftet.

Wer dort gelassen hatte
einen theuren Leib,
gab Beisteuer dem Hause,
es sey Mann oder Weib,
zum Seelenheil der Leiche,
die hier ruht in der Klause;
dadurch ward es gar mächtig,
dreihundert Hufen dienten bald dem Hause.

Gott sei denn allen gnädig,
welche ruhen dort
und andern in dem Lande!
Jetzo zogen fort,
die gesund noch waren
auf dem Wulpensande,
und nach all den Sorgen
kamen sie heim in ihrer Herren Lande.

Als die Helden dann heimgekommen nach Hegelingen und die traurige Botschaft von des Königs Tode und von der großen Niederlage mitbrachten, die sie bei an den Pilgern verübten Raubes wegen verschuldet zu haben laut bekannten, war große Wehklage in Matelane und ganz Hegelingen, und die Königin Hilde war nicht zu trösten. Da wurde zuerst den Pilgern alles Geraubte zurückgestellt und dann beschlossen, sobald die Jugend herangewachsen wäre, — denn fast alle waffenfähige Mannschaft war auf dem Wulpensand geblieben —

mit einem Heereszuge nach der Normandie zu fahren und Gudrun mit ihren Jungfrauen zu befreien. Allein es währte 14 Jahre bis dieser Heereszug zu Stande kam, und Gudrun litt mit ihrer Freundin Hildburg und allen ihren Jungfrauen während der Zeit unsägliche Schmach. Gleich als sie in Normannenland angekommen, warf sie der alte König Ludwig, darüber ergrimmt, daß sie sich freimüthig erklärte:

„Ehe ich Hartmut nehme,
wäre ich lieber todt",

in die See; nur mit Mühe rettete sie der herbeieilende Hartmut. Eben so hart, ja grausam wurde sie von der Königin Gerlinde behandelt; die einzige Schwester Hartmuts, Ortrun, hatte Mitleid und suchte, gleich ihrem Bruder, ihre Leiden zu lindern; denn die Königstochter mußte mit ihren edlen Jungfrauen Garn winden, Flachs hecheln, Wasser tragen, Ofen heizen und andere niedrige Dienste verrichten.

Als Hartmut, von einer Heerfahrt zurückkehrend, von diesen Mißhandlungen hörte, war er ungehalten und ging zu Gudrun und versuchte die Maid und ihre Liebe zu gewinnen, indem er ihr versprach, alle die angethanen Leiden reichlich zu versüßen, wenn sie wollte Königin werden. Allein Gudrun war unbeweglich; Nichts konnte sie von ihrer Treue zu Herwig abbringen, und zugleich warf sie ihm den Tod ihres Vaters vor: „könnte ich", sprach sie, „den zum Gatten nehmen, dessen Vater den meinigen erschlagen", und ferner:

Es war doch immer Sitte
von frühesten Zeiten an,
daß ein Weib nicht nehmen
sollte einen Mann,
es wär' denn beider Wille;
und das ist Recht und Ehre.

Da wandte sich Hartmut zornig von ihr und sprach: „nun kümmert es mich wenig, was man an euch thut." Als darauf auch die sanfte Ortrun vergebens sie an den Hof zog, und vergebens ihr zuredete, freundlicher gegen Hartmut zu werden, verurtheilte

sie die böse Gerlinde, die Kleider für Hof und Gesinde zu waschen, gleich einer Magd, und weil Hildburg sie laut deshalb beweinte, wurde sie ihr zu diesem Dienste beigesellt, welches sie auch mit Freuden annahm und es ist rührend, wie die Treue dieser theilnehmenden Freundin geschildert wird.

Kaum konnte sie erwarten,
bis die Nacht begann,
daß die edle Gudrun
einigen Trost gewann.
Zu ihr ging Frau Hildburg
in eine Kammer stille:
da ergossen beide
über den Dienst der Klagen reiche Fülle.

Hildeburg, die hehre,
mit vielen Thränen sprach:
Traun mich schmerzet heftig
dein großes Ungemach;
doch hab' ich von der Teufelin
erbeten, daß am Strande
du sollst allein nicht leiden;
ich werde mit dir waschen die Gewande.

Darauf sprach die Verbannte:
das lohne dir Herr Christ,
daß ob meinem Leiden
so betrübt du bist!
Willst du mit mir waschen,
das gibt uns Freude gute,
und kürzet uns die Weile,
und uns ist desto besser auch zu Muthe.

Da ihr nun war erlaubet,
daß sie das Gewand
mit der Freudelosen
durfte an den Strand
tragen und auswaschen
in ihren großen Leiden,
da mußten, was die andern
auch thaten, immer waschen diese beiden.

Da nun ihr Gesinde
Muß indeß gewann,

weinten sie doch heftig,
wenn sie sie stehen sah'n
und waschen an dem Ufer;
sie huben laute Klagen
und hatten gern für jene
die schwersten Mühen in der Welt getragen.

Es währte das so lange,
das ist gewißlich wahr,
daß sie waschen mußten
wohl fünf ein halbes Jahr,
sie reinigten die Kleider
für König Hartmut's Helden.
Nie mußten mehr sie dulden
und tragen größre Noth die Auserwählten.

Indessen kam die Heerfahrt in Hegelingen zu Stande und die Helden **Herwig**, **Ortewein**, **Horand**, **Frute**, **Irold** und der grimmige **Wate** landeten nach großen Gefahren endlich in der Normandie, in einer Bucht, die durch einen Wald so gedeckt war, daß sie nicht gesehen wurden von den Bewohnern des Landes. Nachdem sie berathschlagt, wurden sie darüber eins, erst Boten zu senden in's Land, um genaue Kundschaft zu haben von des Feindes Stärke und ob **Gudrun** noch lebe. Die Könige **Herwig** und **Ortwein** wollten selber die Botschaft übernehmen und bestiegen eine Barke, um längs der Küste näher der königlichen Burg zu fahren. Eben waren **Gudrun** und **Hildburg** am Strande und wuschen unter Thränen, wie sie geheißen waren, als ein Vogel daher geschwommen kam, der ihnen ihr nahes Glück verkündete.

Es war in einer Fasten
um die Mittagszeit,
geschwommen kam im Meere
heran ein Vogel weit.
Weh, sprach sie, schöner Vogel,
es macht mir Leiden schwere,
daß du einher mußt schwimmen
auf dieser Flut! so sprach die Maid die hehre.

In menschlicher Stimme
zu antworten begann

Gottes hehrer Engel,
als wäre es ein Mann:
ich bin von Gott ein Bote,
und willst du mich befragen,
edle hehre Jungfrau,
will ich dir Kunde von den Deinen sagen.

Als die edle Jungfrau
die Stimme hier vernahm,
konnte sie nicht glauben,
daß jemals so zahm
ein Vogel werde, daß er
zu reden gar anfinge;
doch hörte sie die Stimme,
als ob aus eines Menschen Mund sie ginge.

Da sprach der hehre Engel:
bald wirst du Gutes sehn,
du arme Weggeführte,
viel Freud soll dir geschehn.
Willst du mich befragen
nach deinem Heimathlande,
ich bin der Deinen Bote,
den Gott dir her zum Troste sandte.

Da fiel zum Sande nieder
die edle Gudrun bald;
als flehte sie um Gnade
von Gott in Kreuzgestalt.
Sie sprach dabei zu Hildburg:
wohl uns ob dieser Ehren,
die uns Gott gewähret!
nun muß unser Trauern bald aufhören.

Da sprach die Unglückselge:
da Christ dich hat gesandt
uns verirrten Kindern
zum Trost her in das Land,
sollst du mich lassen hören,
Bote, du mein guter,
lebet noch Frau Hilde,
die war der armen Gudrun Mutter.

Da sprach der hehre Bote:
dafür will ich stehn,

deine Mutter Hilde
hab' ich gesund gesehn,
wie sie ein Heer ausrüstet
her nach diesem Lande,
wie nie ein Kind noch Witwe
eines um lieber Freunde willen sandte.

Sag an, du edler Bote,
sprach die Jungfrau hehr,
laß dich es nicht verdrießen
zu melden mir noch mehr!
Lebet auch noch Ortwein,
der König vom Nordlande,
Und Herwig mein Geliebter?
Wichtigere Mähre ich niemals erkannte.

Da sprach der hehre Engel:
das thu' ich dir wohl kund;
Ortewein und Herwig
beide sind gesund;
ich sah sie in den Wellen
auf des Meeres Rücken;
die kräftigen Degen mußten
zusammen sich an einem Ruder bücken.

Sie sprach: die Mähr' ist glücklich;
ist dir auch das bekannt,
ob Irold und Morung
kommen in dies Land?
Das möchte ich gern dich fragen,
du tröstlicher Berather!
Gern würde ich hier sie sehen,
denn sie sind Vettern ja von meinem Vater.

Da sprach der hehre Bote:
ich will dir gern gestehn,
daß Irold und Morung
ich habe auch gesehn,
die euch dienen wollen;
für euch, ihr schönen Frauen,
kommen sie her zu Lande;
von ihnen werden Helme viel zerhauen.

Da sprach der hehre Engel:
nun scheide ich von hier:

Gott pflege eurer Ehre!
Viel Arbeit liegt auf mir,
auch ist mir nicht verordnet,
euch noch mehr zu sagen;
verschwunden war den Augen
der Bote, und die Frauen mußten klagen.

Da sprach Hildes Tochter:
mir ist unmäßig leid,
daß auf viel andre Fragen
mich Antwort nicht erfreut.
Bei Christ gebiet' ich, ehe
du scheidest noch von hinnen,
daß du aus Sorgen lösest
mich ärmste aller Königinnen.

Er schwebte vor den Augen
wie eben wieder ihr.
Ehe ich wieder scheide,
schöne Maid, von dir,
will ich dir wohl dienen,
ich lasse es mir gefallen:
wenn du beim Christ gebietest,
so sage ich dir von deinen Vettern allen.

Sie sprach: so hörte ich gerne!
hast du wohl vernommen,
wird vom Dänenlande
Horand der Degen kommen
mit seinen wackern Helden,
die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß, er ist so bieder,
daß auch ich arme Maid deß darf genießen.

Es kommt der Däne Horand
zu dir, der Neffe dein,
um heftigen Krieg zu führen,
er und die Recken sein.
Er wird Hildes Feldzeichen
kräftig tragen in Handen,
wenn die Hegetingen
kommen nach Herrn Hartmuts Landen.

Da sprach von Neuem Gudrun:
kannst du mir das sagen,

lebt Wate noch von Sturmland!
So wollte ich nicht mehr klagen.
Deß freuten wir uns alle,
wenn uns das geschähe,
daß ich den alten Frute
auch hier bei meinem Zeichen sähe.

Da sprach der Engel wieder:
es kommt in dieses Land
zu dir Wate von Stürmen;
der hält in seiner Hand
ein starkes Steuerruder
in einem Kiel bei Frute;
bessere Freunde darfst du
zum Krieg nicht wünschen dir in deinem Muthe.

Der König wollte jetzo
wieder scheiden hin;
da sprach die Entführte:
in Sorgen ich noch bin,
ich wüßte gar zu gerne,
wann es soll geschehen,
daß ich, die Verlassene,
darf meiner Mutter Hilde Boten sehen!

Der Engel gab zur Antwort:
die Freude ist nahe hie;
es kommen her zwei Boten
zu dir morgen früh;
die sind wohl so bieder,
daß sie dich nicht trügen,
und, wenn sie Mähre bringen,
daß sie in keinem Wort dir lügen.

Von ihnen mußte scheiden
jetzt der Bote hehr;
die entführten Frauen
fragten nun nicht mehr;
es schwebte in ihrem Sinne
Freude jetzt und Schwere,
wo wohl ihre Helfer
und wo ihr treu Gesinde wäre.

An jenem Tage wuschen
lässiger das Gewand;

Sie sprachen von den Helden,
die ihnen hergesandt
die mächtige Hilde hatte
vom Hegelingenlande;
sie harrten voll von Sorgen
auf Gudruns Mannen und Verwandte.

Voller Hoffnung gingen nun die Minniglichen Abends nach Hause und eilten wieder am folgenden Morgen an den Strand mit ihrer Wäsche und sind bald so glücklich, die Helden zu erblicken. Wie sie sich nun Alle wiedererkennen, wie sie sich freuen und wieder über die schmachvolle Dienstbarkeit klagen und weinen, Alles ist trefflich geschildert. Gerne möchte Herwig seine Gudrun sogleich mitnehmen, allein Ortwein will nicht stehlen, was ihm die Feinde im Sturme genommen, und auch die übrigen gefangenen Jungfrauen retten. So fahren sie hinweg, und Gudrun wirft im stolzen Selbstgefühle die Kleider, die sie waschen sollte, in die See. Freilich droht ihr, als sie Abends heimkam, von der zürnenden Gerlinde die entehrendste Strafe; doch dieser entzieht sie sich, indem sie willig erklärt, dem Hartmut ihre Hand zu geben. Nun ist allgemeine Freude auf der Burg; alle gefangenen Jungfrauen werden freigelassen, sie baden und kleiden sich königlich und Gudrun ist ausgelassener Freude. Da kommt es, daß sie wieder, wie damals in Matelane, laut lachte, während die Uebrigen heftig weinten, daß sie nun dableiben sollten. Dieses Gelächter schien Gerlinden auf Verrath zu deuten, und sie warnte ihren Sohn und meinte, Gudrun müsse heimliche Botschaft haben. Doch Hartmut läßt in seiner Freude keinen Verdacht aufkommen, und so geht Alles vergnügt zur Ruhe. Gudrun bleibt mit ihren Jungfrauen in einem gesonderten Gemache. Doch mit dem ersten Morgenstrahle stößt der Wächter in's Horn, die Burg ist belagert, König Ludwig und sein Sohn eilen mit den Gewaffneten zum Thore hinaus. Hier beginnt ein wüthender Kampf, Ortwein und Horand werden verwundet, auch Herwig kann nicht bestehen vor dem alten Ludwig, bis er sich endlich ermannt und mit erneuertem Angriff eindringt auf der Normannen König. Da fällt das Haupt des alten Ludwig und der grimmige Wate trennt Hartmut von dem Thore. Diesem Kampfe sehen die Frauen auf

der Zinne und den Mauern zu. Wehgeschrei über Ludwigs Fall, steigende Angst um Hartmuts Leben. Da bietet Gerlinde großen Lohn, wer die Gudrun erschlüge, und schon eilt Einer dahin mit blankem Schwerte, Gudrun und die Jungfrauen zu schlachten. Aus den Fenstern sendet Gudrun ihr Hilfgeschrei und der edle Hartmut ruft erzürnt zur Burg hinauf: es solle der feige Schurke mit dem Strange büßen, der es wagen würde, die Jungfrau zu erschlagen. Während dem kommt Hartmut selbst in große Noth, denn Wate dringt mit Macht auf ihn ein. Da stürzt Ortrun in den Saal und bittet Gudrun, da ihr Vater schon gefallen, doch ihren Bruder zu retten. Gudrun fordert dazu den Herwig auf, der aber vergebens den grimmigen Wate zur Schonung zu bewegen sucht. Während dem wird Hartmut gefangen genommen und Wate stürmt die Burg, und mordet was er findet, ohne auch der Kinder zu schonen. Ortrun und Gerlinde flüchten sich zu Gudrun, aber der grimmige Held mit knirschenden Zähnen, mit Mordsucht in den Augen und ellenbreitem Barte hört nicht auf Gudrun's Bitten; er schleppt Gerlinden aus der Mädchenschaar und ermordet sie vor den Augen derselben; Ortrun, die Gute, aber bleibt verschont; darauf folgt nun die Heimfahrt nach Hegelingen, auch der gefangene Hartmut wird mitgeführt; allein in Matelane angelangt und von Frau Hilde mit Freuden empfangen, löst sich Alles in milde Versöhnung auf. Herzlich dankt Hilde den Helden und selbst dem wilden Wate, der sich vor ihr tief neigt, küßt sie vor Wonne. Als aber Gudrun die sanfte Ortrun zu ihrer Mutter führte, bat sie, so treu war sie gesinnt: „Nun küsset die liebe Jungfrau auch, die hehre, die mir im Feindesland so viele Liebe hat erwiesen." Ja sie ruhte nicht, um gleich einem versöhnenden Engel allen Haß zu schlichten und Alles mit Liebe zu verbinden: daß Ortwein, ihr Bruder, Ortrun und der gefangene Hartmut ihre treue Hildburg sich vermählten, war ihr Werk. So zog denn nach herrlichen Festen Herwig mit Gudrun und Hartmut mit Hildburg heim in ihr Land, in Hegelingen aber trugen Ortwein und Ortrun nach Hilde's Willen die Krone.

Aus diesem kurzen Abrisse wird man entnehmen, welch' reiches Leben sich in diesem Gedichte entfalte. Je roher aber und einfacher

die Darstellung ist, desto mehr hat sie auch Wahrheit; denn sie ist der treue Abdruck der Zustände und Zeiten des finstern Mittelalters, die eben so roh und einfach waren. Schade, daß dieses Gedicht zufällig erst in neuester Zeit bekannt wurde, während das Nibelungenlied schon im Jahr 1757 durch Bodmer aus seiner Vergessenheit hervorgezogen wurde. Welch' herrlichen Stoff hätte unsern neuern Romantikern diese Sage gegeben, die so ganz im deutschen Volke spielt und uns jene Zeit, besonders die Meerfahrten und Raubzüge der Normannen schildert. Im Ganzen ist wohl das Nibelungenlied großartiger und kolossaler, dafür tritt in der Gudrun mehr das Gemüthsleben hervor und von großer Wahrheit und Anmuth sind hier die Schilderungen der Frauen. „Beide Gedichte, die Nibelungen und die Gudrun", sagt Gervinus, „dürfen für die Nation ein ewiger Reichthum heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Sitten, Thaten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten römischen Feinde, die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmte. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer, wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten, fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Gesinnungen finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen (wie das die fremden Poesien jener Zeiten besser können), auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst."

Zweiter Zeitraum.:

Mittelhochdeutsche Poesie

oder

Die Zeit der Hohenstaufen und Minnesänger.

Beiläufig vom J. 1137 bis 1300.

Als die schwäbischen Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen: Konrad II., Friedrich I., Heinrich VI., Philipp I., Friedrich II. und Konrad IV. über Deutschland regierten, gestaltete sich auch für das deutsche Volk eine neue, eine freiere und frohere Zeit. Diese Fürsten machten nämlich durch ihre Tapferkeit und Weisheit das Reich und sich selbst mächtig und reich; Rom und Italien wurden durch ihren Arm wieder zur alten Lehnspflicht zurückgeführt und die Slaven in der Nordostgränze bezwungen. Dadurch verbreitete sich Wohlstand über alles Volk; die Herzoge und Grafen besteuerten als Landesherren ihre Erblehnen, ließen aber auch dem niedern Adel, den Rittern ihren Theil, wodurch denn diese die Leibeigenschaft meist aufhoben, so daß die Bauern, gewöhnlich die armen Leute genannt, nunmehr steuerpflichtige Unterthanen wurden. Wo dem armen Volke solche Zugeständnisse nicht gegeben wurden, nahm es seine Zuflucht zu den Städten, die meist unmittelbar vom Kaiser abhingen, und wo es unter dem Namen der Pfahlbürger aufgenommen wurde. Zu dieser Befreiung des gemeinen Volkes und einem freiern Staatsleben trug die neueröffnete Verbindung aller europäischen Nationen sehr viel bei. Bisher war jedes Land für sich, und versumpfte in seinen alten Einrichtungen, weil kein fremdes Element das träge Blut in den Volksadern auffrischte. Jetzt erscholl der Ruf vom Papste: die

Christenheit solle aufstehn und gemeinsam hinziehn in das Morgenland, um das heilige Grab zu erobern. Alle Knechte und Leibeigenen sollten Freiheit haben, wenn sie das Kreuz nähmen, und Jesus Christus wurde nun auf eine andere Weise Erlöser des Volkes. Da kamen denn Franzosen, Wälsche, Normannen und Deutsche und die Zustände der verschiedenen Völker daheim wurden Allen bekannt; wer es besser hatte daheim, erregte im Andern Wunsch und Begehren nach demselben Glücke. Auch erzeugten sich in dieser Vermengung der Nationen, die nicht wie in der Völkerwanderung feindlich gegen einander standen, sondern einmüthig und von einer Idee beseelt, dahinzogen, wahrhaft menschliche Empfindungen und bisher unbekannte Tugenden; denn sobald der Mensch von einer höhern Idee ergriffen wird und sich von dem gemeinen Leben, das sich gewöhnlich um Mein und Dein nur dreht, losreißt, da wird er auch höher gestimmt und jeder Begeisterung fähig, die mit seiner Lebensrichtung im Einklang steht. So begann es denn wieder zu erklingen auf Gassen und Straßen, und das bewegtere Leben beurkundete sich auch im vollern Gesange. So ging der Gesang aus den Händen der Geistlichen in die der Laien, und an die Stelle der lateinischen Poesie trat nun wieder die deutsche. „So war's," sagt Görres in seinem Nachworte zu den deutschen Volksbüchern, „so war's ein Jauchzen und ein Jubel und ein freudig Singen in dieser Zeit; die Pilger zogen in allen Ländern um, und sangen in Chören von den Thaten der Kreuzfahrer und von der Wildheit der Ungläubigen und von den Wundern des Landes und Alles horchte den Gesängen und den begeisterten Reden der Prediger und fühlte sich auch erhoben und wollte auch schauen das Wunderland und die gebenedeite Erde; das andere Geschlecht aber, das mitwallen konnte auf die weite Fahrt, faßte die Reden und die Lieder um so tiefer im verschlossenen Busen auf, und sie wurden der innerste schlagende Punkt des Lebens und erblühten in dem warmen Reviere schöner noch, wie jene Doppelblumen die aus Blumenkelchen in die Höhe steigen, — denn es war die Liebe, die sie trieb und pflegte."

Die Ritterpoesie.

So waren es denn die Wunder und die Schönheit des Orients, die Sehnsucht nach der Heimath, die leidtragende Liebe der Pilger und der zurückgebliebenen Frauen und eine flammende Begeisterung für Christus, woraus sich das poetische Leben dieser Zeit erzeugte. Zugleich bildete sich ein neues Heldenthum, das mit unbezwinglichem Trotze den Ungläubigen entgegentrat, aber auch durch Glauben und Frauenliebe erhoben und gezähmt, als Vertheidiger bedrückter Unschuld und Verfechter aller Menschenrechte, ein christliches Heldenthum ward. Das ist das Ritterthum, welches schon früher, sobald die Sarazenen in Spanien das Gebiet der Christen betraten, entstand, so daß ein Kampf auf Tod und Leben nicht zwischen verschiedenen Völkerstämmen, sondern zwischen den Anhängern Christus und Mahomeds sich entzündete, doch insbesondere in Deutschland erst mit den Kreuzzügen begann. Ist auch aus dem Ritterthum nicht alle Gewaltthätigkeit und Rohheit gewichen, so läßt doch das Ideal, das uns die Dichter jener Zeit von demselben entwerfen, und die hehren Gestalten, die uns die Geschichte bewahrt, auf einen Adel der Gesinnung schließen, der ihm die Herzen aller Guten in allen Zeiten gewinnen muß. Ein christliches Heldenthum kann man das Ritterwesen darum nennen, weil es all seinen kühnen Muth von nun an gegen die Ungläubigen wendete, und weil die Empfindungen der Nächstenliebe durch die eisernen Rüstungen den Weg zu den Herzen fanden. So sah man die Ritter Kranke und Verwundete pflegen, Pilger geleiten, Frauen und Kinder beschützen, verfolgte Unschuld vertheidigen, Kirchen und Klöster beschirmen, dem Lehnsherrn treue Dienste leisten, nicht nur Sonn- und Feiertag, sondern jeden Tag der Anbetung und dem Gottesdienste weihen. So wie aber die romanischen Völker, Normannen, Spanier, Franzosen und Italiener die ersten Theilnehmer der Kreuzzüge waren, so hat sich auch bei ihnen zugleich mit dem Ritterthume, zuerst die Poesie erhoben. Sobald aber die Hohenstaufischen Kaiser auftraten und sich den Kreuzzügen anschlossen, verbreitete sich Ritter- und Sängerthum auch nach Deutschland. Da nun diese Kaiser über hundert Jahre ununterbrochen regierten, erhielt Deutschland an dem

Hofe derselben wieder einen Mittelpunkt, um welchen sich die ganze Nation zu dauernder Einheit sammelte. Dort war nun der Sammelplatz aller geistreichen Männer, dort der Schauplatz glänzender Hoffeste, an denen sich der ungeschlachte Ritter zu feinerer Sitte gewöhnte. Dieser Umstand erhob auch die schwäbische Mundart zur Hof- und Gelehrtensprache, die sich ihrer Weichheit und Biegsamkeit halber so trefflich zum Gesange eignete, so daß sie von den meisten Dichtern dieser Zeit gebraucht wurde.

Von den romanischen Sprachen, in welchen die Lieder und Sagen der baltischen und provenzalischen Sänger und der Troubadours gedichtet waren, hat die gesammte Poesie des Mittelalters den Namen der **romantischen** erhalten. Bunt und mannigfaltig, abenteuerlich und oft bis zum Gestaltlosen vergeistigt, wie sie ist, hat sie einerseits mit der orientalischen, andererseits mit der skandinavischen viele Aehnlichkeit. Sie heißt auch die sentimentale, im Gegensatz der griechischen Poesie, welche naiv ist d. h. eins mit der Natur, so daß der Dichter die Gegenstände ganz frei, wie sie sind, schildert, ohne seine Empfindung beizumischen, und drückte er diese im Liede aus, es mit scheinbarem Unbewußtsein thut. Dadurch wird diese Poesie so harmlos und heiter, da hingegen die sentimentale unruhiger und düster ist. Wie kamen nun unsre Minnesinger zu dieser sentimentalen Stimmung, die man mit Recht die subjektive nennt, weil darin mehr das Subjekt als Objekt hervortritt? Sobald sich bei ihnen der Geist zu erheben und thätig zu sein begann, sonderte sich ihr Wesen unwillkührlich von der Natur ab, verließ die sinnlichen Formen und hielt sich allein in den reinen Gedanken. Jugendlich strebten sie allen hohen Idealen nach, wurden aber sogleich von den Zuständen der damaligen Zeit, die nicht so jugendlich hell und freundlich waren, unangenehm aus ihren Träumen geweckt; woraus denn diejenige gereizte, oft sogar trübselige Stimmung entstehen mußte, die man die sentimentale nennt, oder die subjektive, weil sich die Dichter von den Objekten oder Gegenständen, die ihnen nicht gefielen, wegwendeten und in sich selbst zurückkehrten, um in verborgenen Herzensfreuden zu schwelgen und einen Trost zu finden für die Unbilden der Außenwelt. Darum haben unsre deutschen Minnesinger, wenige ausgenommen, weder

Kriegs- noch Freiheitslieder, scheinen ungerührt von dem Großen und Gewaltigen der Zeit, lassen auch die Gebrechen und Laster derselben ungestraft, sind aber eben darum viel poetischer, als die romanischen Dichter, deren Lieder von Kriegslust, Ritterpflicht und Lehnsdienst laut erklingen und mit Leidenschaft Papst und Klerisei verfolgen. Bei unsern Dichtern ist es anders; sie selbst, ihr eigenes Herz mit allen seinen Freuden und Leiden ist der Gegenstand ihrer Gesänge. So schreibt San Marte in seiner Einleitung zum Eschenbachischen Wilhelm und Titurel:

„Minnelust und Minneleid, Frühlingsfreude, Tanz, war der Inhalt der meisten Lieder. Der oft gemachte Vorwurf der Eintönigkeit dieser sogenannten doch in zu engen Begriff gefaßten Minnepoesie wird seine Spitze verlieren, wenn wir uns das Leben der Ritter auf ihren einsamen, im Winter oft kaum zugänglichen Burgen vergegenwärtigen. Da gab es keine sichere, wohlgebahnte Chausséen, kein bequemes Fuhrwerk, keine wohleingerichteten Herbergen, welche die Kommunication erleichterten; Geselligkeit war im Winter abgestorben, wie die Natur, während bei uns der Winter die blühende Jahreszeit der geselligen Freuden ist. Das Schwert ruhte mit den Fehden; keine Wissenschaft gab dem Ritter ernste Geistesbeschäftigung, keine Zeitungen brachten Kunde aus der großen Welt; die Lectüre der thatvollen Rittergedichte, vorgelesen vom Hauskaplan, oder den Frauen oder einem Andern, „der das konnte," machte die Unthätigkeit der Gegenwart nur um so fühlbarer; die Jagd hatte für die minnelustigen Jünglinge den Reiz verloren, da die Frauen nicht, wie im Sommer bei der Falkenjagd, daran Theil nehmen konnten. Es war eine Einsamkeit und Oede in das tägliche Leben gekommen, von der wir kaum eine Vorstellung haben. — Welche überschwengliche Freude mußte die Brust erfüllen, wenn der Lenz den allgemeinen Verkehr wieder eröffnete, wenn das Eis zerging, der Schnee schmolz, die Straßen wieder freier wurden, der kalte Reif verschwand und die Flur mit dem jungen Grün sich schmückte! Wie die Blumen des Lenzes mit jedem Jahre wieder hervorbrachen, dieselbe Sonne des Mai dem lustigen Gewimmel auf Anger und Wiese, dem fröhlichen Tanz unter der Linde leuchtete, der Wald von Vögelgesang wiederhallte, die Brun-

nen geschwätzig floßen, — wie dieselben Freuden darüber mit jedem Jahre in Aller Brust sich erneuten: so drängten dieselben Gefühle auch immer aufs Neue, sich in Liedern laut zu machen. Nun kam die Zeit der Turniere und Feste, der glänzenden Besuche, der wandernden kaiserlichen Hoflager mit ihrem Pompe und zahlreichen Gefolgen; nun nahten sich wieder die entfernten Liebenden, neue Intriguen entspannen sich; die Sehnsucht suchte ihr Ziel, das Geheimniß seine Lösung, der Begehrende Befriedigung und Besitz. — Liebesgesänge, Tanzreigen, Reiselieder, Ausmärsche, Preis des Frühlings, waren die Frucht dieses wiedererwachten Lebens und Treibens in diesem, wie im vorigen Jahre, so wie sie es im künftigen sein wird. — Nicht für uns haben diese Dichter gesungen, nicht um den Ruhm, in entfernten Jahrhunderten noch als Meister zu glänzen, nicht um eine Unsterblichkeit, von der sie keinen Begriff hatten. — Der Augenblick war ihr Element, in dem und für den sie lebten, die Freude der Gegenwart Quell und Lohn ihres Gesanges. Erst als die Töne der Besten verstummt waren, Zerrüttung im Reiche überhand nahm, der trübe Sinn auf das Elend der Gegenwart, auf eine drohende düstre Zukunft blickte, als grelle Mißklänge die heitere Harmonie der alten Nachtigallenlieder zerrissen, die Vornehmen durch den Drang der politischen Ereignisse von der heitern Kunst abgezogen wurden, der höfische Gesang verschlungen zu werden drohte von plumper, roher Dörperheit, der Sänger nicht mehr um Minnelohn und Dank der Freude, sondern um alte Kleider und Almosen sang, und dem Kargen Kletten in den Bart zu werfen drohte und ihn schimpfte, wenn er seinen Schmutzgesang und seine Lobhudeleien in ungefügen Reimen verschmähte — da erst begriff man, was man an den Alten gehabt; da sammelten die edlen Manessen (im vierzehnten Jahrhundert) eifrig, was noch an fliegenden Blättern, was noch aus dem Munde fahrender Sänger zu erhaschen war, und getreu der ursprünglichen Neigung, sammelten sie hauptsächlich die Lieder, womit das Lob der Frauen konnte gemehrt werden."

Die Minne.

Zuvörderst war es also die Minne, was diese Sänger begeisterte, daher auch der Name Minnesang und Minnesänger. Es war aber die Minne die bis zur Verehrung gesteigerte Liebe zum weiblichen Geschlechte, jene zarte Empfindung, die in den wilden Zeiten des Kampfes und der Leidenschaften der Trost edler Männer war, wie Steinmar in seinem Liede singt:

Ist mein Herz von Freuden leere,
So gedenk' ich an ein Weib,
Wie sie ist voll Reiz und Ehre,
Und ihr tugendlicher Leib
Meinen schweren Muth erhebt,
Gleich dem edlen wilden Falken,
Der in hohen Lüften schwebt.

Süßer Wunsch bei allen Weiben,
Krone deinem Vaterland,
Du kannst Herzeleid vertreiben
Und entbinden Sorgenband.
Ehrenschmuck für jedes Weib,
Also hehr und also reine,
Ist dein wonnereicher Leib.

Dacht' ich doch, vom Himmelreiche
Hätt' ein Engel mir gelacht,
Als ich sah' die Minnereiche:
Schnell war all mein Schmerz verjagt,
Und ich ward so freudevoll,
Wie die Seele aus der Hölle,
Die zum Paradiese soll.

Wie ist aber diese Minne entstanden? Solch innerstes Empfinden kam nicht von außen her angeflogen, nicht die Verehrung und Anbetung der Jungfrau, nicht die Mittheilung der französischen Courtoisie konnte dieß bewirken, sondern die deutschen Frauen waren selbst so liebenswürdig, und erwarben sich durch ihr holdes Wesen so ungewöhnliche Verehrung. Schon in den ältesten Zeiten standen die Frauen in großer Achtung bei den Deutschen, und sie scheinen ihre Aufgabe zu Ende der Völkerwanderung vollkommen begriffen zu haben, wenigstens handelten sie instinktmäßig vollkommen ihr

gemäß; denn als sich die Nationen in festen Sitzen einmal gelagert hatten, Reiche gründeten, das Lehnwesen ausbildeten und Verfassungen schufen, waren die Frauen nicht müßig, daheim dem einzelnen Kämpfer sein Haus bequem und wohnlich einzurichten. Als dann im 11. und 12. Jahrhundert die deutschen Ritter schaarenweis nach Palästina zogen, nützten die Frauen auch die Zeit und in ihrer Einsamkeit, getrennt von ihren Lieben, lernten sie von den Burgpfaffen lesen und schreiben, und lasen außer den Erbauungsbüchern auch manches alte Heldenbuch; denn es ist bekannt, daß noch im 13. Jahrhundert wenige Ritter, selbst wenige Minnesinger diese Kunst verstanden, so wie Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst erzählt: „Mein Schreiber war nicht bei mir, der meine heimlichen Briefe las, und mir auch die meinigen schrieb, davon blieb das Büchlein zehn Tage ungelesen." Außerdem sangen sie wohl auch manche Lieder der Sehnsucht und der Liebe, und als die Kreuzfahrer glücklich nach Hause kamen, lehrten sie sie alle die Spiele der geistigen Liebe, die auch in der Entfernung Treue bewahrt und selbst am Entsagen und Entbehren ihre Freude hat. Als dann das eigentliche Ritterwesen aufkam, wo das Kind von der Mutterliebe großgezogen, Empfindungen zarter Liebe in den ersten Lebensjahren einsog und dann, wie es Sitte war, als Knabe einem befreundeten Ritter übergeben wurde, da mußte sich nun schon frühzeitig der ritterliche und romantische Sinn entwickeln. Als Edelknabe gehörte es zu seinem Dienste, der Burgfrau bei der Tafel aufzuwarten, beim Ausgehen in den Garten oder in die Kapelle sie zu begleiten, ihr Buch und Schleppe nachzutragen, ihren Falken zu pflegen, wohl auch ihren Zelter zu satteln, und aufzuzäumen. Dabei versäumte die Dame nicht, volle Mutterpflicht zu üben und dem Kleinen eine anmuthige Lehrerin der Tugend und Frömmigkeit zu sein. Er betete und sang mit ihr für das Wohl des abwesenden Herrn; sie lehrte ihn nicht selten auch lesen oder schreiben, erzählte ihm Mährchen und von den Abenteuern großer Helden, unterwies ihn im Harfenspiel, und hatte er eine angenehme Stimme, so war es fortan seine Pflicht, die Herrin durch seinen Gesang zu ergötzen. Dieses stille Kinderleben, fern von Getümmel und Weltleben, auf der einsamen Burg, wo ein so guter Geist, der stille,

sanfte Geist einer edlen Burgfrau waltete, wie mußte das nicht Minne und Poesie im heranwachsenden Jünglinge erzeugen? Kam nun der Edelknabe später als Knappe in das laute Waffengetümmel der Ritter und auf Abenteuer, zog er nach Palästina mit und erkämpfte sich endlich den Ritterschlag und kam nach blutigen Kämpfen in seine Heimath zurück, wo die Träume seiner Jugend lebten, und saß er da auf seiner einsamen Burg, mochten wohl die alten Lieder aus der Kinderzeit mit dem Bilde der Mutter und Pflegemutter wieder erwachen. Und wenn er nun bei einem Turniere in dem schönen Kreise der Damen Eine sah, die dem Bilde glich, das in seiner Seele lebte von einem Weibe, das er ewig minnen wollte, da griff er dann in die Saiten und sang in herzergreifenden Tönen die Lieder, die vor uns liegen.

Auf diese Weise stellt sich nun abermals ein neues Merkmal der mittelalterlichen Poesie heraus; sie unterscheidet sich nämlich von der griechischen oder naiven dadurch, daß sie die Liebe zum vorzüglichsten Gegenstande macht. Da sich aber unser Leben auch in neuer und neuester Zeit durch erschwerten Lebensunterhalt und die allgemeine Richtung auf das Nützliche immer prosaischer gestaltet, und nur im häuslichen Leben und im gegenseitigen Umgang beider Geschlechter Poetisches entwickelt, ist dieses Merkmal auch der neuern Poesie geblieben. Trefflich sagt hierüber Gervinus*): „Die Hindernisse und Beschwerden unsers Lebens wehren uns den leichten Genuß, und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft, und die Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wunderbare, wohlmeinende Fügung des Schicksals und der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt, und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob, und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne die die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte

*) Gesch. der National-Lit. I. S. 302; 2. Aufl. 317.

herabsinken müssen. Nicht einmal da, wo das Weib aus diese schönen Bestimmung herauswich, wo es seine Unabhängigkeit zur frivolen Licenz mißbrauchte, nicht einmal da hat sich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte; denn welcher Bessere unter uns möchte in dem Zustand einer Pariser Welt Anderes als Widrigkeit und Ekel empfinden? Nur wo, wie in Deutschland, das Weib, indem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weitern Herrschaft abstand, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegen brachte, mit der sich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner kleinen Bedürfnisse pflegend und dienstfertig annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten ward, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk kann sich in alter und neuer Zeit mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neuern Gesellschaft das Frühere und Wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnepoesie demselben seine Blüthe gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab; der Genuß der Früchte war vielleicht erst uns Späten vorbehalten." Indessen sind unsre neuern Dichter in dieser Liebespoesie weiter gegangen, und wie es meist geht, des Guten wurde zu viel gegeben. Da ist uns, die wir an diese Uebertreibungen gewöhnt sind, das Minnelied zu eintönig. Doch auch in das reinere Gemüth, dem die Ueberschwenglichkeit der Neuern noch nicht ganz seinen natürlichen Sinn geraubt, will die volle Empfindung jener harmlosen Sänger nicht überströmen; besonders legen unsre Frauen, ja selbst Dichterinnen die alten Minnelieder unbefriedigt bei Seite, die sie nur aus Neugierde in die Hand genommen haben. Die Ursache dieser Ungunst liegt näher als wir glauben; es ist dieselbe, welche häufig alle wahre Poesie verdrängt und an ihre Stelle rhetorisirenden Erguß gereizter Empfindlichkeit setzt — nämlich die Trennung der Musik von der Poesie. Saitenspiel, Gesang und Dichtung war bei den alten Minnesingern eins; nicht mit der Feder, mit der Harfe in der Hand dichtete er und was er dichtete,

gestaltete sich sogleich zum melodischen Gesang. Man kann zwar nicht behaupten, daß alle Minnesinger aus dem Stegreife gesungen haben, obwohl es von der Mehrzahl gelten dürfte; es ist das Lied eben wie bei uns häufig, und meist in der Einsamkeit entstanden, nur daß es nicht niedergeschrieben wurde, sondern mit dem Gesange begleitet in dem Maße an Kraft und Lebendigkeit gewann, in welchem das niedergeschriebene an Lebensfülle und Kraft verlieren muß. Mit dem neu erfundenen Liede zog nun der Sänger aus, sang es Freunden und Genossen und sang es am Hofe und in der Nähe der geliebten Dame, oder er lehrte es einen Edelknaben, und sandte diesen als Boten zu ihr, der das Lied geweiht war.

„Ich sende diesen Minnesang der Süßen,
Die ich vermeiden nimmer kann und mag;
Wohl möcht' ich lieber mündlich sie begrüßen,
Und seufze drum so manchen lieben Tag!
Wer dieses Lied nun singt vor ihr,
Nach der ich so unsäglich schmachtete,
Es sei Weib oder Mann, der grüße sie von mir."

Das eine Lied wurde dann von vielen Andern abgelernt und ging so von Munde zu Munde, und immer nur von Munde zu Munde, durch's ganze Land. Gesungen wurden also diese Lieder, denn das ist ja eigentlich ihre Bestimmung und bei allen Völkern sind Musik und Dichtung anfänglich Hand in Hand gegangen.

„Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein,"

sagt ja auch unser Göthe von seinen Liedern, in welchen er unter allen Neuern wieder zuerst den lyrischen Ton getroffen hat. Denken wir uns diese Lieder gesungen von einer kräftigen Männerstimme mit all dem leidenschaftlichen Vortrage, der dem Verfasser und zugleich Tonsetzer eines Liedes eigen ist, wie wird da erst der künstliche Bau der Verse, der wunderliebliche Reim, das Steigen und Fallen des Tones klar uns werden, wie wird alle Musik der Empfindung uns ergreifen und entzücken!

„Diese Sänger," sagt Grimm, „haben sich selbst Nachtigallen

genannt und gewiß kann man durch kein Gleichniß, als das des Vogelgesanges, ihren reichen und doch so einfachen, nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkehren. Nie hat vorher noch nachher eine so unschuldige, liebevolle, ungeheuchelte Poesie die Brust des Menschen verlassen, um den Boden der Welt zu betreten, und gewiß ist von keinem dichtenden Volke die geheimnißvolle Natur des Reimes in solchem Maße erkannt und so offenbar gebraucht worden. Es würde uns dieß noch weit deutlicher werden, wenn uns die Musik zu diesen Gedichten aufbewahrt wäre. Wir Neueren singen und singen zwar auch in Reimen, aber über die Lippen des Dichters kommt kein Laut; wir hören singen — mit den Augen, wenn wir das Buch der Lieder aufschlagen und im gedruckten, steifen Buchstaben erstarrt das Leben der Töne."

Was die Verskunst betrifft, ist zu bemerken, wie statt der vierzeiligen Strophe im alten Volksepos, der Minnesang die dreitheilige Strophe beobachtet hat, wie hier in einer Probe gezeigt werden soll:

Perlenthau an Blum' und Aesten
Höht der Blüthenkelche Glanz auf Wies' und Bergeshang.

Vöglein, hellgestimmt, die besten,
Wiegen in der Zeit des Mais ihr Kindlein mit Gesang.

Dann schläft nicht die Nachtigall;
So wach' auch ich, und sing auf Bergen und im Thal.

Solche Gedichte „die sich nicht an dieses Gesetz hielten," wurden Laichen genannt. Uebrigens gibt uns die ungleiche Zahl der Sylben, besonders in den Schlußzeilen, einen Begriff von dem ungebundenen Gesange, der mehr dem italienischen Recitativ, als dem eigentlichen Liede glich.

Ehe wir noch die Werke der Minnesänger selbst kennen lernen, müssen wir bemerken, wie nicht bei allen Dichtern die deutsche Sinnesart unverfälscht geblieben. Es hat ihnen nämlich die Be-



kanntschaft mit den Provenzalen und ihren Sitten und Treiben viel Französisches und Fremdartiges mitgetheit. Schon dieser Umstand und noch andere Einflüsse veranlaßten unter den Minnesingern drei verschiedene Richtungen, deren Vertreter Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg genannt werden können. Walther von der Vogelweide und seines Gleichen schöpften noch aus reinem und ungetrübtem Borne der Volksthümlichkeit, und sangen aus freier Brust, wie es die Natur, nicht wie es Schule oder irgend eine Ueberlieferung gegeben, nämlich lebensfrisch, heiter und naiv; gleich den alten Griechen ist ihr Sinn, und ihre Frömmigkeit, die sich nicht blindlings dem Priestergebote unterwirft, verräth die Vorboten des 16. Jahrhunderts. Bald aber wurde durch Bücher und allerlei Mönchslehren das heitere Ritterleben getrübt; die Graalssage, die Entsagungs- und Selbstpeinigungslehre und mehrere dergleichen entzogen die Dichter der Wirklichkeit und führten sie in ein Gebiet endloser Träumereien, so daß keine ruhige Anschauung der Dinge mehr stattfand, sondern ein ängstliches Fliehen und Flüchten aus dem Leben in das Innerste der Seele. Das ist der Uebergang von objektiver zu subjektiver Poesie, die von Wolfram von Eschenbach an, bis auf unsre Zeiten sich immer mehr und mehr von der alten Art entfernte, woraus denn folgte, daß kein Nibelungenlied zu Stande kam, denn das Epos kann nur in der naiven Darstellung der Gegenstände gedeihen, wo die Erzählung ohne subjektive oder lyrische Unterbrechung von Thaten zu Thaten hinreißt und der ganze Schauplatz, worauf die Helden handeln sollen, vor unsern Augen aufgebaut, klar und deutlich dasteht. Das beschauliche und mystische Element hatte aber eben bei den Provenzalen, von denen es kam, seine Widersacher. Dreister und schonungsloser, als die Deutschen, griffen diese die lasterhafte Clerisei und die Mißbräuche der Kirche an, und zugleich in südlicher Lebenslust gegen die Entsagungslehre und das düstre Kirchenwesen ankämpfend, sagten sich ganze Gemeinden im südlichen Frankreich vom Priesterthume los, um das Wort rein und lauter zu bekennen und Gott freudig anzubeten. Der große Kaiser Friedrich II., der weit über sein Zeitalter hinaus dachte und dem Papste wie allen Vor-

urtheilen offenen Krieg ankündigte, war auch einer jener Provenzalen und gab nebenher durch seine Neigung zu heiterm Lebensgenuß auch hierin dem deutschen Volke, das ihn liebte und verehrte, das Beispiel.

Da war es denn unter den Dichtern Meister Gottfried von Straßburg, der zuerst und am lautesten den Ton zur Freigeisterei angab, und im Gegensatze zu dem melancholischen und idealisirenden Wolfram eine lebensheitere Poesie, die sich mehr zur Wirklichkeit hinneigte, schuf. Sowohl die erste, als die beiden letzten Dichterschulen (denn nach den Vorbildern Walther, Wolfram und Gottfried bildeten sich eine Menge Schüler) haben in ihrer Art treffliche Werke gefördert; allein mit der Zeit, wie wir weiter unten hören werden, ist durch Uebertreibung die idealisirende Poesie zur Verstiegenheit, die realisirende zur Gemeinheit übergegangen.

Alle Minnesinger, es waren ihrer mehrere Hundert, aufzuzählen, kann nicht unsre Absicht sein, denn was frommt es die Namen zu wissen; auch wollen wir ja nicht den Minnesang studieren, nur insoferne kennen lernen, um darnach den Fortschritt deutscher Dichtung zu messen und die neuern Dichter richtiger beurtheilen zu können, wie auch uns an dem Besten, was jene Zeit leistete, zu erheben. Dazu genügt es nun, die vorzüglichern in einer Zeittafel zu nennen, und dann von den vorzüglichsten einige Proben mitzutheilen.

Zeittafel der berühmtesten Minnesinger.

Kaiser Conrad III. 1138

Herzog Heinrich der Löwe.

Kaiser Friedrich I. (Barbarossa), selbst Dichter, begünstigt die Minnesinger 1152

Heinrich von Veldeck, Verfasser einer schwäbischen Eneit 1180

Der Pfaff Wernher, poëtische Legende: das Leben der Jungfrau Maria 1172

Der Pfaff Conrad: das Rolandslied.

Kaiser Heinrich VI., Minnesinger . . . . . . 1190—97

Ulrich v. Zazichoven (Säbenhofen): Lancelot.

Der von Kürenberg.

Hartmann von der Aue: der arme Heinrich, Jwein, Erek und Enite 1200

Wolfram von Eschenbach: Parcival, Titurel, ein Theil von Wilhelm dem Heiligen von Oranse.

Heinrich von Ofterdingen, besang Leopold VII., Herzog von Oesterreich.

Hermann Landgraf von Thüringen.

Leopold VII., Herzog von Osterreich.

Heinrich von Rispach.

Nikolaus Klingsohr (Klinschor), ein Siebenbürger, am Hofe Andreas II., Königs von Ungarn.

Reinmar der Alte, Minnesinger, wohnte mit Leopold VII. dem Kreuzzuge bei.

Nithard (von Rüwenthal), Volksliederdichter.

Walther von der Vogelweide, Minnesinger, starb 1250

Johann oder Jansen der Enikel, schrieb ein Fürstenbuch von Oesterreich und Steier, und eine Universalchronik.

Wirnt von Grafenberg, schrieb Wigalois, der Ritter mit dem Rade.

Thomasie von Zirkler (Tirkeläre): der wälsche Gast.

Ritter Eccard von Repgow: Sachsenspiegel.

Jakob von der Warte.

Kaiser Friedrich II. läßt den Landfrieden in deutscher Sprache aufschreiben 1235

Gottfried von Nifen.

Rudolph von Hohen-Ems: Alexander der Große, Barlaam und Josaphat, und das histor. Gedicht Wilhelm von Orleans.

Graf Otto von Henneberg (Bodenlauben), sang Gefühle des weiblichen Herzens.
Konrad von Flecke: Flore und Blanscheflur.
Der von Johannsdorf.
Heinrich von Meissen, Landgraf von Thüringen, Minnesinger.
Meister Gottfried von Straßburg: Tristan . . 1250
Ulrich von Lichtenstein: Frauendienst.
Heinrich, Fürst von Anhalt, Minnesinger.
Der Stricker, Rolandslied in einer neuen Bearbeitung.
Konrad der Junge.
König Wenzel von Böhmen, Minnesinger 1278
Kaiser Rudolph von Habsburg 1276
Steinmar.
Konrad Schenk von Landeck.
Der Tanhuser Volksliederdichter.
Der Schwabenspiegel.
Herzog Heinrich IV. von Breslau, Minnesinger.
Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, Minnesinger.
Meister Konrad von Würzburg: der trojanische Krieg, die goldene Schmiede, poetische Erzählungen: Alexander und Aristoteles, das Gedicht von der Minne u. s. w. 1300
Ottokar von Horneck: von den Weltregenten, und Kaisern, und eine österreichisch-steierische Reimchronik.
Meister Johann Handlaub aus Zürch, Minnesinger.
Ritter Rüdiger von Manesse, Sammler der Minnelieder 1312

Bisher hatte Dante Alighieri, und mit ihm das italische Volk die Ehre, das erste größere Gedicht von klassischem Werthe d. i. den alten Griechen und Römern vergleichbar, geschaffen zu haben; allein mit Stolz können wir nun unsern Parcival und Tristan nennen, Werke die zwar im Ganzen an Form und Inhalt von jenen Meisterstücken sehr verschieden sind, jedoch an

poetischer Fülle und Anmuth ihnen nichts nachgeben, wenn wir nicht in blinder Vorliebe für das Fremde befangen, urtheilen wollen. Es wurde aber Dante geboren im Jahr 1265, als Walther sowohl als Gottfried längst schon gestorben waren.

Heinrich von Veldeck und Hartmann von der Aue.

Als der erste Minnesinger, der mit seinen Liedern von Burg zu Burg wanderte, und Ritter und Frauen ergötzte, wird Heinrich von Veldeck, ein schwäbischer Ritter, genannt; jedoch zweifelsohne hatte es schon vor ihm Minnesinger gegeben, nur daß ihre Lieder und ihr Andenken verloren gegangen. Dieser Mann dichtete eine schwäbische Eneit (so schreibt er nicht nur der lateinischen Sprache unkundig, sondern auch ohne alle Kenntniß des Alterthums und der Virgilianischen Aeneide). Es sind die Abenteuer des Aeneas, wie sie von irgend einem französischen Dichter armselig genug erzählt wurden, und man muß das poetische Talent Heinrichs bewundern, wie er besonders durch die naive Einflechtung der Minne sein Vorbild weit übertraf. Dasselbe gilt auch von seinen tändelnden und gemüthlichen Minneliedern, die nach dem Zeugnisse seiner Mit- und Nachwelt sehr beliebt waren. Was nachher Wernher, Konrad Eilhart und Ulrich von Zazichoven nach französischen und brittischen Mustern dichteten, ist freilich nicht mit den Arbeiten Wolframs, Gottfrieds und der bessern Dichter des 13. Jahrhunderts zu vergleichen, eröffnet aber doch schon die tiefere Gemüthswelt, welche bei den Ausländern vermißt wird.

Der erste Minnesinger von Belang ist Hartmann von der Aue, ein schwäbischer Ritter, welcher sowohl Sprache als Vortrag stufenmäßig so verfeinerte, daß der deutsche Minnesang an den Höfen erscheinen durfte. Dabei spricht sich in seinen Dichtungen das schönste, edelste Gemüth voll Verträglichkeit, Duldung und

Bescheidenheit aus, und in alle seine Ueberarbeitungen fremder Dichtungen trug er seine deutsche Seele hinein, wenn er's auch nicht wagte, den Stoff selbst umzuschaffen. Am bekanntesten ist seine Erzählung der arme Heinrich, welche zum beliebten Volksbuche geworden ist.

Ein Rittersmann, Heinrich von der Aue, reich an Gütern, schön und stark an Leibe, allverehrt seiner Tugend und Gerechtigkeit wegen, wird plötzlich von einem bösen Aussatz heimgesucht, so daß ihn von nun an die Menschen, die ihn vordem so sehr liebten und suchten, flohen. Vergebens bietet er all' sein Gold den besten Aerzten, keiner konnte helfen. Da reiste er nach Salerno, weil er gehört, daß dort ein Meister lebe, der ihm helfen würde. Nach langem Weigern sagt ihm endlich der Mann das Mittel:

Denn solltet ihr gerettet sein,
So wär's durch eine reine Maid,
Die keusch und züchtig und bereit,
Ihr eignes junges Leben
Für euch dahin zu geben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut
Das wär' für euer Leiden gut; —
Doch wißt ihr: Niemand ist zu werben,
Um für des Andern Heil zu sterben.

Der edle Ritter verschmähte ebenfalls dieses Mittel, kehrte heim, nahm sein Geld und Gut, gab's den Freunden und den Armen und behielt Nichts, als ein kleines Haus mit Hof und Feld, wo ein armer Bauersmann ihn pflegte und mit seiner Hände Arbeit nährte. Es hatte aber der Bauer unter vielen Kindern ein munteres zart und feines Mägdelein,

Das nun im zehnten Jahre war,
Mit einem klaren Augenpaar
Und rothen Wänglein, lichtem Haar
Und holden Zügen wunderbar.
Es war das gute liebe Kind
Dem kranken Herrn so treu gesinnt,
Daß selten sie von seinen Füßen
Entwich und für ein freundlich Grüßen
Ihm willig diente allezeit.

Die andern alle flohen weit
Den kranken, beulenvollen Mann,
Sie aber ging zu ihm heran
So oft es ihr nur möglich war.
Ihr kindlich Herz war immerdar
Ihm zugethan und stets bereit,
Die schwere Pein, das harte Leid
Mit Zärtlichkeit ihm zu versüßen,
Und lächelnd saß sie ihm zu Füßen.

Mit ungemeiner Zartheit und Anmuth erzählt der Dichter weiter, und schildert uns den traurigen Zustand des armen Heinrich so, daß dieser an sich Eckel erregende Stoff poetisches Interesse gewinnt. Wie nun der Leidende von diesen guten Menschen gepflegt, sein Leben drei Jahre fortfristet, erzählt er unter Anderm auch von dem Mittel, das ihm der Arzt zu Salerno gerathen. Dieß zuhörend, schloß das Mägdelein jedes seiner Worte in ihres Herzens Schrein, und rührend ist es geschildert, wie das gute Kind ihre Thränen um den guten Herrn nicht eher stillen konnte, bis sie beschlossen hatte:

Ihr junges reines Leben
Für ihn dahin zu geben.

Allein nun hat sie Noth, ihre Eltern dahin zu bewegen, daß sie ihr gewähren möchten, was sie verlangte, und eine himmlische Beredsamkeit, die uns selbst die unsinnigste Schwärmerei in einem schönen Bilde zeigt, beschwichtigt endlich ihre Eltern und der Vater spricht endlich:

nach langem Weilen,
Das Wort will ihm das Herz zertheilen:
„Mein Kind, ist Gott in deinem Herzen,
So frage nicht nach unsern Schmerzen."
Die Mutter, ob ihr Herz will brechen,
Vermochte nicht zu widersprechen.

Ebenso schwer wird es dem guten Kinde, den kranken Herrn zu überreden, daß er das Entsetzliche geschehen lasse. Es kommt die Frage wieder vor die Eltern, und alle Drei, der Ritter, der Vater

und die Mutter, vereinigen nun ihre Vorstellungen und Bitten wieder, die Schwärmerin von ihrem Vorsatze abzubringen. Das Hinund-wiederreden dieser guten Menschen hat solche Wahrheit und so viel Leben, daß man beinahe es natürlich findet, wenn der kranke Mann von allen Dreien bestürmt das Opfer anzunehmen, endlich mit Thränen spricht:

„Wohlan es sei,
Was kann ich Einer gegen Drei,
Ich glaube jetzt, daß Gottes Wille
Euch hat berühret in der Stille,
Und Gottes Wille mag gescheh'n,
Was über uns auch mag ergeh'n.
Er sieht mein Herz und ist mein Zeuge,
Daß ich vor ihm allein mich beuge,
Und nicht begehre, daß sein Leben
Dieß holde Kind für mich soll geben."
Da sprang das Mägdlein zu ihm hin,
Als würd' ihr herrlicher Gewinn,
Umfaßte seine Füße beide,
Vor Freude weinend, nicht vor Leide.
Die Eltern aber neigten dankend
Das Haupt, und aus der Kammer wankend,
Beweinten sie dann nur im Stillen
Was sie erkannt als Gottes Willen.

Unnachahmlich ist die zunächst folgende Schilderung der, durch das übermenschliche Beginnen, verklärten Jungfrau.

Es ließ der Herr ein seidnes Kleid
Für die geliebte treue Maid
Bereiten, wie sie nie getragen;
Den besten Zobel, den man fand,
Den setzte man um das Gewand,
Das reich geschmückt mit Edelsteinen,
Sie nur noch schöner ließ erscheinen.
Es ward ein stolzes Roß der Maid
Gebracht, das sie den Ihren weit
Entführen sollte, — bis zum Grabe.
Sie nahm mit Lächeln an die Gabe.
Kein thöricht Kind erschien sie mehr:
Aus niedrem Stande nicht entsprossen.
Ihr Angesicht ist übergossen

Von einem heitern Ernst' und weise
Beschickt sie Alles zu der Reise,
Und tröstet die betrübten Alten,
Die still mit Ehrfurcht um sie walten,
Als ob sie schon ein höh'res Wesen,
Nicht ihre Tochter mehr gewesen.

Ohne Zögern geht nun die Reise nach Salerno, wo der wunderthätige Meister voll Staunen und Entsetzen über den Entschluß der Jungfrau, wieder erst von ihr überredet werden muß, das blutige Opfer an ihr zu vollbringen. Immer weiß der Dichter, selbst wenn er das Gräßlichste erzählt, „wie sie z. B. entkleidet auf einen hohen Tisch gebunden wird, während der Meister sein Messer schärft, um ihren Tod zu sänften," Anmuth über sein Gemälde zu gießen, und in dem höchsten Affekte, den jeder Leser mitempfindet, stürmt der Ritter gewaltsam in die Kammer ein; „denn ein neues Leben war in seiner Brust aufgegangen, und nicht sterben soll die holde, süße, reine Maid, die unvermerkt seines Herzens Lust geworden." Vergebens weint' die Jungfrau und bestand auf ihrem Willen:

Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann,
Er legte selbst das Kleid ihr an,
Gab seinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach seinem Heimathlande,
Obschon er wußte, neue Schande
Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trug's geduldig, weil es Gott
So über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.

Allein so freudig er im Herzen war, daß ihm dieser Sieg gelungen, so versenkt in Kummer war die arme Maid; denn sie meinte, sie wäre nicht rein genug für solch ein Opfer, und als sie mit dem Ritter des Nachts in einer Herberge angekommen war, betete sie allein in ihrem Kämmerlein und flehte Gott, er wolle ihr ein Zeichen geben, ob es ihr noch gelingen werde, seine Gnade zu erreichen.

Und Gott, der in das Herze schaut,
Der Niemand läßt, der ihm vertraut,
Der sah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die seine Prüfung treu bestanden,
Die würdig, daß sie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröstet, wenn sie weinen,
Der schied die frommen beiden
Von allen ihren Leiden:
Indeß er schlief in seiner Kammer,
Ward Heinrich frei von allem Jammer,
Und trat am andern Morgen,
Erlöst von allen Sorgen,
Rein und gesund hin vor die Maid.

Beinahe zu karg spricht hier der Dichter die freudige Ueberraschung der Jungfrau aus; allein so wenig er mit Worten sagt, so tief ist empfunden, was er sie sprechen läßt:

Sie schaut ihn an, und schaut ihn wieder,
Und sinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es sei der Herr gepriesen,
Er hat uns große Gnad' erwiesen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben."

Der Ritter tritt nun seine Rückreise mit frohem Sinne an und wie er daheim angekommen, läßt er allen Freunden die freudige Kunde sagen, „daß Gottes Allbarmherzigkeit aus seinem Elend ihn befreit."

Da kamen sie gefahren
In reichen, frohen Schaaren,
Sie ritten und sie gingen,
Kaum ihren Augen trauten
Sie, wie sie ihn erschauten, —
Das war ein fröhlich Wiedersehn.

Geschildert wird nun nur mit wenig aber treuen Zügen, wie die liebe Maid ihre Eltern wiedersieht und „wie sie vor Freude

weinen und lachen." Ingleichen die Redlichkeit „der biedern Schwaben," die dem Ritter ungefordert all sein Gut, das sie von ihm empfangen, zurückgegeben, und wie der arme, jetzt wieder reiche, gesunde und glückliche Heinrich die Jungfrau, der er die Gnadengabe Gottes zu verdanken glaubte, zum Weibe nahm. Es ist dieses Gedicht mit Recht zum Volksbuche geworden, schon auch deßwegen, weil nicht Abenteuer und Minnedienst vornehmer Rittersleute besungen werden, sondern Leid und Freud eines leutseligen Ritters, und das Stillleben einer armen Bauernfamilie, mit Empfindungen und Gesinnungen, die in solchen Zuständen natürlich sind. Wohl liegt die Entsagungslehre auch dieser Erzählung zum Grunde, allein es ist die Schwärmerei des Mädchens nicht der Glaube eines trübseligen und kränklichen Gemüths, sondern das Ergebniß eines frischen und gesunden Herzens, das eben diese wunderliche Lehre in die tiefsten Tiefen ihres Herzens aufnimmt, weil sie in der finstern Zeit, in der sie lebte, keinen andern Glauben kannte. Auch läßt es der Sänger wohl merken, daß der Glaube nicht der seinige sei, und zwar deutlich in den Worten des Ritters, da er in die Kammer des Arztes eindringt:

„Willst du, ein Thor, den Höchsten zwingen,
Von ihm Gesundheit dir erringen?
Glaubst du, daß Jemand Einen Tag
Zu leben ohne ihn vermag?
Und wenn dir Gott nun helfen wollte,
Sag' an, warum sie sterben sollte,
Es kann Gott Alles, was er will.
Drum halte uns geduldig still,
Versuche nicht mit neuen Sünden
Den Ewigen, seinen Zorn entzünden
Nur kannst du, doch zu seiner Gnade
Geleiten nur der Buße Pfade."

Walther von der Vogelweide.

Eben so einfach, klar und verständig, eben so gesund und heiter, mit einem kernvollen, und wackern, deutschen Gemüthe ist Walther von der Vogelweide. Was des Menschen Herz berühren kann, Leid und Freud, Tapferkeit und Frauenliebe, häusliches Glück und Vaterland, Welt und Himmel, Staat und Kirche, Alles findet auf seiner Harfe sein Lied, und was ihn von allen übrigen Minnesingern unterscheidet, er waltet mit seiner Schöpfungskraft frei über allen Stoff, weil er überhaupt, wie im Leben so im Dichten, als eine kräftige und innige Mannesnatur erscheint. Von seinen Schicksalen ist wenig bekannt, nur aus seinen Liedern erräth man, daß er viel auf Reisen gewesen:

„Ich han Lande vil gesehen,"

und besonders lange in Frankreich gelebt, auch einen Kreuzzug mit Philipp August, König von Frankreich, mitgemacht habe. In Frankreich lernte er die feinen Rittersitten, ohne jedoch sein deutsches Herz einzubüßen. Solch ein bewegtes Welt- und Mannesleben gab ihm die Mannigfaltigkeit, die in seinen Liedern herrscht und so sehr von der Eintönigkeit der übrigen Minnesinger absticht. Nicht ist es der ewige Klingklang von Seufzern und Stöhnen, von Jammer und Thränen klagender Liebe, nicht übersinnliche und übertriebene Empfindungen, die in ihrer phantastischen Nebelgestalt für Geist und Sinne gleich unverständlich und unfaßbar sind. Sein Minnelied ist der Erguß eines gefühlvollen Herzens voll Natur und Wahrheit, worin aber der freie und helle Ton des heitersten Spiels den Mann verrathen, der nicht alle Tugend in die Liebe setzt und im Frauendienste nie zum Sklaven wird. Wir heben zuerst folgendes Lied heraus:

An die Königin Minne.

Viel minnigliche Minn', ein Wort!
Sprich, warum thust du mir so weh?
Du zwingest hier, so zwing' auch dort,
Versuche, wer dir widersteh'!

Jetzt laß mich sehen deine Kraft,
Ob sie mir Liebeshuld verschafft.
Welch Eisenschloß hat solchen Halt,
Daß deine Hand nicht öffnen könnte?
So schließ nun auf ihr Herze kalt!

Viel minnigliche Minn', ich muß
Von dir verlieren meinen Sinn:
Du gehst mit ungehemmtem Fuß
In meinem Herz aus und in.
Drum kann mein Sinn nicht mehr hinein,
Du nahmst ihm seine Wohnung ein,
Und schickst ihn nun wo anders hin:
Doch da will man die Thür nicht öffnen
Und spottet dein, o Königin!

Viel minnigliche Minn', ich bin
Von Jugend auf in deinem Frohn:
So gib dem treuen Dienersinn,
Doch endlich den verdienten Lohn.
O die du blühst in ew'ger Jugend,
Umstrahlt von jeder reinen Tugend,
Klopf' an ihr Herz an meiner Statt,
Und, bist du drinn, so laß mir öffnen!
Denn meine Bitten sind zu matt.

Ebenso heiter scherzend ist folgendes:

Der Blumenkranz.

Fräulein, nehmet diesen Kranz!
So sprach ich zu einer holden Magd:
Und dann führ' ich euch zum Tanz
Mit den schönen Blumen, die ihr tragt.
Hätt' ich viele Edelsteine,
Ich setzte sie alle auf eu'r Haupt.
Sprecht, warum ihr mir's nicht glaubt,
Daß ich es treulich mit euch meine?

Frau, ihr seid so wohlgethan,
Daß ich gern dieß Hütchen euch schenken will,
Das beste, was ich nur bieten kann:
Auch zeig' ich duftender Blumen euch viel.
Seht, dort stehn sie auf der Heide,
Wo die kleinen Vöglein singen

Und die silbernen Bächlein entspringen.
Wollen wir gehen und pflücken sie beide?

Und sie nahm, was ich ihr bot,
Und versprach mir mitzugehn,
Aber die Wangen wurden so roth,
Wie wenn Rosen bei Lilien stehn:
Und zur Erde sah sie nieder
Mit so süßverschämten Blicken,
Daß ich bebte vor Entzücken:
Mehr erzählt mein Lied nicht wieder.

Indeß war Walther von der Vogelweide nicht minder ein eifriger Lobredner der Frauen; ja es müssen das Lob aus dem Munde solch eines Mannes unsere deutschen Frauen höher stellen, als hundert andere tändelnde Entzückungslieder, da er die Frauenehre auf reine Sitte, Zucht und Treue setzt. Darum setzen wir sein berühmtes Lied: Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen, in der Ursprache und Uebersetzung her, weil es würdig ist, in den eigenen Lauten ihm nachzusingen, was nie irgend ein Anderer so groß und herrlich, so innig und warm gesungen hat:

Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen.

Ich wil tütschen frowen sagen
Solhe mere, das si deste bas
Al der werlte suln behagen:
Ane grosse miete tun ich das:
Ze richeme lone
Sint si mir ze here:
So bin ich gefüge und bitte si nichtes mere,
Wan das si mich grüßen schone.

Tütsche man sint wolgezogen,
Als engel sint dü wip getan;
Swer si schildet der ist betrogen:
Ich enkan sin anders nicht verstan.
Tugend und reine minne
Swer die suchen wil,
Der sol komen in unser lant, da ist wunne vil:
Lange müsse ich leben darinne!

Ich han lande vil gesehen
Und nam der besten gerne war:
Uebel müsse mir geschehen,
Kunde ich je min herze bringen bar,
Das ihm wolde wol gevallen
Frömder sitte:
Was hülfe mich, ob ich unrechte stritte?
Tütschü zuht gat vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin
Und wider unz in Ungerlant,
So mugen wol die besten sin,
Die ich in der werlte han bekant.
Kan ich schowen
Gut gelesse und den lip,
Sem mir Gott, so schwüre ich wol, das da dü wip
Besser sint, danne anderswa die frowen!

Uebersetzung:

Ich will deutschen Frauen sagen
Solch ein Lied, daß desto baß
Aller Welt sie soll'n behagen:
Unbezahlet sing' ich das.
Wollt ihr mich belohnen,
Lacht mich freundlich an:
Wenn ich eure Gunst gewann,
Nimmer begehr' ich dann Kränze und Kronen.

Deutsche Männer sind wohlgezogen,
Die Weiber sind wie Engel schön;
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Oder hat sie nie gesehn.
Tugend und reine Minne
Wer die suchen will,
Der komme nach Deutschland, da findet er viel!
Lange müsse ich leben darinne!

Viele Länder hab' ich gesehen,
Und das Allerbeste drinn,
Doch nie soll mir's wohlergehen,
Könnte ich je mein Herz bringen dahin,
Daß ihm wollte wohl gefallen
Fremder Sitt' und Sinn.
Was hätt' ich vom Lügen für Gewinn?
Deutsche Zucht geht vor in Allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und bis in das Ungerland,
Da mögen die besten Weiber wohl sein,
Die man je auf Erden fand.
Kann mein Auge schauen,
Was ist gut und schön,
So schwör' ich, nie hab ich wo anders gesehn
Holdere, keuschere, treuere Frauen!

Den ersten Preis aber erwirbt **Walther von der Vogelweide** dadurch, daß er nicht bloß in den Räumen der Phantasie herumirrt, sondern wirkliches Leben mit seinem poetischem Hauche zu beleben strebt, und nicht von den alten Heldensagen, sondern davon singt, was in der Gegenwart dem deutschen Volke frommen kann. Wie kühn und freisinnig ist z. B. folgendes Gedicht:

Ermahnung an die Fürsten.

Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht, und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu Euren Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt Euch stets in Würde schauen,
So loben Euch die reinen, süßen Frauen.
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt Ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was Euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft Ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Ebenso freimüthig tritt er auch gegen Papst und Klerisei, gegen alle Gleißnerei und Mißbräuche auf, obgleich er selbst ein treuer Sohn der Kirche den reinsten Lebenswandel führte. Hier zwei Gedichte solcher Art:

Fluch und Segen.

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch' Euch, wie es Pflicht.
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten,
Dem Kaiser unterthan zu sein.

Wir sah'n Euch ihm den Segen leihn,
Daß wir ihn heißen Herr und vor ihm knieten.

Gedenkt auch Eures Spruches,
Ihr sprachet: wer Dich segnet, sei
Gesegnet, wer Dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches:
Um Gott, bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?

Zwei Zungen.

„Gott gibt zum König, wen er will!“
Das glaub ich gern und schweige still:
Und Laien wundert nur der Pfaffen Lehre;
Was sie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun in's Widerspiel verkehrt:
Nun thut's um Gut und Eure eigne Ehre
Und sagt bei eurer Treue,
Mit welchem Wort Ihr uns betrogt.
Beweiset uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue;
Gewiß ist, daß Ihr Eines logt:
Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.

Noch wollen wir am Schlusse über das Grabmal dieses herrlichen Sängers **Uhland** hören, der seine Schrift: **Walther von der Vogelweide**, ein altdeutscher Dichter; Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1822, also beschließt:

Unsre Blicke sind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verschwinden. Es ist uns keine Nachricht von den äußern Umständen seiner letzten Zeit geblieben, gleich als sollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt sehen, von der er sich losgesagt, und von seinem Tode nichts erkennen, als das allmählige Hinüberschwinden des Geistes in das Reich der Geister.

Davon jedoch ist Kunde vorhanden, wo seine irdische Hülle bestattet worden. In der Würzburger Liederhandschrift, aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, findet sich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu **Würzburg** zu dem Neuenmünster in dem Grasehofe begraben liege. In einer hand

schriftlichen Chronik aber ist eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walther begraben unter einem Baume. Dieser habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünsters aber habe dieses Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, sei von diesem Walther noch Folgendes, in lateinischen Versen, in Stein gehauen, zu lesen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit! Mund der Pallas! du starbest. Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses liest: sei Gott seiner Seele gnädig!"

Wolfram von Eschenbach.

Es ist schon oben gesagt worden, wie der lebensheitere, sinnliche und klare Minnesang in das düstere, geistige ja mystische Epos bei Eschenbach überging. Von diesem Dichter wollen wir nun weitläufiger sprechen. Seine Geschichte ist wie die der meisten Minnesinger nur wenig bekannt; soviel ist gewiß, daß er ein Ritter aus einem alten, baierischen Geschlechte, jedoch ein armer Ritter gewesen sei. Singt er ja selbst:

> Denn dort, wie oft ich abgestiegen,
> Und man mit demuthvollem Schmiegen
> Mich Herr nennt, in meinem eignen Haus,
> Erfreut sich selten des Mahls eine Maus.
> Wollen die Mäuse sich's lassen schmecken,
> Brauch' ich doch die Speise nicht zu verstecken,
> Denn ich selber finde sie nirgend stehen.
> Nur allzu oft schon ist's geschehn,

Daß Wolfram ich von Eschenbach
Erduldete solch Ungemach,
Wie ihr von Belripar*) vernommen.

Auch mit wissenschaftlicher Bildung war er nur kärglich ausgerüstet, wie er denn selbst gesteht, daß er nicht schreiben könne.

Behagt meine Sage — gut! — doch ich ersuch':
Es nehm' sie Niemand für ein Buch,
Denn ich versteh' keinen Buchstaben;
Woran ihr mögt zur Gnüge haben:
Daß der Sänger diese Abenteuer
Ausführt' ohne der Bücher Steuer.

Indessen war er wohlbewandert in allen romanischen Sagen, die er nun auch nach Art und Weise der Provenzalen ohne alle Beachtung der Zeitfolge untereinander mengte, so daß unsere Leser, die jene Sagen nicht so wie Leser im Mittelalter kennen, in seinen Epen nur mit Mühe Plan und Ordnung auffinden. Sein vorzüglichstes Werk ist der Parcival, worin die Abenteuer eines spanischen jungen Helden mit den Sagen von König Artus, vom h. Gral, von Gawain und Klinschor in Verbindung gebracht werden, so daß vorzüglich das Streben nach einem hohen, geistigen Gute dargethan wird. Dieses hohe Gut ist aber Aufnahme in den Orden des h. Gral und alles übrige Minneglück, Preis der Ritterschaft an Artus Tafelrunde, treten nur als Nebenzwecke zurück, so daß sie aufzugeben der Held keinen Augenblick anstehen würde, wenn er durch sie vom h. Gralstempel ausgeschlossen würde. Doch zur Geschichte: Parcival ist der Sohn Gamurets, der durch seine Gemahlin Herzeleide Herr und König von Waleis und Norgals wurde. Ein unbezwinglicher Hang nach Abenteuern riß den Vater von der Mutter Seite, und er fiel im Zweikampfe, worauf Herzeleide mit ihrem Söhnlein Parcival in eine Wüste sich begibt, um ihn nie erfahren zu lassen, was Ritterthum sei. Wie anmuthig der Dichter von der Jugend des Knaben und seiner Erziehung erzählet, mag folgende Stelle lehren:

*) Wo in seinem Epos erzählt wird, daß die Belagerten viel Hunger litten.

Man ließ ihm nach, mit seiner Hand
Zu schnitzen Bogen sich und Pfeile.
Das war den Vöglein nicht zum Heile;
Er tödtet alle die er fand.
Doch schoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor so süße Lieder
Gesungen noch, sah man den Kleinen
Mit Schmerzgeberden um ihn weinen.
Er wusch am Fluß sich alle Morgen;
Noch wußte nicht sein Sinn von Sorgen:
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin,
Doch fragte sie: was ihm geschehn?
So wußt' er Rede nicht zu stehn,
Wie's oft bei Kindern noch geschieht.
Frau Herzeleide sorgenwach
Ging lang' umsonst dem Wesen nach,
Bis sie den Knaben einst ersieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vöglein lauschet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz so sehnend zwang,
Schwur Haß den bösen Vögeln sie,
Und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, sandte Knechte
Sie aus, die Vöglein gut' und schlechte
Zu fangen all' und umzubringen.
Doch Vöglein waren wohl berathen;
Gar manche schlüpften aus den Schlingen,
Und süßer nur durch Hain und Saaten
Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
Der Knabe drauf zur Königin sprach:
„Was stellt man doch den Vöglein nach?
Weh, Mutter, wende ihre Noth,
Gib ihnen Frieden noch zur Stund." —
Die Mutter küßt ihn auf den Mund,
Und rief: Wie könnt' ich das Gebot
Des höchsten Gottes auch verkehren,
Der sie zu Freuden nur erschuf!"
Der Knabe horchte ihrem Ruf
Mit Acht und sagte: „Laß mich hören,
Mutter mein, was ist das: Gott?"
„Mein Sohn, ich sag dir sonder Spott —
Begann sie — wie der Tag so licht

Ist er, von Menschenangesicht;
Ihn flehe an in jeder Noth,
Denn stäte Hilfe immer bot
Barmherzig er der Welt und liebend."

Es ist also Gott nun der erste Gedanke, der dem Jüngling in seiner Einfalt aufleuchtet, der Sonnenaufgang gleichsam zu einem gottgeweihten Leben, zu welchem er von Geburt aus bestimmt ist. Allein dem Menschen ists auf dieser Erde nicht vergönnt, in reiner Einfalt zu Gott zu gelangen; er muß der Einfalt verlustig werden, und nur durch Irrthum und Zweifel geht der Weg zum Heiligthume. Mittlerweile lebt der Junge mit seiner Mutter in der Wüste, wo Jagd und freie Spiele seine Kräfte üben.

Gar herrlich wuchs der Knab heran,
Mit Muth und Stärke angethan.

Siehe, da kamen fremde Ritter des Weges gezogen und solche Männer wie er nie gesehen, so daß er jeden von ihnen für einen Gott hält. Allein die Ritter benehmen ihm den Irrthum, und sagen, daß sie Ritter seien; worauf denn Parcival:

Du nennst da Ritter; was ist das?
Sag' an, hast du nicht Gottes Kraft,
Wer kann denn geben Ritterschaft?

Kurz und bündig antworten ihm die Ritter:

Die theilt der König Artus aus.

Reden dann ihm zu, er solle nur darnach trachten, zu dessen Haus zu kommen, und sich den Ritterschlag holen. Staunend sieht der Knabe den Reitern nach; den Gedanken an Gott hat nun ein anderer „an Ritterschaft" verdrängt und zur Mutter geht er und begehrt ein Pferd, um schleunigst zu Artus hinzureiten. Die Königin sah nun mit tiefem Gram, wie es umsonst, ihn abzuleiten von seinem Willen, doch um ihm die Ausfahrt zu verleiden, legt sie ihm Narrenkleider an, und denkt:

Wird er geneckt, gerauft, geschlagen,
So kehrt er wohl von selbst zurück.

Dabei gab sie ihm aber folgende gute Lehren:

„Mein lieber Sohn, nun höre
Aufmerksam meine Lehre:
Du mußt auf ungebahnten Straßen
Die dunklen Fuhrten liegen lassen;
Doch siehst du seicht sie, hell und rein,
So reite nur getrost hinein.
Du mußt dich schicklich stets betragen,
Niemandem deinen Dienst versagen,
Und wenn ein grauer weiser Mann
Dich Zucht will lehren, nimm dir's an;
Verarg' ihm nicht, was er dir sprach,
Vertrauend thu' und gern danach.
Dann, Sohn, laß dir empfohlen sein:
Wenn gutes Weibes Ring und Grüßen
Du kannst erringen, geh' drauf ein:
Das wird dir manches Leid versüßen;
Nach Frauenkuß mußt du verlangen,
Und herzig ihren Leib umfangen,
Denn das gibt Glück und hohen Muth,
Ist anders keusch sie und auch gut.

Parcival weilte nun nicht länger, sondern bestieg sein Roß, von Sehnsucht getrieben den König Artus aufzusuchen.

Es wird nöthig sein, hier über die Artus= und Gralssage das Nöthige vorauszuschicken. Erstere hat historischen Grund, insofern wirklich in wallisischen Gesängen ein König Artus oder Artur vorkommt, der um die Zeit, als die Angelsachsen Britannien eroberten, als König an der Spitze mehrerer brittischer Stämme tapfer und heldenmüthig sein Vaterland vertheidigte. Sein Freund und Gefährte, nach der Sage, war der Zauberer Merlin, seine Schwester die Fee Morgane, seine Gemahlin Genevra. Diese Artursage ist nun von französischen und spanischen Dichtern auf verschiedene Weise umgestaltet worden, und später kam noch die Geschichte von der Tafelrunde hinzu. Artus stiftete nämlich einen Orden von fünfzig Rittern, welche an einer runden Tafel sitzen, damit kein Ritter durch seinen Sitz vor dem andern ausgezeichnet

sei. Der König wohnt mit der Königin und den Rittern in schönen Palästen in der Mitte eines großen Forstes, der ihnen viele Abenteuer bietet. Diese Ritter setzen sich nun nicht mehr zu Tische, als bis irgend eine Neuigkeit erschienen, irgend ein Abent.uer bestanden worden.

Mit dieser Sage ist nun auch der Gral in Verbindung. Was der Gral eigentlich sei, kann nicht so leicht ausgemittelt werden; der richtigsten Auslegung nach, war es eine smaragdene Schale, aus welcher Christus bei der Einsetzung des Abendmahls mit seinen Jüngern gespeist haben soll, und worin dann Joseph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Gekreuzigten auffing. Dadurch bekam dieses Gefäß eine doppelte Wunderkraft. Erstlich schaffte es auf den bloßen Wunsch soviel Speise und Trank herbei, als man begehrte; sodann that es durch Inschriften, welche von selbst an seinem Rande zum Vorschein kamen und wieder erloschen, Jesu Willen kund. Auf diese Weise erwählte sich der Gral nach dem Tode des Königs, der ihn hütete, immer selbst einen neuen, und gab seinen Rittern Aufträge, an deren Ausführung sie ihr Leben setzten. Um Ritter von der Tafelrunde zu werden, bedurfte es nur eines glücklich bestandenen Abenteuers und der gewöhnlichen Rittertugenden: Frömmigkeit, Treue, Tapferkeit und Ehre; diese Ritter wurden aber nur erst dann Tempeleisen d. h. Ritter des h. Grals, wenn sie sich durch Sittenreinheit und Heiligkeit besonders auszeichneten und deßhalb eine lange Prüfung bestanden; auch mußten sie alle, außer dem König des Grals, unbeweibt sein.

Nun kehren wir zu unserm Helden zurück, der wohlgemuth immerfort nach dem Ritter Artus reitet und in seiner Einfalt die Lehren der Mutter genau beobachtet. Er weigert sich durch einen Bach zu reiten, da sein Strom so dunkel schien, und reitet lieber den ganzen langen Tag den Bach entlang, bis er zu einer lichten und klaren Furt kam. Jenseits des Bachs findet er die schöne Herzogin Jeschute in einem prächtigen Zelte schlafend; er bemerkt einen Ring an ihrer Hand, steigt vom Rosse, zieht ihr denselben ab, und küßt sie wacker, weil die Mutter gesagt:

Nach Frauenkuß mußt du verlangen,

woraus der guten Frau viel Ungemach widerfahren. Endlich kommt er in seiner Narrentracht von Kanvoleis bei Nantes an. Da begegnete ihm der rothe Ritter, welcher des Königs Artus Mundbecher entwendet, und dieser läßt den Rittern der Tafelrunde sagen, daß es ihrer Ehre wenig zieme, den König also dürsten zu lassen. Parcival vernimmt die Botschaft, und reitet bald, verlacht und verspottet von den Gassenbuben, in die Thore von Nantes ein. Deß läßt er sich nicht hindern, und kommt endlich zu dem Könige, dessen Heldenschaar eben versammelt war.

Er wird von Artur sehr gütig aufgenommen, der sogleich Gefallen an ihm bezeigt, und ihm zum Ritterschlage Hoffnung macht. Zugleich berichtet der junge Held, was ihm der rothe Ritter aufgetragen, und bittet den König, ihm dessen Rüstung zu verschaffen. Artur lächelt über dieses Ansinnen, doch der höhnische Seneschal Keye meint, er solle sich selbst die Rüstung holen. Ungern willigt Artur ein, weil ihm für das junge Leben bange ist; allein Parcival reitet getrost zum Thore hinaus. Als ihn so reiten sieht die Prinzessin Kunneware, welche mit einem Eide gelobt hatte, daß sie nicht eher lachen wolle, als bis ihr der begegnete, der den höchsten Preis auf Erden erwürbe, — lachte sie laut auf, worauf sie der strenge Seneschal schonungslos mit seinem Stabe schlug; denn sagte er:

Es ritten der Männer so viele werthe
Am Hofe des Königs ein und aus,
Und doch betrat noch keiner das Haus,
Dem euer Mund ein Lächeln bescheerte.
Nun aber belacht ihr vermessen
Einen Knaben, von Thorheit besessen,
Der nimmer gewonnen Ritterpreis,
Ja, der von Ritterschaft gar nichts weiß!
Es mußte der junge Parcival
Den frechen Frevel des Seneschal
Mit eignem Aug' sehn, tief betrübt;
Viel lieber hätt' er gegriffen zum Speer
Und auf der Stelle Rache geübt,
Wenn das Gedränge um ihn her
Und oben an der Schlägerstätte
Ihn nicht am Wurf gehindert hätte.

Nun kommt er hinaus zu dem rothen Ritter, und sagt, wie er seinen Auftrag wohl ausgerichtet habe, doch daß zum Streite ihm mit kein Ritter Lust bezeige. Und — fuhr er fort —

Es hat der König, mein Gebieter,
Gewährung meinem Wunsch gereicht,
Und Roß und Harnisch mir von Euch
Verliehn. Drum steiget ab sogleich
Und liefert aus mir Eure Waffen,
Worin ich Ritter werden soll."
Der Rothe hielt das Kind für toll:
„Was hat der König denn zu schaffen
Mit meiner Rüstung? Auch mein Leben,
Fast glaub' ich, hat er Dir gegeben,
Sofern ich's ab mir lasse zwingen.
Das nenn' ich Freunde sich erringen!
Freilich, war lang' er Dir schon hold,
Verdient Dein Dienst wohl baldigen Sold."
„„Wohl weiß ich, was ich soll verdienen —
Entgegnet der Knabe mit zornigen Mienen
Da in der Stadt mir Ritterstand
Verheißen hat des Königs Hand.
Gib her, entsage dem Landrecht;
Ich will nicht länger sein ein Knecht.
Doch willst Du mir mein Recht entreißen,
So magst Du Lähelin wohl heißen,
Von dem mir meine Mutter klagte.""
Der Knab', indem er dieses sagte,
Griff nach des Ritters Zaume. Doch der
Mit umgekehrtem Lanzenschaft
Stieß ihn zurück mit solcher Kraft,
Daß zu Boden sein Rößlein und er
Hinstürzten und aus Mund und Nase
Sich ihm das rothe Blut ergoß.
Doch schnell erhob sich aus den Grase
Wieder Gamuretes Sproß,
Und wüthend zu dem Jagdspieß greifend,
Traf er den Ritter, wo das Visier
Ein wenig sich nach auswärts schweifend
Dem Helm sich anschloß, sprengte hier
Das Band, und tief durch's Auge drang
Bis in den Nacken das Gabilot,
Daß auf der Stelle der König todt
Lautlos vom Roß zur Erde sank. —

Nun bemächtigt sich Parcival der Rüstung des rothen Ritters und seines Rosses, wie auch des geraubten Bechers und sprengt nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete er einem Knappen, zu dem er also spricht:

Lieber Freund, mein Kamerad:
Erworben hab' ich, um was ich bat.
Nun thu' den Dienst mir, Artus zu sagen
Was sich hier degeben, und ihm zu klagen,
Wie sich ein Ritter an mir vergaß,
Da eine Jungfrau er geschlagen,
Weil sie zu lächeln sich vermaß
Um meinethalb. Ich bin ihr Rächer,
Und werde nimmer die Schmach vergessen,
Die ihr und mir ward zugemessen;
Dem König aber bringe den Becher,
Den ich vom rothen Ritter erstritten;
Leb' wohl und bedaure was ich erlitten.
Behüt' Dich Gott (ich will nun fahren)
Der kann uns beide wohl bewahren.

Glücklich kam Parcival, der über Stock und Stein an einem Tage so weit ritt, als ein verständiger Mann nicht in zwei Tagen durcheilen kann, zu der Burg des biedern Ritters Gurnemanz von Graharß, welchen er zutraulich also anredet:

Meine Mutter hieß mich nehmen Rath
Von dem, der graue Locken hat,
Drum laßt mich Euch gehorsam sein,
Wie mir befahl die Mutter mein.

Auch dieser nahm den Jüngling väterlich auf, und als er ihm vollends seine Abenteuer erzählte, nahm er sich seiner getreulich an, ihn zu belehren, wie folgt:

Ihr redet, Junker, wie ein Kind;
Führt nicht die Mutter stets im Munde,
Nehmt auch mit Fleiß verständig Kunde
Von andern Dingen, die da sind.
Haltet Euch treu an meinen Rath,
Der Euch bewahrt vor falscher That.
Vor Allem leget nie das Kleid

Der Schaam von Euch und Sittsamkeit,
Denn auf den Schaamentblößten trauft
Verachtung, und der Hölle reift
Sein Leib entgegen. — Euer Wesen
Zeigt, daß zum Volksherrn ihr erlesen;
Seid Ihr von hohem Stamm geboren,
Seid Ihr zu Höherem noch erkoren,
So haltet fest doch im Gemüthe,
Daß Ihr Erbarmen stets und Güte
Der Noth, dem Kummerhaften leiht.
Oft wider Noth mit Schaam kämpft an —
Ein herbes Loos — der wackre Mann;
Stets seid mit Hilf' ihm gern bereit,
Denn ihm ist übler, als jenen, die gehn
Die Thür zu suchen, wo Fenster stehn;
Und könnt Ihr so den Kummer heilen,
Wird Gottes Gnade bei Euch weilen. —
Verständig seid, so wie im Geben,
Auch im Behalten. Es zeigt nicht eben
Von hohem Sinn, mit vollen Handen
Das Gut leichtsinig zu verschwenden,
So wenig als es Ehre bringt,
Wenn man zu sehr nach Schätzen ringt.
Beachtet immer Maß und Ziel;
Und Eins noch: — fraget nicht zu viel!
Doch seid auch maulfaul nicht, und laßt,
Daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen;
Denn in der Rede, im Erzählen
Gibt sich der Thor und Weise kund.
Mit Eurer Kraft sei stets im Bund
Barmherzigkeit. Wen Ihr im Streit
Besiegt, und fleht er Sicherheit,
(Wie schwer er Euch auch mochte kränken)
Ihr sollt mit Großmuth sie ihm schenken.
Ihr werdet oft die Waffen führen;
Legt Ihr sie ab, so sei doch nicht,
Daß Ihr sie trugt, an Euch zu spüren
Und reinigt Hände und Gesicht;
So glänzet lieblich Ihr und klar;
Gerne nehmen das die Frauen wahr. —
Seid männlichfest und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.
Und seid den Frauen hold ergeben,
Denn das erhöht des Jünglings Leben;
Gebt nie dem Wankelmuth Euch hin,

Das ist der rechte Männersinn.
Euch würd' es, wollt Ihr sie bethören,
Nur zu leicht, daß sie Euch erhören;
Doch gegen treue Liebe ist
Von kurzer Dauer falsche List.

Auch ritterliche Sitten und leibliche Uebung lehrt der alte Degen ihn, indem er sprach:

„Und endlich: wie kamt auf dem Anger dort
So unbeholfen Ihr hergeritten!
Lernt nun auch ritterliche Sitten.
Gesehen hab' ich manche Wand,
An welcher besser hing der Schild,
Als wie er Euch zu Halse stand.
Es ist noch früh; fort in's Gefild!
Bringt ihm sein Roß und mir das meine,
Und jeglichem Ritter auch das seine;
Es sollen auch die Junker kommen,
Von jedem werd' ein Schaft genommen;
Da sollt Ihr kunstreich fechten lernen,
Und Euer Ungeschick entfernen.

Und wahrlich zeigte sich überall
Bald so gelehrig Parcival
Zu spornen, zu schließen, das Roß zu schwenken,
Parade zu geben, den Speer zu senken,
Mit kräftigem Stoß die Lanze zu brechen,
Selbst den Erfahrnen niederzustechen.

Als er dann beim Mahle an der Seite Liassens, der anmuthigen Tochter des Alten saß, mahnte ihn dieser scherzend, ihr nicht etwa den Ring wegzunehmen. Indeß so wohl und gütlich er auch hier im Hause gepflegt, belehrt und gesittet wurde und so minniglich Liasse war, hielt er es doch nicht lange aus.

Drei Wochen war in Lehr' und Pflege
Der Held; da ward es in ihm rege,
Daß, eh' in Frauenarmen
Er traulich dürf' erwarmen,
Im Streit er müsse sich bewähren.
Denn Heldenthaten zu vollbringen,
Und dazu holde Lieb' erringen,

Das, dacht' er, ist das würdigste Begehren.
Und das ist noch ein wahres Wort.

So zog es ihn denn fort nach Abenteuern, die er aber nun nicht mehr in der alten Einfalt unternahm.

Er durfte nun in Aufzug und Benehmen
Vor keinem Ritter mehr sich schämen.
Jedoch des Meisters Lehren riefen
Gedanken, die bis dahin schliefen,
Im Busen unruhvoll hervor:
Ihm ward zu eng die Weite,
Und allzuschmal die Breite,
Vor den Augen hing es wie ein Flor;
Ihn reizte nicht die grüne Au;
In ihm und um ihn war dämmernd Grau,
Seit er der Einfalt ohne ward.

Auf bahnlosen Wegen und im dumpfen Sinnen ritt er durch wilde Gebirge die Kreuz und Quer, bis er endlich zu der schönen Stadt Belripar gelangte, wo die edle Konduiramur als Königin herrschte. Sie hatte so eben Reich und Stadt von ihrem hingeschiedenen Vater geerbt, wurde aber von dem König Klamide, der ihre Hand erzwingen wollte, so hart bedrängt, daß die Besatzung schon allen Muth verloren hatte. Hier wird nun erzählt, wie Parcival erstens den feindlichen Herold abfertigt, und dadurch der Bürger Kampftrotz wieder weckt; wie ihn Konduiramur zu ihrem Gatten erkor; wie er dann, nachdem ein Sturm der Feinde glücklich zurückgeschlagen, im Zweikampf den König Klamide besiegt, und dieser, sein Leben zu retten, versprechen muß, zu König Artus zu gehen, ihm seinen Gruß zu bringen und zu sagen, wie es ihm thue, daß die edle Kunneware seinetwegen so schimpfliche Schläge erduldet habe.

Kurz nur verweilt der Dichter bei dem jungen Paare, das zu Belripar in süßer Liebe selig lebt, bis Parcival, um seine Mutter aufzusuchen, wieder ausreitet.

Immer seiner Konduiramur gedenkend, kam er unvermerkt nach Montsalvas, zu den Wundern des h. Grals, wo der kranke König Amfortas von ihm Erlösung seiner Leiden zu erwarten scheint.

Versammelt war in großer Zahl
Die Ritterschaft im weiten Saal.
Da plötzlich trat ein Knapp' daher,
In seiner Hand einen blutigen Speer
Schweigend herum im Saale tragend.
Die Ritterschaft erhub sich klagend,
Der tiefes Leid und düstern Schmerz
Des Speeres Anschaun goß in's Herz.
Die Edelsten aus dreißig Landen
Bei diesem Anblick jammernd wanden
Die Hände, und die Thränen flossen
Der treuverbundnen Hausgenossen,
Bis daß der Knapp' zurückgewandt
Zur Thür, durch die er kam, verschwand. —
Nun an des Saales andrem Ende
That auf sich eine stahlne Thür,
Und zwei Jungfrauen traten behende
Hervor, mit Schleier und Blumenzier
Im langen glänzendblonden Haar;
Auf goldnen Leuchtern brennende Kerzen
Trug das anmuthvolle Paar,
Wohl Lieb' entzündend, wenn bei den Schmerzen
Des kranken Gebieters für diese Triebe
Der sehnenden Brust noch Neigung bliebe.
Es war die Gräfin von Tenabrock
Und ihr Gespiel. Ein Gürtel golden
Umschloß den dunklen Scharlachrock,
Der weit umwallte die Holden.
Es folgte diesen ein zweites Paar,
Wovon die eine Herzogin war.
Sie trugen von Elfenbein ein Gestell;
Ihre Lippen flammten rosig hell,
Und es waren auch ihre Kleide,
Wie jene, von scharlachrother Seide.
Es neigten die vier sich ernst bescheiden,
Und vor den Wirth hin setzten die beiden
Das Gestell. — Andre Jungfrau'n vier
Mit Kerzen traten aus der Thür,
Und wieder vier, die einen Stein
Hellstrahlend wie der Sonne Schein,
Hertrugen, einen Granatjachant,
Wie man noch nimmer auf Erden fand.
Gegen den Wirth sich neigend bewegten
Die acht sich her, und die letztern legten
Auf das Gestell von Elfenbein
Den plattgeformten glänzenden Stein,

Und traten mit niedergeschlagenem Blick
Dann zu den ersten vieren zurück.
Es hatten diese vier Jungfrauenpaare
Ein zierlich Blumengewind im Haare,
Und sammtne Gewande mit Gürteln umschlossen,
Doch grüner wie Gras, das frisch entsprossen.
Vier Jungfrau'n abermals erschienen
Mit brennenden Kerzen, und hinter ihnen
Sah man zwei Fürstentöchter kommen,
Die fern hieher zum Dienst entnommen,
Da sie die Wahl des Grales traf.
Florie, deren Vater Graf
Iwain von Lünel und Amflise,
Die Tochter Ruals von Jernise.
Auf weißen Tüchern brachte das Paar
Zwei scharfe silberne Messer dar;
Die legten sie vor dem König nieder,
Und kehrten mit Zucht sich neigend wieder
Zu den andern, die vor ihnen kamen.
Von der kostbarsten Seide, Pfiält mit Namen,
Und von Stoffen aus Ninive
War ihr Gewand, so weiß wie Schnee.
Endlich aber nahte die Königin;
Von ihrem Antlitz ging aus ein Licht,
Wie bei des neuen Tags Beginn
Die Sonne durch die Wolken bricht.
Auf einem Kissen von grünem Achmardi,
Dem feinsten arabischen Seidenstoff,
Trug sie, was in Menschenbusen hie
Die Wonne des Paradieses troff,
Und was vom höchsten Wunsch der Erden
Erwünscht nicht kann, erdacht nicht werden,
— Den heiligen Gral. — Urepanse hieß
De Joie, von der er sich tragen ließ.

Der Gral aber war von solcher Art,
Daß höchste Keuschheit der bewahrt,
Und tadellos die mußte sein,
Die zur Pfleg'rin sich erlesen der Stein.
Sechs Lampen von lautrem Glase (nicht
Von Armuth eben zeugt' ihr Licht)
Mit brennendem Balsam trugen dem Grale
Voran sechs liebliche Jungfräulein.
Vor den König setzte die heilige Schaale
Die Königin nieder, und in die Reihn
Der achtzehn ersten mit ernstem Reigen

Traten die sieben, so daß die Reigen
Der herrlichen kronetragenden Maid
Zur Rechten und Linken sich zierlich reiht.

Zu bedienen die Ritterschaaren,
Die zu dem Mahl versammelt waren,
War je vieren ein Kämmerer
Mit einem Teller von Golde schwer
Bestellt, und auch ein Junker klug,
Der im Arm ein weißes Handtuch trug.
Hundert Tafeln trug man herein zur Thür,
Stets eine für werther Ritter vier;
Tischlaken von blendender Weiße
Wurden drüber gedeckt mit Fleiße.
Man reicht das Wasser nun dem Gast,
Und dem Wirthe, der des Leidens Last
Kaum noch erträgt; sie waschen die Hand,
Und knieend reicht schön und gewandt
Ein Grafensohn dem hohen Paar
Das Handtuch bunt und seiden dar. —
Von Tisch zu Tisch fahren vier Wagen
Mit Bechern, Schaalen und Tischgeräth,
Und hinter jeglichem Wagen geht
Ein Schreiber, der, was man aufgetragen,
Genau verzeichnet, daß nach dem Essen
Nichts werde zurück zu liefern vergessen.

Als so geschmückt die Tafeln stehn,
Da hieß man hundert Knappen gehn,
Die nahmen mit weißen Tüchern das Brot
Und die Speisen hinweg, wie der Gral sie bot,
Und reichten sie an den Tischen herum.
Man sagte mir, daß das Heiligthum
(Und ich sag' es bei Eurem Eid)
Mit jeglicher Gabe sei bereit
(Sollt' ich hier etwa trügen,
So müßt Ihr mit mir lügen)
Mit Speisen warmen, Speisen kalten;
Mit neuen Speisen so wie alten,
Zahmem und Wildem, Fleisch und Fisch;
Wonach begehrte Mund und Hand,
Ein jeder fand, wie auf dem Tisch
Es alsobald auch vor ihm stand.
Viel kleine goldne Näpfchen sah
Mit Agrest und Pfeffer und Salz man da

Sich füllen, wie es zu mancher Speise
Nothwendig fordert der Schmecker Weise,
Ingleichen Pokale mit Wein und Meth
Und rothem Sinopel. Wohin nur geht
Das Gelüst, was fordernd die Zunge spricht,
Sogleich steht vor dem Gral das Gericht;
So hielt die Hausgenossenschaft
Hier Wirthschaft von des Grales Kraft.
Er ist's, der hohe Freude spendet.
Der Süßigkeit der Welt verschwendet,
Er kommt an Seligkeit wohl gleich
Auf Erden schon dem Himmelreich.

Wohl sah der junge Parcival alle die Wunder; doch weil ihm Gurnemanz gerathen, nicht viel zu fragen, so enthielt er sich auch, so nahe man es ihm legte, um die Bedeutung aller dieser Dinge zu fragen. Auch als ihm ein kostbares Schwert übergeben wurde, nahm er es stumm und blöde hin. So verschwinden denn allmälig die Knappen und Jungfrauen und alle Herrlichkeit des h. Grals, und Parcival wird in sein Schlafgemach geführt, wo er eine lange Nacht in Unruhe und schweren Träumen zubrachte; als er aber des Morgens erwachte, fand er nichts Lebendes im Schlosse, nur sein Pferd, welches gesattelt im Hofe stand. Da er Niemand irgendwo findet, reitet er endlich zum Thore hinaus, das gleich hinter ihm sich schließt, ja die Zugbrücke wird so schnell aufgezogen, daß ihn die Kette fast niedergeschleudert hätte:

Parcival wandte sich und hielt an,
Um zu fragen — doch eh' er die Rede begann,
Rief zornig ein Knapp' vom Thurme ihm zu:
Packt Euch, der Sonne Verhaßter, im Nu!
Ihr seid eine Gans! Wenn Ihr den Flunsch
Hattet gerührt und den Wirth gefragt:
Ihr hattet der Erde höchsten Wunsch,
Und, wie kein Andrer, Preis erjagt!
Mit Zorn entgegnete Parcival,
Doch Antwort gab nur der Wiederhall,
Wie er auch rief und Kunde begehrte —
Der Knapp', als schlief' er im Gehen, kehrte
Den Rücken, und schlug das Fenster zu.

Nun begann seine Prüfungsfahrt, und er kommt nach langem Herumirren und einem zwiefachen Abenteuer, ohne es zu ahnen, in die Nähe der Tafelrunde wieder. König Artur hatte eben das Verbot gegeben, daß sich keiner der Ritter vom Zuge scheide, den Abenteuern nachzugehen.

Jetzt folgt im Gedichte eine der schönsten Stellen, worüber alle Süßigkeit und Zartheit des Minnesangs ausgegossen ist. Es war Schnee gefallen, heißt es im Gedichte, und ein Falke, der den Jägern Arturs entwichen, nahm den irrenden Parcival wahr,

Zu dem er sich vertraulich gesellte,
Schutz bei ihm suchend vor der Kälte.

Fort trabt auf rauhen steinigen Wegen
Durch Dorn und Gestripp der Rittersmann
Unmuthig und frierend dem Tag entgegen,
Bis sich der Wald zu lichten begann.
Auf einem ebnen beschneiten Raum
Lag nur ein gefällter mächtiger Baum.
Der Falk hielt treulich an dem Verirrten;
Da laut gaggernd plötzlich schwirrten
Wohl tausend wilde Gänse auf.
Flugs nahm der Vogel seinen Lauf
Mitten unter sie und stieß auf eine,
Daß ihre zuckenden Gebeine
Todt bei dem Baumstamm niedersanken.

Spiel wundersames der Gedanken! — —
Drei Tropfen Blutes aus den Wunden
Fielen auf den weißen Schnee.
Als sie des Helden Aug' gefunden,
Ward ihm so freudig und so weh:
„Wer machte dieser Farben Spiel —
Denkt er — zu seiner Arbeit Ziel?
Konduiramur, Dir ist es gleich!
Wie macht mich Gott so freudenreich,
Daß ich Dir Aehnliches hier fand!
Gesegnet sei die Gotteshand,
Und all Geschaffnes zahm und wild!
Konduiramur, hier liegt Dein Bild:
Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der seine Weiße ihm bot —
Konduiramur, so zart und licht
Trägt Roth und Weiß dein Angesicht."

Lebendig malt dem trunknen Sinn
Ihr Antlitz auf den Schnee sich hin;
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritte glänzt von ihrem Munde: —
Ein Bild, wie jenes, da mit Bangen
In morgenlichter Dämmerstunde
Die Königin zu Belripar
Ihm hilfeflehend genahet war.
Warm trug er sie in treuer Brust,
Und schwärmend in der Liebe Lust
Mit Sinnen und Gedanken hing
Dem Traum er nach, der ihn umfing.

Indeß er da wie im Schlafe hielt, kam ein Page des Weges von Arturs Hofe, und wie er den Mann mit aufgerichtetem Speere, als ob er auf Streit harrete, stehen sah, lief er zum Lager mit Geschrei zurück: die Tafelrunde sei entehrt, weil da draußen ein Mann stehen dürfe, als ob er zum Zweikampf herausfordere, den kein Ritter anzunehmen wage. Da sprang zuerst kampfschnaubend auf Segramor, der

„glaubte er Kampf, Ehr' wo zu finden,
So mußte man ihn binden,
Sollt' er abzuhalten sein."

Nicht ruhte er, bis ihm Artur erlaubte auszuziehen, um den Zweikampf zu bestehen. Er fand den Ritter noch ganz vertieft, und was er auch zu ihm sprach, es erfolgte keine Antwort. Als aber Segramor sein Roß zum Anlauf herumwarf, wandte sich Parcivals kluges Thier von selbst und beim ersten Zusammenstoßen warf er den kühnen Segramor aus dem Sattel, so daß der Ritter ganz lahm in's Lager zurück hinken mußte. Da begehrte Keye, der Seneschal, den Zweikampf und Artur mußte es ihm erlauben. Aber auch dieser, so grob er unsern sinnbetäubten Ritter auch angriff, wurde eben so schnell geworfen, nur daß er schwerer verwundet Arm und Beine brach. So rächte Parcival bewußtlos den Schimpf, welchen dieser Mann der edlen Kunneware angethan. Nun erhob sich Ritter Gawan, ein eben so tapferer, als besonnener und kluger Held, der mit seinem Weltsinne das Gegenstück zu Parcivals

Schwärmerei in diesem Gedichte vorstellt. Der reitet ohne Sporn und Schild und Schwert, ganz schlicht und ruhig hinaus, und als er den in sich verlorenen Ritter sah, grüßte er freundlich und da er eben so wenig Antwort als die Andern erhielt, so folgte er den Augen desselben und gewahrte, wie er unverwandten Blickes nur auf die Blutstropfen im Schnee hinsah. Sogleich erkannte er dieß als Zeichen eines Minnezaubers und um den Ritter davon zu erlösen, bedeckte er die Blutstropfen schnell mit einem seidnen Tuche. Da kam denn Parcival zu sich selber wieder und Gawan überredete ihn freundlich, mit ihm zu König Artur zu kommen. Parcival freut sich nun den berühmten Gawan zu sehen, zu hören wie er den groben Seneschal bestraft und daß er so nahe der Tafelrunde sei. Dort angekommen, wird er jubelnd zum Ritter der Tafelrunde aufgenommen, als plötzlich die gräuliche Gralsbotin Kundrie la Sorciere erscheint und den gefeierten Helden verflucht, weil er bei dem h. Gral nicht habe der Frage ihr Recht gethan. Parcival schließt sich nun als Beschimpfter selbst von der Tafelrunde aus, so lange bis er den Gral wiedergefunden und durch die Frage sich desselben würdig gemacht haben werde. Kundrie ladet zugleich die Ritter ein, die gefangenen Königinnen zu Chateau-Merveille zu erlösen, und ein Theil zieht dahin. So wendet sich das Gedicht von Parcival, und überläßt ihn seinen Abenteuern, die er auf dem Wege nach dem Grale zu bestehen hat. Dafür tritt der lebens- und weltlustige Gawan auf den Schauplatz, und seine Abenteuer, die im 4., 6. und 7. Buche erzählt werden, sind so ergötzlich als drollig; wodurch denn der Gegensatz des Reellen zum Ideellen recht lebhaft veranschaulicht wird, und wir bewundern den Dichter mit Recht, daß er zwei solche ganz einander entgegengesetzte Charaktere, wenn auch nur mehr in ihren äußern Begegnissen, doch so richtig darzustellen vermag. Die Vorliebe, die er für Parcival zu hegen scheint, verleidet allerdings dem Eschenbach dieselbe Weltansicht zuzuschreiben, wogegen aber eben die lebensvolle Darstellung Gawans dafür spricht, daß er nicht so sehr im beschaulichen Mysticismus befangen war, sondern mit vieler Freiheit auch in das wirkliche Leben geblickt habe.

Wir müßten das ganze Gedicht abschreiben, um alle die

anmuthigen Abenteuer Gawans anzuführen, begnügen uns aber nur eines derselben, welches so recht aus der Romantik geschöpft ist, herauszuheben. Nach vielen Irrfahrten, Kämpfen und Gefahren, die er zum Theil im Minnedienste der verführerischen und übermüthigen Orgueilleuse, Herzogin von Logreis, bestanden, kommt er auch nach Chateau-Merveille, wo der Zauberer Klinschor vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen im Zauberbanne hält. Es war dieser Klinschor ein Zauberer, welchen Eschenbach deßhalb in diesem Gedichte anführt, um zu zeigen, wie mächtig tapferer Muth und ein gläubiges Herz selbst gegen einen Verbündeten des Teufels sei. Vergebens hatten sich schon viele Ritter gewagt, die unglücklichen Frauen zu erlösen, sie büßten mit Leib und Leben ihr Wagniß. Gawan ließ sich aber nicht abschrecken, den Kampf mit der Zauberei zu unternehmen. Muthig hält er sich, bis er endlich auch zu dem Wunderbette kommt, von welchem uns der Dichter selbst erzählen soll:

„Der Estrich hier im Saale war
Wie Glas so eben, durchleuchtig, klar,
Mit Jaspis, Sardinen, Chrisolith
Reich ausgelegt, wie Klinschor der Meister
Mit Hülfe zauberischer Geister
Dies Werk beschickte und berieth,
Der noch viel Wunder aus aller Welt
Geraubt hat, und hier aufgestellt.
Der Estrich ist dabei so glatt,
Daß Gawan die größte Mühe hat,
Einherzugehn mit festem Schritte.
Hier stehet in des Saales Mitte
Le Lit Merveille, das Zauberbette,
Und beut ihm Abenteuers Wette.
Des Bettes Füße stehn auf Rollen
Von Rubinen roth und rund und hell,
Die leicht es rücken lassen sollen.
Er tritt hinzu, doch windesschnell
Entweicht's vor ihm. Der Held beschwert
Vom Schilde, den ihm als so werth
Der Wirth empfahl, in vollen Waffen
Schon unbehilflich, und nun gar
Auf dem glatten Boden, gedenkt: fürwahr,
Zu dir zu kommen, wie kann ich's schaffen
Willst du so schnell von mir entweichen?

Soll im Sprung ich etwa dich erreichen? —
Er steht: es bleibt. Er geht hinzu,
Und wieder weicht's vor ihm im Nu.
Da rafft er sich auf, und es gelingt,
Daß mitten auf das Bett er springt.

Aber nun die Kreuz und Quer,
Schnell wie Blitz im Ungewitter,
In dem Saale hin und her
Unaufhaltsam mit dem Ritter
An den Wänden ringsherum,
Hierhin, dorthin, um und um,
Fährt das Bett mit Donnertönen,
Daß des Schlosses Mauern dröhnen.
Und wenn alle Posauner der Welt
Vom ersten bis letzten vereint für Geld,
Da drinnen sollten Lärmen machen,
Es würde nicht gewaltiger krachen.

Gawan, von dem Getös' betäubt,
Entsetzt, daß hoch sein Haar sich sträubt,
Im Bette fest sich klammernd, streckt
Der Länge nach sich aus, bedeckt
Sich mit dem Schild, und läßt's ergehn,
Wie's dem gefällt, auf welchen Alle
In Nöthen hilfeflehend sehn,
Und den in keinem Unglücksfalle
Zu helfen jemals noch verdroß,
Wenn fromm sich ihm das Herz erschloß.
Drum, als die Donnerfahrt begann,
Rief auch Gawan den Helfer an,
Daß er mit väterlicher Güte
Ihn kräftiglich behüte.

Das Lärmen nimmt ein Ende jetzt,
Und in des Saales Mitte setzt
Das Bett in Ruh sich. — Doch zur Stund'
Thut sich ein neuer Zauber kund.
Denn fünfhundert Stabschlingen
Zugleich von allen Seiten fingen
Wider den Ritter an zu spielen
Mit also meisterlichem Zielen,
Daß auch nicht ein Wurf ihn verfehlte.
Trefflich kam ihm der harte Schild,
Den ihm Plimpalinot erwählte,

Zu nutz; denn wenn auch noch so wild
Die Steine hagelnd sich ergossen,
Die gegen ihn die Schleudern schossen,
So ward doch selten nur einmal
Durchbohrt der wohlgeglühte Stahl.

Auch dieser Schauer ging vorüber;
Allein fünfhundert oder drüber
Armbrüste schossen sonder Weile
Zugleich aus allen Ecken Pfeile
Nun auf das Bette, wo er lag;
Wer sanfte Ruh sich loben mag,
Gelang' an solches Bette nicht;
Und wollt' er dieses sich erwählen,
Von Pfeilen wüßt' er zu erzählen.
Der Jugend blühend Angesicht
Kann plötzlich sich in Greisenhaupt
Verkehren, empfängt es solchen Gruß,
Wo es sich wohl geborgen glaubt. —
Es stürmt vorbei auch dieser Guß,
Doch haben die Pfeil' und auch die Steine
Manche Quetschung an Arm und Beine
Dem werthen Helden beigebracht,
Und Schnitte durch die Schienen gemacht.

Schon hofft Gawan, daß nun zum Ende
Sich seine schwere Arbeit wende:
Doch da thut eine Thür sich auf;
Ein ries'ger Bauer tritt darauf
Von grimmigem Aussehn in den Saal.
Von Fischhaut trägt — seltsame Wahl —
Er weite Hosen, Mütz und Rock,
Und in der Hand einen Knotenstock,
Noch dicker als ein großer Krug.
Zum Bette nimmt er seinen Zug.
Gawan beachtend, daß der Bauer
Ganz ohne Rüstung kommt daher,
Gedenkt: es wird der Gang ihm sauer,
Empfang' ich ihn in meiner Wehr!
Und richtet auf sich Kampfes fertig.
Der Kerl war dessen nicht gewärtig
Und trat vorsichtig schnell zurück,
Doch rief er mit zornwildem Blick:
„Stellt Euch zum Kampfe nur bereit!
Es kommt Euch dennoch bald die Zeit,

Daß Ihr den Leib zum Pfande gebt.
's ist Teufels Werk, daß Ihr noch lebt!
Wenn Hilf' er Euch auch jetzt gewährte,
Ihr wandelt doch des Todes Fährte.
Bald sollt Ihr dessen werden innen".
Mit diesem Wort geht er von hinnen.

Wohl sah, daß hier es Kampf noch gäbe,
Der Ritter ein. Der Pfeile Stäbe,
Die häufig in den Schild gedrungen,
Drum schlägt er ab davon, und späht,
Welch Abenteuer noch ergeht,
Das von ihm werde durchgerungen.

Da — horch — wird ein Gebrüll vernommen,
Als wären zwanzig Trommeln schier
Zur Tanzmusik in Gang gekommen.
Gawan, nie furchtsam, aber hier
Doch stutzt er: „Was wird noch geschehn?
Soll nun es mir an's Leben gehn?
Doch mag sich meine Noth auch mehren,
Ich werde ritterlich mich wehren."
Herein zu jener Thüre sprang,
Durch die der Bauer seinen Gang
Genommen, ein Löwe kräftereich,
An Größe einem Streitroß gleich,
Und hungerwüthend. Fertig stellt
Aufrecht zum Kampfe sich der Held,
Und hebt den Schild. Mit gewalt'gem Satze
Springt grimmig der Löwe auf ihn ein,
Und packt den Schild mit seiner Tatze,
Daß die Klauen sich tief hinein
In's Eisenblech heften. — Gawan, verlegen,
Sich seiner zu entled'gen, schwingt
Wider das Ungeheuer den Degen,
Und haut den Fuß ihm ab. Wüthend springt
Der Löw' auf dreien umher, und brüllt;
Der vierte Fuß hängt an dem Schild.
Blut muß er nunmehr reichlich lassen,
Und desto besser kann Gawan
Nun festen Fuß auf dem Estrich fassen,
Dem das Blut die Glätte hat abgethan.

Hierhin treibt, dorthin sie der Kampf;
Durch die Nase schnaubend Feuerdampf;

Mit Zahnebleckten ungestüm
Springt auf den Gast das Ungethum.
Wär's wahr, daß nur so gute Herrn
Es als gemeine Nahrung fraße,
Ihr glaubt mir ohne Eid, daß gern
Ich nicht bei diesem Kunden saße!
Gawan auch fand anmuthig eben
Nicht diesen Kampf auf Tod und Leben.
Dem Leu'n geschah sein Recht so gut,
Daß den ganzen Saal beströmt sein Blut
Mit Grimm bäumt er empor sich jetzt,
Daß unter sich Gawan es bringe,
Bis der ihm einen Stoß versetzt,
Daß bis an's Heft des Degens Klinge
Ihm in die Brust fahrt, also daß
Besänftigt ward des Thieres Haß.
Es brüllt, wälzt sich, und stürzt dann todt
Zu Boden. —

Heil! die größte Noth
Hat der Held nun siegreich überwunden. —
Doch nun auch wird von ihm empfunden,
Wie von den Bogen- und Schleuderschüssen
Sein Haupt betäubt ist, wie sein Muth
Umsonst nach Kraft ringt, wie das Blut
Mit immer reichlicheren Güssen
Aus mancher Wunde rieselnd fließt.
Ob schon die Ohnmacht ihn verdrießt —
Ihm schwindelt, er taumelt, strauchelt, fallt.
Auf seinen Schild hinsinkt der Held,
Und todtbleich ruht und sinnberaubt
Auf dem zottigen Nacken des Leu'n sein Haupt.

Nachdem es im Saale stille geworden, wagen endlich die Frauen nachzusehen, ob der Ritter im Kampfe gefallen sei, oder noch lebe. Furchtsam betreten sie den Saal und entdecken endlich, daß in dem Helden noch Leben sei, und durch ihre Pflege wird er nun ganz zu sich gebracht und von der Königin Arnive darauf geheilt. Ueberschüttet von Dank und Lobpreisungen der erlösten Jungfrauen verläßt er aber ungeachtet seiner Schwäche bald die Zauberburg, weil er in einer Spiegelsäule einen fremden Ritter mit Orgueilleusen reiten gesehen. Er sucht die stolze Geliebte, überwindet den Ritter und auch das spröde Herz Orgueilleusens, welche ihm reuig

zu Füßen fällt, und ihre Liebe erklärt. Ihre Vermählung wird sodann glänzend auf der Zauberburg vollzogen.

Indessen irrte Parcival voll Verzweiflung umher, kommt aber endlich zu dem Einsiedler Trevrezent, der ihn über Gott, über die Wunder des heiligen Grals belehrt, und ihm die Hoffnung gibt, endlich den Gral und dann sein liebes Weib noch wiederzufinden. So kommt er zuerst zu König Artus, welcher von Gawan eingeladen, in die Nähe der Zauberburg gekommen war. Mit Jubel begrüßt ihn die Tafelrunde, und nimmt ihn wieder auf in ihren Bund; auch erscheint bald die Gralsbotin und verkündet, daß Parcival zum König des heiligen Grals ernannt sei. Nun zieht Parcival nach Montsalvas, heilt den kranken Amfortas durch ein inbrünstiges Gebet von seinen Leiden, und wird als König gekrönt.

Schon war die Kunde davon auch zu Konduiramur gedrungen und sie nahm ihre beiden Söhne und zog ihrem Gemahle, begleitet von den Rittern ihres Hofes, entgegen und an der Stelle,

> Wo so wunderbar sich eh'
> Ihr Bild gemalt mit Blut und Schnee,

schlug sie ihr Lager auf. Dort fand sie nun Parcival nach fünfjähriger Trennung, und mit unbeschreiblicher Anmuth schildert der Dichter dieses Wiedersehen. Es war in der Morgendämmerung, als er im Lager eintritt, und erkannt von seinen Leuten, wurde er sogleich zu dem Zelte geführt, wo die Königin inmitten ihrer beiden Kinder noch schlummerte.

> So in der Betten weißem Schnee
> Sah er drei rosige Gesichte,
> Verkläret in des Morgens Lichte,
> Nun vor sich ruhen, lächelnd mild,
> Wie hier er einst gemalt entzückt
> Von dreien Tropfen Bluts das Bild
> Konduiramurs im Schnee erblickt.
> Von Katalon Kyot, der greise,
> Klopft auf des Bettes Decke leise,
> Und mahnt die Königin, zu erwachen
> Und fröhlich zu lachen.
> Auf blickt sie, und sieht ihren Mann.
> Nichts hat sie, als das Hemde an;

Doch das Bettlacken um sich schwingend
Stürzt überwältigt von der Lust
Des Wiedersehens an die Brust
Des Helden das liebe, treue Weib,
Deckt ihn mit Küssen, umschlingt seinen Leib,
Und ruft: „Dich hat mir Gott gesendet,
Du meines Herzens Freude, mein Glück,
Daß endlich, endlich nun sich endet
Mein Trauern all und Mißgeschick.
Nun hab' ich, was mein Herz begehrt,
Und jede Sorge von mir wehrt."

Die süßen Kindlein schlugen drauf
Erwachend auch die Augen auf;
Nackt, wie sie in den Kissen lagen,
Hob mit erhöhtem Herzensschlagen
Zu sich empor sie Parcival,
Und küßte ein um's andre Mal
Kardeiß und Loherangrin, beide,
Liebreich mit reinster Vaterfreude.

Nachdem nun die Freude des Wiedersehens gestillt war, schickte sich das glückliche Königspaar an zur Reise nach Montsalvas, wo **Konduiramur** als Königin eingeführt wurde, und der Dichter eilt dem Schlusse zu, indem er wohl bemerkt:

Sprach vormals ich, daß diese Sage
Vergleichbar sei der Armbrust Bogen,
Der den Pfeil, scharf angezogen,
Desto schneller zum Ziele jage:
So soll sie jetzt in grader Richtung
Mit aller Knoten schneller Schlichtung
Zu dem ersehnten Schluß gelangen.

Nur hält noch die Geschichte des Mohren **Feirefiz** ein wenig auf, der von Bewunderung über die Pracht des heiligen Grals ergriffen, sich taufen läßt und dann in sein Heidenland hinzieht, wo er das Christenthum kräftig verbreitet. Es mußte nach den Ansprüchen damaliger Zeit eine ächte Rittersage solch einen Beisatz haben; wäre das nicht, so hätte das Gedicht vielleicht mit dem Wiederfinden der **Konduiramur** enden können.



Eschenbach schließt seinen Parcival, wie er ihn begonnen; als ein ächter Minnesinger spricht er fast ausschließend zu den Frauen und ringt nur nach Frauenlob. Welchen Frauen er aber den Preis gebe, sagt er im Eingang mit den Worten:

Auch das Weib soll wissen, woran sie kehrr
Ihren Preis und ihre Ehre,
Und wem sie darnach sei bereit
In Lieb' und Huld mit Stätigkeit,
Daß ihre Keuschheit, ihre Treue
Sie nie gereue.
Ich fleh' von Gott dem guten Weibe,
Daß stets im rechten Maß sie bleibe;
Schaam ist der Schlußstein aller Sitte
Nichts mehr zum Heil, das ich ihr erbitte!
Die Falsche lohnet falscher Preis,
Und also wie ein dünnes Eis
Vor Sommergluth nicht kann bestehn,
Muß schnell ihr eitles Lob vergehn.
Es wird zwar manches Weibes Schönheit
Hoch gepriesen weit und breit;
Doch ist vom Gegentheil ihr Herz,
So muß ich loben sie, wie leicht
Im Gold gefaßtem schmutz'gem Erz
Man Lob zu geben ist geneigt.
Nicht tadeln aber mag ich's lassen,
Wenn edeles Rubines Blitzen,
Und was Du Kostbares magst besitzen,
Du willst in schlechtes Messing fassen. —
Ein Stein unscheinlich, eingehüllt,
Das ist des rechten Weibes Bild;
Der edlen Frauen wahren Werth,
Von reiner Weiblichkeit genährt,
Darf nach der Farb' ich schätzen nicht,
In der sich malt ihr Angesicht,
Und nicht nach der Gestalt des Leibes,
Die nur einfaßt das Herz des Weibes;
Ist Werth ihr innen im Busen bewahrt,
So werde nicht ihr Lob gespart.

Wie schwer wird es ihm, von dem groben Seneschal zu sprechen, der die edle Kunneware schlug, und zur Ehre der Deutschen setzt er hinzu:

Geschieht im Zorn zwar allerhand,
Doch nie in Deutschland wär' zuerkannt
Ihm das Recht, zu schlagen die holde Magd,
Die sehr von Freunden ward beklagt.

Werfen wir noch einen Blick auf den Parcival zurück, so nehmen wir wahr, wie der Dichter die einfache Erzählung Hartmanns verlassen, um eine künstlichere Weise zu versuchen. Darum verwebte er so viele Sagen mit einander, und wollte dem ganzen Gedichte Sinn und Bedeutung geben. Es geht nämlich der Held von Einfalt zum Zweifel, und dann durch Belehrung zum Glauben über. Allein so reich an Schönheiten auch dieses Kunstgebilde ist, so innig und sinnig auch so Vieles einem warmen und edlen Herzen entquollen zu Menschenherzen spricht, steht es doch an stiller Erhabenheit, fester Anlage und Wahrheit dem Nibelungenliede nach. Denn die Kunst ist nur dann schön, wenn sie der Natur entsprossen scheint, und Eschenbach verstand es nicht immer, seine Kunst der Natur anzunähern; weil er sich in Ideen verstiegen, die nicht sein Geist erzeugte, die er nur als Angelerntes empfing, und in sich nicht bis zur Klarheit brachte, bleibt auch dem Leser so Vieles nebelig und dunkel. Der Held ringt nach höhern Gütern; wie aber seine Seele dabei arbeite, und was in ihr vorgehe, bis die Zweifel weichen, wird nicht klar gemacht und zu wenig versinnlicht, das wohl daher kommt, weil der Dichter meist selbst in der unklaren Träumerei befangen, sich über seinen Gegenstand nicht immer zu erheben vermochte. Das meiste Leben zeigt sich noch in den Stellen, wo er mit Ironie das wüste Treiben der Ritter, die

Hierhin und dorthin ordnungslos
Wie Rüden, die der Koppel los,
In eitler Jagd mit wildem Lärmen
Auf eigne Faust den Wald durchschwärmen —

schildert, weil er da edlere Begriffe vom Ritterthum zeigt, als seine Standesgenossen. Hätte er nur mit derselben Ironie auch den finstern Priesterglauben behandelt, durch ihn ist seine Zeit in jene schlaffe

und unmannliche Andächtelei verfallen, die im kranken Amfortas und dem dahinalternden Titurel versinnlicht ist.

Gottfried von Straßburg.

Lebensfrisch, klar und verständig tritt dagegen Gottfried von Straßburg, einer der größten Dichter der Deutschen auf. Auch er hat den einfachen Weg der Natur verlassen, um der Kunst nachzujagen; allein er hat beide glücklich zu verbinden gewußt, und gezeigt, daß er Herr seines Stoffes sei, gleichwie er hoch über seinem Zeitalter gestanden ist. Auch er schildert inneres Streben, gleich Eschenbach, allein die Gestalten seiner Schöpfung haben so durchsichtige Leiber, daß das gesammte Getriebe der Seele wie am Tage liegt. So schildert er nicht das phantastische, mönchische, sondern das in Tapferkeit, Gesellschaft, Vaterlands- und Frauenliebe gebahrende Ritterthum, und wenn bei Eschenbach die Ritter bald hier, bald dort auftauchen, mit Schild und Speer, zwecklos und sinnlos Kampf nur suchen und Abenteuer, hat bei Gottfried Alles Bedeutung und Ursache und das Gemüthsleben der damaligen Hof- und Ritterwelt wird uns mit der ganzen Feinheit und Zierlichkeit der Galanterie und Courtoisie vorgeführt. Faßt Wolfram das Leben durchaus von der ernsten Seite auf, so zieht Gottfried die heitere hervor und so gleicht er beinahe den alten Griechen, die ihm, wie man aus einzelnen Zügen und Anspielungen schließen darf, nicht so fremd, als den meisten Minnesingern waren. Auch ist sein ganzes Wesen voll jener Selbstgenüge und Seelenruhe, die sich nicht durch Außendinge verstimmen und trüben läßt, sondern mit dem Strome schwimmt, während die Andern, gleich Wolfram, ihm fruchtlos entgegen steuern. Darum ist er auch eben, so tief er auch der Kunst in die Augen geschaut, immer der Natur treu geblieben, und seine Helden unterliegen derselben auf eine so menschliche Weise, daß man keinen Roman und keine Dichtung, sondern wirkliches Leben zu schauen wähnt, da alle die übermenschlichen Anstrengungen die

innere Natur zu fesseln oder gar zu vertilgen, nicht vorkommen. Freilich erscheint er eben dadurch im Widerspruch mit unsrer Sittenlehre; wenn aber durchgängig ein gesunder, edler und reiner Sinn des Dichters selber durchblickt, wenn ferner die natürliche Folge des sinnlichen Erliegens, nenne man es Strafe Gottes oder rächendes Schicksal, nicht ausbleibt, sollte dieß bei einem nicht ganz verdorbenen Leser nicht eben die Wirkung oder noch größere thun, als eine nach allen Gesetzen der Moral fortschreitende Handlung?

Sein größres Gedicht ist Tristan und Isolde, nach der brittischen Sage, die vielfach vor und nach ihm von Deutschen und Franzosen bearbeitet worden ist. Doch eben in dem Vergleich in diesen Bearbeitungen, worin in der That die verwerflichsten Grundsätze und die lüsternsten Bilder dargestellt werden, sieht man erst, welch ein Dichter Gottfried gewesen sei. Doch wir wollen mit wenigen Zügen das ganze Gemälde dem Leser vorführen, um besonders seine Meisterschaft in Anlage und Ausführung darzuthun.

Tristan's Vater Riwalin büßt mit dem Tode, daß er gewagt des Königs Marke Schwester Blancheflur zu lieben. Ein treuer Diener des Getödteten erzleht den Sohn, als seinen eigenen, und erzieht ihn zu einem wackern Ritter, und zugleich zu einem feinen Hofmann; nicht wie Parcival erzogen wurde für die Einsamkeit, sondern für die Welt, in die er nach des Dieners Willen eintreten sollte. Nachdem er in fremden Landen mit vieler Müh und Arbeit, die ihm der Jugend Freiheit verkümmerte, sich jene glänzenden Sitten erworben, die unter den Menschen so sehr gefallen, tritt er auch wirklich ein in die Welt, denn er kommt an den Hof Markes, seines Oheims, und zwar auf eine Weise, die den Jüngling sogleich zum Liebling des Königs macht. Harmlos und geeignet mit allen zu tollen, zu singen, zu lachen und mit den Wölfen zu heulen, und Alles mitzumachen, was einer anhub, treibt er sein Wesen am Hofe, ergreift aber ebenso muthig, als wär' es ein Spiel, das Schwert um sein Land wieder zu erobern. Er schlägt den furchtbaren Recken Morold und den Drachen in Irland und sieht dort zuerst die reizende Isolde, doch wie ein unverdorbener Jüngling die Schönheit schaut, ohne ihrer zu begehren. Er selber räth dem Oheim, sie zu freien und übernimmt die Werbung. Doch Isolde

haßt ihn, als den Mörder Morolds, bis ein Zaubertrank in beiden die heftigste Leidenschaft erweckt. Sie gibt zwar dem König Marke ihre Hand, doch ihre Neigung bleibt dem Jüngling. Mit furchtbarer Wahrheit malt hier der Dichter das Taumeln leichtsinniger Jugend von Verirrung zur Verirrung, und als Marke ihre Neigung entdeckt, läugnet sie und verlangt die Feuerprobe. Da schwört sie den Eid, und durch ein Wunder wird sie gerettet, indem sie die Feuerprobe besteht. Wem fällt nicht auf, daß Gottfried in jener Zeit des Aberglaubens schon so von den sogenannten Gottesurtheilen dachte! Noch führt der Dichter seinen Helden Tristan weg von Markes Hofe und läßt ihn eine zweite Isolde finden, mit der er sich verbindet, um wie zur Strafe wegen seiner Treulosigkeit gegen seine erste Liebe Reue zu empfinden. Wie Gottfried, der hier endet, das Gedicht geschlossen hätte, wissen wir nicht, besser auf jeden Fall und befriedigender als seine unberufenen Fortsetzer. So ist es ein Bruchstück geblieben und es ist verhängnißvoll, daß auch die moderne, wahrhaft trefflich gerathene Nachbildung Immermanns unvollendet bleiben mußte. Es geht diesem Stoffe wie der Sage des Faust, beide sind zu groß in ihrer Anlage und mit ihrem Ausgange zu sehr in jene Regionen strebend, wo menschliche Kraft nicht das Höchste und Letzte erreichen kann.

Leider ist Tristan und Isolde, das Gedicht selbst, (denn der Volksroman ist vielfach auch in moderner Bearbeitung vorhanden) noch nicht übersetzt; wir haben nur versuchsweise einige Stellen übertragen, um unsre Leser und Leserinnen dem liebenswürdigsten Dichter näher zu bringen:

Zuerst aus dem Eingange, worin Gottfried sein liebevolles Dichterherz schildert:

„Hab mir ein Handwerk fürgesetzt
Wie es die liebe Welt ergötzt
Und edlen Herzen es behage,
Den Herzen, die ich im Herzen trage,
Der Welt in die mein Herze sieht.
Doch meine ich jene Andern nicht,
Von denen ich höre sagen,
Die keinen Kummer mögen tragen,

Und nie der Freuden wollen denken,
Gott mög' auch ihnen Freude schenken.
Der Welt und diesem Leben
Entstammt mein Lied nicht eben:
Ihr Wesen und mein's unterscheiden sich;
Eine andere Welt, die meine ich:
Die beisammen in einem Herzen trägt,
Was sie Süßes und was sie Leides hegt,
Die Lieb' und Sehnsucht hegt im Herzen
Und Seligkeit bei Liebeschmerzen,
Und süßes Leben bei leidem Tod,
Und süßen Tod bei leidem Leben:
Das in ein'm Kelch Lieb und Leid mir bot,
Dem Leben sei das mein' ergeben.
Stets sei der Welt ich zu Lieb' gewesen,
Mit ihr verdorben oder genesen,
Mit ihr hab' ich mich abgefunden
Bisher und die Tage, sie sind entschwunden,
Die mir für künftiges Leben
Lehr' und Geleite sollten geben.
Ihr habe ich zur Kurzweil jetzt
Mir dies mein Handwerk fürgesetzt,
Daß meines Liebes Wermuth
Für künftig ihre Schwermuth
Zu halber Sänfte lindere,
Und ihre Schmerzen mindere.
Weß Sinn der Schwermuth Wehen streift
Wenn der nach seiner Arbeit greift,
Das entsorget sorgehaften Muth
Und ist zu Herzesorgen gut.
Denn schau, dies Ding sich so verhält:
Wo Einem die Arbeit nicht gefällt,
Dem Sehnsuchtschmerz das Herz beschwert,
Deß Sehnsucht die Muße nur vermehrt;
Bei sehnendem Leide Müßigkeit,
Da wachset immer sehnendes Leid.
Deshalb ist gut, wer Herzeleid
Und Sehnsucht in dem Herzen treit (trägt),
Daß er mit allem Ruche (Anstrengung)
Dem Leibe Arbeit suche.
Denn dies beschwichtiget den Muth,
Und thut dem Gemüthe wundergut;
Ich rathe jedoch keineswegs an,
Daß irgend ein liebeheischender Mann
Eine solche Beschäftigung nähme,
Die reiner Liebe nicht gezäme (ziemte):

Eine sehnsuchtsvolle Mähr' (hier für Gedicht)
Betreib' ein solcher um so mehr
Mit Herzen und mit Munde
Und sänfte so die Stunde.

Wie schön und lieblich er die Natur zu schildern verstehe, zeigt folgende Stelle:

Aus Markes Hochzeit.

Der Frühling.

Die sanfte, süße Sommerzeit,
Die hatte mit lieblichem Walten
Und tausendfält'gem Entfalten
Sich angethan schon weit und breit.
Die kleinen Waldesvögellein,
(Aller Ohren süße Labe zu seyn),
Blumen und Gras und Laub und Blüth',
Und was nur erfreut ein edel Gemüth,
Und all', was ein Auge erfreuen soll,
Deß waren des Sommers Auen voll. —
Man fand da, was man nur wollte
Daß Mailust bringen sollte:
Den Schatten bei der Sonnen,
Die Linde bei dem Bronnen,
Und dann die linden Winde,
Die mit süßem Wehn sich befiederten
Und Markes Hofgesinde
Sein Schäkern und Kosen erwiederten,
Die die hellen Blumen befächelten,
Die aus thauigem Rasen lächelten:
Denn des Maien Freund, der Wasen grün,
That an ein Kleid aus Blumen ziehn,
Und die lieben Gäste saugen
Den Glanz in ihre Augen.
Und von dem Baum die Blüten sahn
Ein'm also süß und lachend an,
Daß sich das Herz, sich das Gemüth
Wieder an die lachende Blüth',
Mit spielenden Augen machte,
Aus ihnen wieder lachte.
Das sanfte Vogelgetöne,
Das süße, schöne,
Den Ohren und dem Sinne
Zu reichlichem Gewinne,

Das üllte Berg und Thal.
Die seelenvolle Nachtigall,
Das liebe, süße Vögellein,
Das immer möge wohlgedeihn,
Es gellte aus der Blüthe
Mit solch' übermüth'gem Gemüthe;
Daß da manch Herze wundersam
Ein Hochgemüthe überkam.

So weltlich und sinnlich aber auch **Gottfried** erscheint, ist ihm doch das Göttliche nicht fremd, ja er hat für Religion ein desto tieferes Gefühl, je freier er sich vom abergläubischen Wahne und äußerlicher Anbetung weiß. Aber diese Religion gestaltet sich auch bei ihm poetisch in der höchsten Liebe, die er Gottesminne nennt. Hier einige Strophen seines wahrhaft christlichen Liedes, das von dieser Minne mit wärmster Andacht und in wunderschönen Bildern spricht.

Die Gottesminne.

Wer Gottes Minne will erjagen,
Der muß ein jagendes Herze tragen,
Das nicht verzagen
Ihm darf auf der jagenden Weide:
Muß heldenstark und ohne Bangen,
Will er die reine Jungfrau fangen,
Nach ihr nur langen
In steter Ringerfreude.
So muß er kämpfen Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne:
Denn Keiner sie schlafend erringen mag,
Er muß sie zwingen in den Hag,
Zum Angriff wach,
M.t reinem festen Sinne.

Die Gottesminne ist hochgemuth,
Dabei demüthiglich und gut,
Und wer nicht thut,
Wie er sollte, gegen die Minne,
Dem wird sie nimmermehr recht kund
Und minniglicher Wunden wund
Zu keiner Stund'
Wird der in seinem Sinne.

Sie ist so seliglich gemuth,
Daß sie im ganzen Herzen
Wohl ist das allerhöchste Gut,
Das allerliebste Herzensblut.
O Thorenbrut,
Die solches Heil verscherzen!

Die der Gottesminne fremde sind,
Die sind mit lichten Augen blind;
Und solch ein Kind
Das heißt ein Kind der Erde;
Wer aber Gottes Minne fand,
Der wird ein Gotteskind genannt
Durch alles Land
Mit minniglichem Werthe.
Er wächst und blüht in Himmelsregen
Und Himmelsthaues Süße
Und über ihm schwebt Gottes Segen,
Der sein zu aller Zeit will pflegen,
Daß seinen Wegen
Die Freude rings ersprieße.

Wen Gottes Minne nie bezwang,
Nie der in hohen Freuden rang,
Und guter Sang
Kann nimmermehr ihm fließen.
Wer Gottes Minne nie empfand,
Der ist ein Schatten an der Wand,
Ihm unbekannt
Bleibt Leben, Kunst und Wissen.
Wer Gottes Minne nie besaß
Im Sinn und im Gemüthe,
Der ist der Gnad' ein leeres Faß,
Blind ist sein Herzenspiegelglas,
Sein Leib ist laß
Für aller Wonnen Blüthe.

Erinnert nicht diese Glut der heiligsten Empfindung an Göthes Hymnen, an seinen Ganymed, das Göttliche, und aus Faust: Wer darf ihn nennen? — ? Ja Gottfrieds Erscheinung hat sich in Göthe wiederhohlt, wie in Schiller Eschenbach, dort das Zufriedene, des Göttlichen und Idealen sich auf Erden

freuend, hier das mit dem Leben Zerfallene, und unruhig nach Jenseits Strebende.

Die übrigen Minnesinger.

Es sind wohl außer den Nibelungen, der Gudrun, dem Parcival, und dem Tristan, noch mehrere Heldengedichte aus der Zeit der Minnesinger vorhanden, welche aber, wie schon gesagt worden, meist gothisch-longobardische, fränkische und britische Sagen bearbeitet haben. Oft haben sie ihre Originale übertroffen und fast immer veredelt. Da sind denn folgende Heldengedichte entstanden: König Rothar oder Ruther, Ottnit, Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfe, der große Rosengarten, die Rabenschlacht oder Ravenna-Schlacht, die Ronceval-Schlacht, oder das Rolandslied, Flore und Blanscheflur, Wilhelm von Oranse, Iwein der Ritter mit dem Löwen, Lancelot vom See, Wigalois der Ritter mit dem Rade, Wigalois der Ritter mit dem Adler, Titurel u. v. a. Außerdem wurden auch griechische und römische Heldensagen gebraucht, worin sich aber die antiken Helden ganz wie Ritter des Mittelalters benehmen. So hatte schon im 12. Jahrhundert der Pfaffe Lamprecht die sagenhafte Geschichte Alexanders des Großen bearbeitet, welche dann vielfach noch mehr erweitert und ausgeschmückt zu Heldengedichten benutzt wurde. So hat Heinrich von Veldeck die Aeneide, freilich nicht nach Virgilius, sondern nach einem welschen Vorbilde bearbeitet. Auch vom trojanischen Kriege gibt es mehrere Bearbeitungen; eine schreibt man sogar dem Eschenbach zu, allein sie ist zu schlecht, um dieses großen Dichters würdig zu sein. So gibt es auch eine Nachbildung von Ovids Verwandlungen. Ebenso zahlreich sind die poetischen Legenden dieses Zeitraums; dahin gehören: das Leben der Jungfrau Maria, Barlaam und Josaphat, der heilige Georg, der heilige Silvester, das Leben der heil. Martina u. a. m. Auch historische Personen wurden in größern Gedichten besungen, z. B. Heinrich der Löwe, Graf Rudolph, Herzog Ernst, Ludwig von Thüringen

Wilhelm von Orleans. Auch gab es außer der Kaiser-Chronik noch mehrere gereimte Chroniken. Die meisten dieser Epen umfaßt das sogenannte Heldenbuch.

Nun ist noch übrig, einige Beispiele von Minneliedern in wohlgelungenen Uebersetzungen *) mitzutheilen, um von dem frischen Dichterleben, das seitdem nie wieder so allgemein bei uns erschienen ist, einen Begriff zu geben.

Zuerst führen wir den Grafen Otto von Bottenlaub mit einem Abschiedsliede auf. Es war dies eigentlich Otto IV. Graf von Henneberg, der von seiner Feste Bottenlaub diesen Namen trug. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt, als daß er einen Kreuzzug, vermuthlich unter Friedrich II. mitmachte und im Jahre 1154 starb. Das folgende Gedicht ist in dialogischer Form, die bei vielen Minneliedern vorkommt.

Kreuzfahrers Abschied.

Er

Wenn's nicht für meinen Herrn Christus wäre,
Vielliebes Weib, nie ließ ich dich allein.
Du weißt, daß ich nichts Irdisches begehre:
Du selber magst mein Himmelreich wohl sein,
Gott lasse durch seiner Allmacht Schein
Mich starken Arms und Herzens sein
Und gebe mir einst zum Siegeslohne
Für mich und dich die Himmelskrone!

Sie.

Wenn du mich hast zum Himmelreich erkoren,
Geliebter Mann, so mußt mein Gott du sein,
Und wenn du gehst, so ist dein Reich verloren.
Gott mag die tolle Rede mir verzeihn!
Leb' wohl! Seh' ich nicht bald dich wieder,
So drücken mich die Sorgen nieder:
Mein Leben lebt in deinem Leben;
O eil' es mir zurückzugeben!

Der von Kürenberg scheint einer der ältesten Dichter zu sein, wie seine Verse verrathen. Von seinen Lebensumständen ist

---

*) Wir geben sie nach W. Müller's Bearbeitung.

auch nichts bekannt, und von seinen Liedern sind nur wenige mehr übrig. Das beigefügte Liedchen ist einem Mädchen in den Mund gelegt und erinnert an den Falken der Chriemhilde.

Fräuleins Klage.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr,
Und als ich ihn gezähmet
Und er mir freundlich war,
Da flocht' ich um die Schwingen
Ihm manches goldne Band;
Doch ach, bald lernt' er fliegen
Und flog in andres Land.

Wohl sah ich oft ihn schweben
Und rief ihm weinend zu,
Doch er will mich nicht hören
In seinem stolzen Flug.
Er trägt viel seidne Riemen
Und glänzt von rothem Gold:
O Gott gib mir ihn wieder
Und mach' sein Herz mir hold!

Herr Reinmar von Zweter, der Alte, war ein Zeitgenosse und Freund Walthers von der Vogelweide. Er war vom Rheine her gebürtig und hatte seinen Namen von seinem Stammschlosse Zweter; der Alte heißt er, um ihn von dem spätern Reinmar von Zweter zu unterscheiden.

Minnelied und Minnetrost.

Ich lebt' ihr schon so manches Jahr,
Und sie mir keinen Tag,
Davon mein jugendliches Haar
Gar schnell erbleichen mag.
Ich werd' ein Greis in ihrer Minne,
Wenn ich nicht bald ihr Herz gewinne.

Doch wähnet nicht, daß ich den Muth
Je von ihr wenden kann,
Ich bleib', obgleich sie weh' mir thut,

Doch stets' ihr unterthan.
Drum laßt mich in der Hoffnung leben:
Sie muß mir einst den Dienstlohn geben.

Albrecht von Johannsdorf, von dem nichts bekannt ist, als daß er einen Kreuzzug mitgemacht.

Kreuzfahrers Abschiedswunsch.

Ich hab' in Gott das heil'ge Kreuz genommen,
Den Kampf zu kämpfen mit dem Seelenfeind.
Herr laß mich siegreich einst zurückekommen
Und tröst' indeß das Weib, die um mich weint!
O möcht ich so sie wiederfinden,
Wie ich den Abschiedskuß ihr bot;
Soll ihrer Tugend Licht erblinden,
O Gott, so gib mir dort den Tod!

Die erste Liebe, der ich mich ergeben,
Dieselbe soll auch meine letzte sein
Und, mag die Treu' auch wenig Freunde geben,
So will ich doch mein ganzes Herz ihr weihn.
Denn, sollt' ich minnen mehr als Eine,
So würd ich nimmer minnefroh
Und in den Vielen minnt' ich Keine:
O weh, wie Mancher machts doch so!

Heinrich von Rispach, genannt der tugendhaft' Schreiber vermuthlich weil er bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen Schreiber war.

Unermüdliche Treue.

Es ist in den Wald gesungen,
Daß ich ihr mein Leiden klage,
Die mein Herze hat bezwungen
Und bezwingt noch alle Tage.
Mir gehts wie der Nachtigall,
Die sogar vergebens singet,
Weil ihr doch nur Schaden bringet
Auf der Letzt' ihr süßer Schall.

Was taugt in den Waldesklüften,
Kleine Vöglein, eu'r Gesang!
Es verhallet in den Lüften,
Taub und fühllos steht der Wald ·
Eure heißen Minnelieder
Tönen kalte Felsen wieder:
Keiner fühlt des Sangs Gewalt.

Also klag ich meine Minne
Dir, du kaltes Felsenherz;
Ach, mit meinem treuen Sinne
Treibst du grausam deinen Scherz
Spotte nur mit meiner Pein:
Ei, wenn ich dich dürfte schelten,
Wunder könnt ich von dir melden,
Doch ich will verschwiegen sein.

Herzog Heinrich in Anhalt, der zwischen 1211–1252 regierte, und Irmengard, eine Tochter des Landgrafen Hermanns von Thüringen zur Frau hatte. Von ihm ist folgendes, ebenso einfache als fröhliche Liedchen:

Lied der Freude im Winter.

Ich will den Winter grüßen mit Gesange:
Sie sind verstummt, die kleinen Vögelein:
Mir ist vor seiner Herrschaft nicht so bange,
Daß ich um ihn die Minne ließe sein.
Das dank ich doch der lieben Fraue mein:
Ihr rother Mund, ihre rosige Wange,
Ihre Güte, und ihr sonniger Schein
Zieren gar lieblich ein Land am Rhein.

Heil mir, heil mir! Mir ist so wohl zu Muthe!
Was kümmr' ich mich um arger Schalke Haß?
Zum Trotze Allen minn' ich doch die Gute,
Da Gott ja selber mein noch nie vergaß.
Denn seine Gnade schuf mir, wißt ihr was?
Ein Weib mit liebevollem Muthe:
Sie schenkte mir Freuden wohl ohne Maß:
Drum sind mir die neidischen Schalke ein Spaß!

Sie möchten gern dem Wald sein Laub verbieten,
Und seine Blümelein dem Wiesenplan:

Auch weiß ich wohl, wie gern sie einem riethen,
Daß man die gute Freude thät' in Bann
Und sing' ein Leben wie die Wölfe an.
Doch ich will mich vor Schwermuth hüten:
Es freue sich, wer sich freuen kann:
So lehrte die Liebe mich glücklichen Mann.

Markgraf Heinrich von Meissen, der, als mit Heinrich Raspe das Haus des Landgrafen von Thüringen ausgestorben war, vom Kaiser Friedrich II. Thüringen erhielt, weil er auch eine Tochter des Landgrafen Hermann, die edle Jutta, zur Gemahlin hatte. Gewiß sind an sie die gefühlvollen Lieder gedichtet, in der Zeit, wo er sich unter die übrigen Sänger am glänzenden Hofe auf der Wartburg mengte.

Minneglück.

Ich wollte schier vor Schmerz vergehn,
Da gab mir Trost ein rother Mund:
Er sprach: Du sollst in Freuden stehn,
Ich mache dir das Herz gesund.
Ach, wenn sie treu ihr Wort mir halt,
Das solche Wonne mir versprochen,
Dann neid ich Keinen auf der Welt!

Wie sollte da sich freun mein Leib
Und sollte pflegen seiner Ehre,
Wenn solch' ein minnigliches Weib
Verscheuchte meiner Sorgen Schwere!
Und sie, sie sprach ein wahrhaft Wort,
Denn von demselben Augenblicke
Sind alle meine Leiden fort.

Ja, reicher Gott, wie sanft es thut,
Wen wohl begrüßt ein lieblich Weib;
Ihm wird so freudenvoll der Muth
Das Herz und auch der ganze Leib;
Er schwingt sich in die Lüfte hehr,
Von schnellen Fittigen getragen,
Als ob's ein edler Adler wär'.

Es fiel aber dieses Fürsten Zeit schon in die Abnahme der minniglichen Verehrung des weiblichen Geschlechts, an deren Stelle

sich häufig Rohheit, Ungeschliffenheit und Unbescheidenheit zeigten, wie denn nächstfolgendes Gedicht auf diese Gebrechen der Zeit hinweiset.

An die Ungeschliffenen.

Was hat wohl Beff'res noch die Welt,
Das uns in steter Lust erhalt,
Als Weibes Minn' alleine?
Ein Weib, die lieblich lachen kann
Gen einen wohlgemuthen Mann,
Die Wonne ist nicht kleine:
Wenn sie ihm blickt ins Angesicht
Und mit den Augen zu ihm spricht,
Daß sie ihn herzlich meine.
Wer dieser Freude sich nicht freut
Und nährt im Herzen Tück und Neid,
Der werde gleich zum Steine!

Im schönen Leib ein gutes Herz,
Im reinen Muthe Minnescherz,
Wer das bei Frauen finde,
Der suche keinen goldnen Schatz:
Der Minne reichlicher Ersatz
Ihn aller Wünsch' entbinde.
Ihr lauter spiegelhelles Leben
Kann trüben Herzen Freude geben;
Wer dieser widerstünde
Und guten Frauen unhold wär',
Der segle weit hinaus in's Meer
Vom Weibe und vom Kinde!

Ihr Ungeschliff'nen hört mich an!
Euch hat die Zucht in Bann gethan:
Drauf schwör ich tausend Eide.
Die Unzucht ist eu'r bester Gott
Und treulich thut ihr sein Gebot:
Er geb' euch seine Freude!
Ihr Frauen seht den Rittersmann
Mit keinem güt'gen Blicke an,
Bis er die Unzucht meide!

Dann gebt ihm euren Minnegruß,
Daß hoch das Herz ihm springen muß,
Geräumt von allem Leide!

Wirklich nahm mit dem Fall der Hohenstaufen auch allmälig Minnesang und edles Ritterthum ab. Kaiser **Rudolph von Habsburg**, dessen Sinn nur auf Vermehrung seiner Macht und seines Hauses gerichtet war, zeigte nicht mehr die Neigung für Poesie, welche den hohenstaufischen Kaisern so sehr eigen war, so daß statt der Minnesinger an seinem Hofe Schalksnarren beliebt und üblich waren. Nichts desto weniger dauerte der Minnesang noch immer fort, und war doch selbst in seinem Gefolge der Ritter **Steinmar** aus der Schweiz, von dem wir schon oben ein Gedicht angeführt haben, ein Minnesinger, und manches gefühlvolle und herzliche Lied ist noch aus dieser Zeit vorhanden. Um diese Zeit lebte auch Herr **Ulrich von Lichtenstein** aus Steiermark, wie es scheint **König Ottokars von Böhmen** Feldhauptmann, einer der besten Minnesinger im Ausgange des 13. Jahrhunderts. Von ihm haben wir ein größeres Gedicht, der Frauendienst, welches die Geschichte seines ritterlichen Lebens und seines Minnedienstes enthält. Beides ging allerdings in's Lächerliche und Uebertriebene, und er hat durch seine Gedichte gewiß dem Ansehen der Minnepoesie viel geschadet, weil bei der damaligen ernsten Lebensrichtung es unmännlich erscheinen mußte, sein ganzes Leben solchen Tändeleien hinzugeben. Uebrigens bleibt seinen Liedern doch immer der Preis ungemeiner Herzlichkeit und höchster Vollendung. Hier folgt nur eins davon:

Mannes Freude.

Krieg mit allen Ungemuthen,
Die sich nimmer noch gefreut,
Mit den Feinden alles Guten,
Was das Erdenleben beut!
Krieg für die Freuden und Krieg für die Ehren,
Die uns die Neider wollen verwehren!

Wenn die Frauen froh nicht machen
Einen vielgeliebten Mann,
Dem aus Herzensgrund sie lachen,
Sagt, was den erfreuen kann?
Wenn ihn nicht freuet ihr süßes Kosen,
Wird er sich freuen der Maienrosen?

Ich bin froh ob einer Rosen,
Die viel süße Worte spricht,
Und mit Scherzen und mit Kosen
Jedes Herzeleid zerbricht.
Mit dem kleinen rosigen Munde
Zieht sie den Schmerz aus des Herzens Grunde.

Wie die Bienen ihre Süße
Aus den Blumenkelchen ziehn,
Also ziehen ihre Grüße
Auch den Schmerz aus meinem Sinn:
Seit sie den ersten Gruß mir gegeben,
Ward mir zum Himmel das irdische Leben.

Mit des höchsten Muthes Krone
Hat sie mir das Haupt geschmückt,
Und es schwebt mit seinem Lohne
In den Lüften hochentzückt.
Eine ewge Freudenjugend
Schenkte mir ihre Frauentugend.

Didaktische Dichter.

Von nun an theilen sich die Minnesinger, die noch bis in das 14te und 15te Jahrhundert fortdauern, und nur mehr Nachahmer sind, in zwei Schulen, je nachdem sie entweder mit Wolfram von Eschenbach nach Sinn und Bedeutung streben, oder nach Gottfried von Straßburg durch sinnliche Darstellung zu vergnügen trachten. Freilich fehlte es diesen wie jenen an dem, was jene beiden Dichter eben zu großen Dichtern gemacht hatte, an der idealen Weltanschauung und Geistesreinheit, durch die so-

wohl das Mystische bei Wolfram gegen Uebertreibung und Verstiegenheit, als das Sinnliche bei Gottfried gegen das Gemeine gesichert war. Einer der vorzüglichsten Dichter und Nachahmer Gottfrieds war der berühmte Konrad von Würzburg, dessen kleine Erzählungen und trojanischer Krieg bald höher geschätzt wurden, als Tristan. Nächst ihm sind es Konrad Fleke und Rudolph von Ems, welche durch ihre sinnige, wohlwollende und harmlose Persönlichkeit am meisten ansprachen, und den Anfang zu einer Unterhaltungspoesie machten, wo freilich die Anmuth in Tändelei und Weichlichkeit, die Natur und Einfalt in prosaische Alltäglichkeit allmälig übergeht. Aus dieser Schule sind dann später, wie schon aller Sinn für das eigentlich Poetische zu erlöschen begann, die breiten und langweiligen Romane in Prosa hervorgegangen, von welchen bei den Meistersängern die Rede sein wird. Kein Wunder, daß sich schon im 13ten Jahrhundert ernste Stimmen gegen den Minnesang und die Sagendichtung, als weibische Tändelei und kindische Mährlein erhoben, nur schade, daß diese zugleich mit den schlechten Nachahmungen auch die trefflichen Urbilder eines Wolfram und Gottfried und ihres Gleichen verkannten und verwarfen. Die Anfeindung des rein Poetischen, (in so fern es weder sittlichen noch wissenschaftlichen Gewinn darbot) hatte aber ihre Quelle in der Neigung des deutschen Volkes zur Belehrung und Aufklärung des Verstandes. Weder Kirche noch Schule befriedigte diese Neigung, darum eben unternahm es der freie Geist einiger deutscher Männer, die Poesie zu diesem Zwecke zu gebrauchen. Daher alles Religiöse und Mystische und Alles was sich auf dies innerste Menschenleben im Parcival bezieht, von dem epischen Stoffe gesondert, umgearbeitet, und zu ganzen Lehrgedichten umgeschaffen wurde. Ein solcher didaktischer Dichter war schon im 13ten Jahrhundert Thomasin Tirkler oder Zerclar aus Friaul, der in seinem Gedichte: der wälsche Gast ein Lehrbuch ritterlicher Moral aufstellt. Es ist nicht ohne poetischen Werth, ja die Sprache ist durchaus edel, auch geht durch das Ganze eine Gesinnung, die für das deutsche Volk reiche Früchte trug, wenn er z. B. sagt: „daß der ein Thor wäre, der sich durch

seinen Adel groß dünke; edel sei nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende;"

„Die Herren verschmähen heute weiser Leute Rath, und die Bischöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß sie seine Gebote und Gesetze vollziehen, wie erfüllen sie ihre Pflicht? Sie können selbst nicht predigen, und wo sie einen Mann wissen, der es gerne lernte, dem helfen sie nicht, denn sie wollen, daß ihre Pfaffen gar nichts wissen sollen, wie sie selbst."

„Nicht nur Pfaffen, auch Laien sollen sich belehren. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las; da stand es anders um die Welt. Heut zu Tage ist die Gelehrsamkeit unwerth geworden. Doch aber führen Künste und Wissenschaften zur Tugend."

Gervinus sagt von ihm*): Mit dem Alterthume, mit den großen Mustern der alten Geschichte, wenn nicht aus den Schriften, doch mit dem Leben der griechischen Philosophen bekannt, ist er, wie Hans Sachs bei seinem ersten Bekanntwerden mit diesen reizenden Anekdoten, die auch für die moralische Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel sind, als die Sprüche des Katechismus, erregt von dem Geiste, der sich hier kund thut, erstaunt über die Energie, die er hier findet, betroffen von der grundsätzlichen Tugend, die hier so einheimisch zu sein scheint, als er sie in seiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Diese grundsätzliche Tugend zu lehren ist daher Thomasin's eigentliche Aufgabe; mit ihr sucht er, dem Wechsel der Welt gegenüber, dem Menschen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er sich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud, wie ein Spielball soll werfen lassen, sondern im Unglück Fassung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stete und Unstete ist nichts anders als eine Lehre vom sittlichen Grundsatz.

Noch hat diese didaktische Poesie, wohin, außer dem wälschen Gast, auch der Freibank von der Bescheidenheit (vielleicht von Walther von der Vogelweide verfaßt) aus dem 13ten

*) I. B. 2. Aufl. S. 461.

Jahrhundert zu rechnen ist, einen andern Gewinn der deutschen Nation gebracht, indem sie nach dem Beispiele Walthers von der Höhe der Ritter- und Hofpoesie herab zum Volke stieg und nicht von ritterlichen Tugenden allein redete, sondern eine Moral lehrte, die für alles Volk gehört. Das war um so heilsamer, da über den britischen und französischen Romanen deutsche Sitte und Sittsamkeit sowohl, als gesundes Denken Gefahr liefen unterzugehen.

Allegorien.

Leider beherrschte das didaktische Gedicht bald eine Form, die der Lehre ein poetisches Kleid geben sollte, eigentlich jedoch nur ein Behelf mittelmäßiger Dichter war, ihre schlechte Arbeit mit Farbe zu übertünchen; dieß war die Allegorie, in welcher irgend ein Gegenstand in einer Reihe von Gleichnissen und Sinnbildern vorgestellt wird. Die Franzosen liebten von jeher diese mehr rhetorische als poetische Ausschmückung, weil sie gerne Alles bis ins Kleinste schildern und beschreiben. Den Deutschen hat dies aber nie zugesagt, und es ist erstaunlich, wie so viele deutsche Dichter dies nicht gemerkt haben und noch immer derlei Malereien zur Qual ihrer Leser zu Markte bringen. Diese Allegorie wurde nun zu Anfang des 14ten Jahrhunderts bis in das 16te hinein sowohl im Epischen als Lyrischen und Dramatischen angewendet, und dabei nicht Maß gehalten, wie etwa in dem Nibelungenliede, wo Chriemhilden von einem Falken träumt oder in dem zarten Liedchen von Kürenberg, das wir oben angeführt haben, und welches an denselben Traum erinnert, — vielmehr wurden solche Allegorien weit ausgesponnen. So vergleicht sich z. B. ein Minnesinger mit einem Jäger, sein Minnelied mit der Jagd, sein Herz mit dem Hunde, der ihm entläuft, kunert, schreit, von Wölfen — das sind die Merker oder Recensenten — bedroht und endlich zerrissen wird. Ein andres Mal wird die Liebe als Frau Minne oder gar Frau Venus personifizirt und ein Dichter kommt in ihr Land, ihre Stadt, Insel,

Burg, Garten oder Zeit; da wird sie von allerlei Burschen heimgesucht, der eine heißt Tölpelhaftigkeit, der andre Läppischkeit, der dritte Verlegenheit u. s. w., zum Glück hat sie die Ritter Ehre, Schaam, Zucht und andere Freundinnen bei sich, von welchen sie getröstet und gestärkt wird. In einem andern Gedichte streiten sich Liebe und Pfennig und der Letztere vertheidigt sich mit großer Beredtsamkeit: er sei der Abgott der Welt, Alles was geschieht, geschehe durch ihn; wer ihn hat, habe auch Liebe, Niemand könne ihm widersprechen oder sich gegen seinen Willen setzen, er habe Gewalt über Geistlichkeit, Adel und Ritterschaft, die Alle in seinen Diensten stünden, u. s. w. Zu gutem Ende stößt der Pfennig die Liebe von einem Stege in einen Bach, der Sänger aber rettet sie und führt sie zu seinem Gezelt, wo die Tugenden nach einander kommen und den Pfennig verklagen. In allen diesen allegorischen Gedichten fehlt es nicht an satyrischen Ausfällen, wie denn überhaupt die Satyre ein Hauptmerkmal des Zeitraums, der auf den Minnesang folgte, ausmacht.

Das war also das Ende des Minnesangs, dieser Blüthenzeit deutscher Poesie, die nicht wiederkehren wird, weil sie zu eng verbunden ist mit den Zuständen der Hohenstaufischen Zeit, die auch nicht wiederkehren wird und auch nicht wiederkehren soll, weil unser gereiftes Geschlecht, jenen Zuständen entwachsen, den Geist des Mittelalters überflügelt hat. Doch ist die Erinnerung an jene Zeit der deutschen Treue und Tapferkeit erhebend für unser Volk, und wir müssen und sollen auf dieselbe zurückblicken, so oft wir Gefahr sehen in Weichlichkeit und Laster zu versinken oder in Knechtschaft zu gerathen, die jene Männer des Eisens mit ihrem Heldenblute von unserm Vaterlande abgewendet haben. Und die Lieder und die Sagen jener Zeit sollen wir singen und unsre Kinder singen lehren, wie einst die Griechen Homer's Gesänge lernten, denn die Lieder und Sagen haben unsre Väter zu Thaten geweckt und ihre Frauen veredelt, und Lieder und Sagen, welchen unsere Altvordern gelauscht, sind heilige Lieder und heilige Sagen. Wir Deutsche sollen nicht undankbarer gegen unsre Ahnen und ihre Sänger sein, als es die Hebräer gegen ihre Propheten waren, deren Schriften sie in ein Buch sammelten, das auch wir das Buch

der Bücher und ein heiliges Buch nennen. Poesie ist auch Religion, denn sie heiligt und veredelt auch die Menschen und nur eine ausgeartete ist dieses Vergleichs unwerth; wo finden wir aber die Poesie reiner, lebensreicher und anmuthiger als in der Zeit, die selber durchaus poetisch war, denn wenn auch die griechische Muse mit ihr um den Vorzug streitet, hat sie doch gleich jener das Recht, nach ihrer Eigenthümlichkeit beurtheilt zu werden und es bedarf der Deutsche Lieder, in welchen sich deutsche Empfindungsweise ausspricht.

Dritter Zeitraum:

Zeitalter des Meistersangs.

Beiläufig vom Jahre 1300 — 1523.

Die zwei Jahrhunderte, welche zwischen den Kreuzzügen und der Reformation mitten inneliegen, nennt man gewöhnlich die Periode des Meistersanges, weil sich zu Ende derselben die Schule der Meistersänger d. h. zünftigen Dichter und Sänger erhoben; besser aber könnte man sie als die Zeit des Verfalles der deutschen Poesie und des Ueberganges derselben aus den höhern Ständen zu dem Volke bezeichnen. Wir werden also in der Geschichte derselben zuerst von den letzten Minnesingern und dem Aussterben des Minnesanges, dann von der Meistersängerkunst und ihren Werken und endlich von dem unzünftigen und freien Volksgesange und der Auflösung poetischer Werke in Prosa handeln.

Die letzten Minnesinger.

Mit Rudolph von Habsburg zog sich der Minnesang allmälig nach Oesterreich und dieses Land war nebst Baiern, was Schwaben während der Kreuzzüge war, der Sitz des Minnesangs, seit die Hohenstaufen ausgestorben und auch auf der Wartburg statt der Sänger liebenden Landgrafen von Thüringen Albrecht der Unartige hauste, der die langen Fehden veranlaßte, die seine Söhne, welche die verstoßene Mutter rächten, gegen ihn führten. Doch weder in Oesterreich noch Baiern, noch sonst wo waren die

Minnesinger wieder so freundlich aufgenommen, als ehedem und die Lieder aus dieser Zeit sind voll Klagen über die Ungunst der Fürsten und Herren. Doch auch das Leben war nun schon nicht mehr so poetisch; denn an die Stelle der edlen Rittersitte trat Rohheit; die Burgen, wo sonst die Minnesinger glänzende Feste verherrlichten, lagen entweder des geübten Faustrechts wegen von Kaiser und den übrigen Reichsfürsten zerstört in Trümmern, oder wenn sie standen, waren es Raubschlösser oder Sitze wildherziger Ritter, die mit den Städten in beständigen Fehden lebten. Indeß dauerte der Minnesang dennoch fort, allein er glich nicht mehr dem alten seelenvollen Gesange geborner Dichter. Am wenigsten gelang das eigentliche Minne- oder Liebeslied, und das beste dieser Zeit sind noch Trink-, Ernte-, Kriegs- und Jagdlieder, weil sich besonders in Oesterreich der poetische Stoff verkörperte. Einen Schein innerlichen Lebens zu erhaschen, verfielen manche Dichter außer den schon einmal erwähnten Allegorien auf die poetischen Räthsel, die aber ihrer Ungereimtheit und Unauflösbarkeit halber der Poesie mehr schadeten. Es ist gar nicht zu verwundern, daß diese Männer auf solche Abwege geriethen; die neu errichteten Universitäten hatten eine Schulphilosophie eingeführt (die Scholastik), deren Untersuchungen häufig auch nichs weiter als solche abgeschmackte Räthsel sind. Eben dergleichen gab es auch in der damaligen Glaubenslehre, besonders quälte man sich mit der Offenbarung (Apokalypse) Johannis, um daraus Dinge zu entziffern, die nicht drinnen liegen können. Ein merkwürdiges Dichterwerk, welches aus lauter solchen Räthseln besteht, ist der ohne seine Würdigkeit berühmt gewordene Wartburgkrieg. Es wird nämlich erzählt, daß der Landgraf Hermann von Thüringen auf der Wartburg die berühmtesten Minnesinger seiner Zeit: Veldek, Eschenbach, Osterdingen, Walther von der Vogelweide, Reinmar den Alten u. a. zu einem poetischen Kampfspiele eingeladen. Die Veranlassung war Osterdingen, der in alle seine Gesänge das Lob des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich einmischte, wogegen die übrigen Sänger den Landgrafen Hermann rühmten. Es wurde nun verabredet, daß die Sänger um die Wette ihre Fürsten preisen, der Besiegte aber aufgehängt werden sollte. Lange stand der

Sieg auf der Seite Ofterdingens, als plötzlich die Landgräfin von Thüringen in den Versammlungssaal eintrat und den Dichter außer Fassung brachte. Die Meister eilten das Urtheil an ihm zu vollziehen, wurden aber durch die Landgräfin, zu deren Füßen er sich flüchtete, daran gehindert. Da bat Ofterdingen sich den Klingsohr, einen berühmten Minnesinger, der am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, zum Schiedsrichter aus. Klingsohr kam wirklich nach der Wartburg und verschaffte dem Ofterdingen den Preis. Lange hielt man diese Erzählung für eine historische Thatsache, die sich aber aus keiner Urkunde beweisen läßt. Auch hielt man die Verse, in welchen die obgenannten Dichter sprechend eingeführt werden, für eigene Werke derselben; allein sowohl Versbau als Inhalt sind der großen Dichter unwürdig. Die Verurtheilung des Besiegten verräth vollends ein viel brutaleres Zeitalter, als das des menschenfreundlichen Hermann von Thüringen, am wenigsten dürfte solches unter seinen Augen geschehen sein. Es ist also beinahe ausgemacht, daß dieses Gedicht, worin eben die unauflöslichen Räthsel den Hauptinhalt bilden, etwa im 14ten Jahrhundert von einem unbekannten Dichter geschrieben worden sei. Gervinus bezweifelt selbst, daß man je werde Verstand und Sinn in dieses Gedicht bringen, doch muthet er dem Verfasser eine Idee zu, die ihm mehr Ehre bringen würde als seine Räthsel. Er meint, derselbe habe wollen durch die zwei Dichter, den ritterlichen und naiven Eschenbach und den gelehrten und gekünstelten Klingsohr, den natürlichen und unschuldigen Minnesang mit der weisedünklichen und nekromantischen Zeit zusammenstellen. Auf jeden Fall ist die ganze Idee, auf der Wartburg, diesem Sitze der mittelalterlichen Muse, die größten Dichter damaliger Zeit vorzuführen, höchst anziehend und poetisch, ja sie erinnert an die Frösche des Aristophanes, wo die griechischen Tragiker in der Unterwelt zusammenkommen, und es ist zu bewundern, daß nicht schon ein neuerer Dichter diesen glücklichen Stoff bearbeitet hat.

Zu den kirchlichen und dogmatischen Stoffen, die in dieser Zeit auch wieder mehr als früher beliebten, gehört vor Allen die Vergötterung der h. Jungfrau Maria. Es ist schon oben bei Gottfried von Straßburg in einem herrlichen Liede von

der Gottesminne gezeigt worden, wie die weltliche Minne durch die Verehrung der Mutter Jesu ihre geistigste Steigerung erhielt, allein das war noch immer höchst poetisch und den Madonnen der Raphaele vergleichbar, nun aber kamen so geistig verzückte und bis in's Lächerliche übertriebene Marienlieder zum Vorschein, daß dadurch ebenso Poesie als Religion gefährdet wurden. Wir geben hier als Beispiel eins derselben von Meister Sigeher:

Maria, muoter und meit,
Du hast den hochsten pris beieit,
Der tugende kaiserinne!
Du suesse ob aller suessekeit,
Die suesse ist al der vverlte bereit,
Heilberndiu kiuniginne!
Du zeder boum, du balsam smak,
Du riche lilien ouvve,
Du himel straze, du selden tag,
Gote liebiu spiegel schovve.

Dich loben diu schuole in musica,
Und diu suessen cantica,
Der tugende kaiserinne!
Dich lobent diu psalteria,
Diu schellen und diu organa,
Heilberndiu kiuniginne!
Du olboum ast,
Du muscat nus,
Du drivaltig sagebere,
Du sunnenglast,
Du minne schus,
Von dir sint suesse mere.

Uebersetzung:

Maria, Mutter und Magd,
Du hast den höchsten Preis erjagt,
Der Tugenden Kaiserin!
Du Süße über alle Süßigkeit,
Deine Süße ist aller Welt bereit,
Heilbringende Königin!
Du Cederbaum, du Balsam=Geschmack,
Du reiche Lilienau,
Du Himmelstraße, du seliger Tag,
Göttlicher Liebe Spiegelschau.

Dich loben die Schulen in Musika,
Und auch die süßen Cantica,
Der Tugenden Kaiserin!
Dich loben die Psalteria,
Die Schellen und die Organa,
Heilbringende Königin!
Du Oelbaum=Ast,
Du Muskatnuß,
Du dreifaltige Liebeswerthe,
Du Sonnenglast (Glanz),
Du Minneschooß,
Von dir sind süße Mährchen.

Außer diesen wurden noch immer die alten einheimischen und fremden Sagen von Kaiser Karl, von Artur, Titurel, Dietrich u. s. w. und eine Anzahl von Legenden neu bearbeitet, vermehrt und fortgesetzt, doch überall erkennt man die schwache Hand des 14ten Jahrhunderts und — die Feder; denn schreiben konnten nun die Dichter alle, und nicht wie sonst entquoll das tiefempfundene Lied der augenblicklichen Eingebung, um sich gleich zu Zitterklang in Wort und Ton auszusprechen. Doch haben diese Männer das Verdienst, daß sie uns die Meisterwerke der alten Minnesinger, die damals noch meist nur im Munde des Volkes lebten und noch nicht niedergeschrieben waren, sammelten und in Handschriften der Nachwelt überlieferten. Dergleichen Handschriften sind noch auf der akademischen Bibliothek zu Jena, zu Heidelberg, zu Bremen, zu Kolotscha in Ungarn, in Wien und andern Orten vorhanden. Die größte Sammlung von mehr als 140 Minnesingern ist die Pariser, welche eben zu Anfang des 14ten Jahrhunderts von dem Zürcher Rathsherrn Rüdiger von Manesse und seinem Sohne veranstaltet worden und im 17ten Jahrhunderte nach Heidelberg, von hier während des 30jährigen Krieges nach Paris gekommen war. Dort blieben nun die herrlichen Ueberreste deutschen Geistes unbenützt liegen, denn die Ritter und Fürsten, für die sie gesungen waren, hatten Sinn und Liebe für Sang und Minne verloren, die Gelehrten und Priester sahen voll Dünkel und geistlichem Hochmuth auf sie, wie auf unwürdige Tändeleien herab, die Männer aus dem damals aufstrebenden Bürgerstande kamen nicht in die

Büchersammlungen, wo die Papiere im Staube moderten. Es ist daher begreiflich, doch auch zugleich unverzeihlich, wie unser Adel also sein ritterliches Amt, Führer der Nation auch auf dem Wege der Geistesbildung zu sein, wie er es auf dem Wege der Waffenehre war, — unverzeihlicher noch, wie dies die Priester und Lehrer der Kirchen und Schulen gleichfalls versäumen konnten. So geschah es, daß die Deutschen erst bei Römern und Griechen suchen mußten, was sie schon bei ihren alten Dichtern, bei Walther, Wolfram und Gottfried hatten — und sich 400 Jahre lang mit ihren Opitzen, Canitzen und Gottscheden behelfen und Franzosen, Italiener und Britten in erniedrigendem Gefühle ihrer Geistesarmuth bewundern mußten. Wahrlich dieser Umstand hat viel dazu beigetragen, daß unser Volk, von keinem stolzen Dichter begeistert und erhoben, so lange seiner inwohnenden Kraft und Macht nicht inne ward und Fremden gestattete, auf seinem Boden in fremder Sprache zu gebieten.

Die Volksdichter.

Obgleich aber mit dem Verfalle des Minnesanges die Poesie mit zu verfallen begann, dürfen wir doch nicht annehmen, daß alles poetische Leben in Deutschland damals ausgestorben sei. In diesen Irrthum könnte man nur dann gerathen, wenn man das Dasein einer Poesie nach den vorhandenen schriftlichen Denkmalen darthun wollte und außer Acht ließe, daß es auch eine Poesie geben konnte, von der nichts niedergeschrieben und also nichts auf die Nachwelt kommen konnte. Aus den zahllosen Volksliedern, Sprüchwörtern und Denksprüchen, die ihrer Sprache und ihrem Inhalte und ihrer ganzen Form nach ein hohes Alter verrathen, läßt sich auf ein reges poetisches Volksleben in Deutschland schließen, das aus den ältesten Zeiten herstammt und nie ganz aufhörte, ja neben dem Minnesang, freilich wenig beachtet von den Fürsten und Rittern, fortbestand. Waren ja selbst alle die oben besprochenen

Heldensagen Anfangs Volkslieder, und von dem gehörnten Siegfried, von Dietrich, Roland sang alles Volk auf Gassen und Straßen. Freilich verlor sich dieses historische Volkslied, als die Ritter im 12. und 13. Jahrhundert mit der eisernen Lehnverfassung dem gemeinen Volke mit der Freiheit auch Recht und Befugniß in den Schlachtreihen mitzukämpfen entrissen, und es wurden unter den gefeierten Helden kaum mehr ein anderer als etwa der getreue Eckart, der arme Heinrich, der allgemein verehrte Kaiser Friedrich Rothbart vom Volke besungen. Dafür bekam der gemeine Mann bald seine eigene Helden; denn im 14. u. 15. Jahrhundert wagte allmälig der Bauer und der Bürger mit dem geharnischten Ritter zu streiten und auf Tod und Leben Weib und Kind, seine Hütte und Habe und sein Recht als freier Mensch zu vertheidigen. Schon unter dem Sohne Rudolphs von Habsburg Albrecht I. erhoben sich die schweizerischen Eidgenossen und zeigten der erstaunten Mitwelt das Schauspiel eines ungleichen Kampfes, in welchem kleine Schaaren unkriegerischer, mit leichten Spießen, Morgensternen und rostigen Schwertern schlecht bewaffneter Bauern und Hirten in Leinenkitteln und barfuß über kriegslustige und kriegserfahrene stolze Herrn und Ritter in Eisen gepanzert und zu hohem Rosse einherschnaubend, siegten. Da verwandelten sich die einfachen Hirtenlieder in glühende Kampfsgesänge, und wir haben eine ganze Sammlung derselben und wissen sogar die Namen der begeisterten Dichter, die selbst mitschlugen die Schlachten und, eben so feurig wie einst Tyrtäus, die Schlachten bei Morgarten, bei Sempach besangen. Wir nennen zuerst nur den Halbsuter, von dem wir auch eins seiner Lieder von dem Sempacher Streit, übersetzt von Follen, hier mittheilen.

Man zählte dreizehnhundert
Und sechs und achtzig Jahr,
Als Gottes Gnadenwunder
Sich machte offenbar,
Hei, als er am Cyrillentag
Den Eidgenossen beistand,
Wie ich nun sing' und sag'.

Ein Bauer kam gezogen
Gen Willisau geschwinde;
Ein Bienlein kam geflogen
Und baute in die Linde.
Hei, wie es an den Herzog flog.
Als da derselbe Herzog
Die Schweizer überzog;

Das deutet, sprach der Bauer,
Auf fremde Gäste heuer;
Da sahn die Willisauer
Ihr Schloß in hellem Feuer;
Hei, rief der Feind in Uebermuth,
Wir tödten alle Schweizer,
Das jung' und alte Blut!

Es zogen her mit Schalle
Von Sursee, aus der Stadt,
Die Herren, an die alle
Der Fürst geschrieben hat:
Hei, kostet's Leib und Leben,
Wir wollen sie bezwingen,
Und ihnen Herren geben.

Sie fingen an zu ziehen
In köstlichem Gewand,
Das Volk fing an zu fliehen,
Bis daß es Sempach fand;
Hei, was da auf den Aeckern war,
Entfloh vor diesem Herzog
Und seiner großen Schaar.

Den Frauen half kein Bitten,
Man fing sie auf zum Leid',
Und schnitt denselben mitten
Am Gürtel ab ihr Kleid;
Hei, also schmählich ließ man sie:
Die baten Gott im Himmel
Um Rache spät und früh.

Ihr Niederländischen Herren!
Ihr zieht ins Oberland?
Ob ihr euch dort könnt nähren,
Ist euch noch unbekannt;

Hei, erst sollt ihr zur Beichte gehn,
Euch möchte wohl ein Wehe
Im Oberland geschehen!

„Wo hat man denn den Pfaffen,
„Dem man da beichten muß?"
Zu Schwyz ist er beschaffen
Und giebt euch harte Buß;
Hei, der wird euch begegnen,
Mit scharfen Hallebarten
Wird er euch treulich segnen!

„Wenn wir so bitter büßten —
„Gnad' Herr, gnad' Domine!
„Wenn wir die tragen müßten,
„Fürwahr, es wär uns weh;
„Hei, wem wär' es zu klagen,
„Wenn wir so schwere Buße
Von Schweizern müßten tragen?"

Als man im Morgengrauen
Am Montag Mäher sah
Nun mähen in dem Thauen,
Wie zeitig war man da;
Hei, schickte man doch gleich zur Hand
Das Morgenbrod den Mähern
Vor Sempach auf das Land.

Rutschmann von Rheinach sprengt zum Straus
Vor Sempach an den Graben;
„Nun gebt das Morgenbrod heraus
„Die Mäher wollen's haben!
„Hei, denn sie sind schon an der Maht
„Und wenn ihr nun nicht eilig
„Erscheint, so ist es schad!"

Antwortet ihm geschwinde
Ein Bürgersmann hierauf:
Wenn wir um ihre Grinde
Sie schlagen allzuhauf,
Hei, das ist dann ihr Morgenbrod;
Da fressen sich die Ritter,
Und Grafen dran zu todt.

„Wann ist denn nun das Frühstück da,
„Weßhalb allhier wir stehn?"
O laßt nur erst die Schweizer nah
Und euch zu Leibe gehn. —
Hei, richten sie es allerbest,
Daß eurer etwa Mancher
Den Löffel fallen läßt.

2.

Als sie gar bald vernahmen
Von Sempach aus der Burg,
Wie daß die Schweizer kamen,
Eilt der von Hasenburg;
Hei, als er spähte in die Bahn,
Da zogen miteinander
Die Eidgenossen an.

Die Herren von Luzerne
Erstarkten festiglich,
Und in dem Mannheitskerne
Sah keiner hinter sich;
Hei, wie so hurtig wiederkam
Der liebe Hasenburger,
Der dies zu Herzen nahm;

Wie an der Lagersperre
Er gleich zum Herzog sprach:
Ach gnädiger Fürst und Herre,
Gemach! nur heut gemach!
Hei, diesen Tag nur nichts gewagt!
Denn ich besah das Völklein,
Es ist ganz unverzagt.

Da sprach ein Herr von Ochsenstein:
O Hasenburg, o Hasenherz!
Da wendet Hasenburg ihm ein:
Mich schmerzt fürwahr dein eitler Scherz?
Hei, sag ich dir bei meiner Treu',
Man soll noch heute sehen,
Wer von uns zager sey!

Auf banden sie die Helme
Und haben abgeschlagen
Schuhschnäbel, daß man hätte
Gefüllt wohl einen Wagen;
Hei, vorwärts wollt' der Adler gehn
Und ließ den Troß der Knechte
Und Knappen hinten stehn.

Zusammen sie dann sprachen:
Soll uns dies Häuflein,
Soll uns der Bauer schlagen,
Man spräche allgemein:
Hei, Bauern haben dies gethan! —
Die frommen Schweizer riefen
Gott laut indessen an:

Ach reicher Christ vom Himmel!
Durch deinen bittern Tod
Hilf heut uns armen Sündern
Aus dieser Angst und Noth!
Hei, lieber Gott, nun steh' uns bei,
Erhalte Land und Leute
In Schutz und Schirm und frei!

Da sie den Ruf vollbrachten
Zu Gottes Lob und Ehr,
Und seines Leids gedachten,
Gab ihnen Gott der Herr
Hei, solches Herz und solche Kraft,
Daß sie sich tapfer kehrten
Gleich hin zur Ritterschaft.

Als Uri, Unterwalden
Und Schwyz sich stark benahm,
Und ihnen an der Halden
Der Löwe nun bekam:
Hei! war des Stieres rauher Schrei:
Und willst du mit mir fechten,
So fechte nun, o Leu!

Der sprach: Bei meinem Eide,
Du fügst es eben recht!
Ich hab auf dieser Haide
Noch manchen Edelknecht,

Hei, dieser zahlt dich für das Leid,
Das du mir einst bei Laupen
Hast zugefügt im Streit!

Weil du im Moregarten
Mir schlugst so manchen Mann,
So magst du nun erwarten,
Daß ich dasselbe kann;
Hei, und ich kann's, bei meinem Eid!
Da sprach der Stier zum Löwen:
Dein Drohen wird dir leid!

Der Leu fing an zu schnaufen
Und hoch den Schweif zu tragen;
Komm, rief der Stier, wir raufen,
Wir messen uns, wir schlagen!
Hei, rück heraus, herstreite baß,
Daß diese grüne Haide
Von Blut mag werden naß!

Nun fing man an zu schießen
Zu ihnen in den Tann,
Man griff mit langen Spießen
Die Eidgenossen an;
Hei, dieser Schimpf war also süß,
Daß hohe Tannenäste
Fielen vor ihre Füß'.

Des Adels Heer war feste,
Die Ordnung dick und breit;
Das verdroß die frommen Gäste;
Ein Winkelried, der seit: (sagt)
„Hei, laßt ihr es mein Weib und Kind
„Entgelten und genießen,
„So helf' ich euch geschwind!

„Treue, liebe Eidgenossen,
„Mein Leben verlier' ich mit!
„Sie sind so hart geschlossen,
„Daß wir sie brechen nit!
„Hei! einen Inbruch mach' ich fast,
„Wenn ihr es mild den Meinen
„Zum Wohl gereichen laßt."

Hiermit that er erfassen
Einen Arm voll Spieß behend,
Macht allen eine Gassen
Und macht sich selbst ein End.
Hei! Das war doch ein Löwenmuth?
Sein männlich tapfer Sterben
War für Waldstätten gut.

Mit Hauen und mit Stechen,
Mit muthiger Gewalt
Begannen sie zu brechen
Des Adels Ordnung bald.
Hei, daß ein Held den Tod gewann!
Es hätte sonst gekostet
Noch manchen Biedermann.

Die frommen Eidgenossen
Erstachen Mann für Mann,
Und sprachen unverdrossen
Einander fröhlich an;
Hei, feindlich sparrte sich der Stier
Und trat die Wappenthiere
Und stieß das Löwenthier.

Der Leu fing an zu mauen,
Zu treten hinter sich,
Da starzt der Stier die Brauen
Und gab ihm einen Stich,
Hei, daß er ging aus seiner Bahn
Und ließ die grüne Weide
Und ließ den grünen Plan.

Und als die Flucht sich zeigte
Zu Roß und auch zu Fuße:
Das wahr wohl gar die Beichte,
Das war wohl gar die Buße?
Hei, rief der Stier zum Berg gekehrt,
Du fliehst und bist, o Löwe,
Mir keiner Ehre werth!

Zeuch hin, o rauher Prahler,
Ich bin bei dir gewesen;
Du hast mich angefallen:
Ich bin vor dir genesen;

Hei, zieh nur heim und bleibe schier
Bei deinen schönen Weibern,
Und laß die Ehre hier!

Denn hier steht wohl ein Pranger,
Der wenig Ehre mißt,
Seit du auf diesem Anger
So schnell entwichen bist!
Hei, dieses steht dir übel an,
Daß du mir da gelassen
So manchen stolzen Mann.

Der blanken Harnischzieren
Gewann ich eine Last,
Sammt fünfzehn Hauptpanieren,
Die du verloren hast;
Hei, löse nun dies hohe Pfand,
Das ich dir angewonnen,
Mit ritterlicher Hand! —

Zur rechten Ader ließen
Allda den fremden Herrn
Mit ihren langen Spießen
Die Festen von Luzern;
Hei, Herren liegen viele
Zu Königsfeld im Kloster
Seit diesem Lanzenspiele.

Auch griffen die von Schwyze
Mit manchem klugen Mann
Voll Mannheit und voll Hitze
Den Löwen kühnlich an,
Hei, weil sie ihn bis auf den Tod
Geschlagen, bis er hinsank
So roth, so blühendroth.

Von Uri auch der Bauer
Mit seinem schwarzen Stier
Bestritt, wie eine Mauer,
Das grimmige Gethier,
Hei, weil er jeden Helm zerschlug
Und jeden Hochgebornen
Darunter, der ihn trug.

Auch die von Unterwalden
In ihrem Zornesmuth',
Die waren nicht zu halten
Und schlugen sich gar gut;
Hei, weise nennt man sie und fromm,
Drum brachten sie auf Spießen
Dem Feind ihr Gott willkomm.

So ward der Leu von Stieren
Getrieben aus dem Korn,
Sein Dräuen und Prangiren
Ward pure Wuth und Zorn;
Hei, wie es übel ihm bekam,
Als seine alte Weide
Der Stier sich wiedernahm!

Von Oestreich Herzog Leopold
War sonst in allen Dingen
Ein froher Herr, bis er unhold
Die Bauern wollte zwingen;
Hei, fürstlich that er's wagen,
Kam also an die Bauern,
Und wurde todtgeschlagen.

Was half ihm seiner Fürsten
Und Herren Aufgebot?
Sie mußten in den Hürsten
Und Feldern in den Tod.
Hei, das sei unverschwiegen:
Sechshundert Helme blieben
Auf dieser Wahlstatt liegen.

3.

Es war ein Herr entronnen,
Das war der Herr von Gree;
Der kam zur selben Stunde
Gen Sempach an den See;
Hei, sprach er da zum Hans von Roth,
Für Geld und gute Worte
Führ' uns aus dieser Noth!

Fast gern! sprach Hans von Rothe,
Und war des Lohnes froh,
Den er verdienen sollte;
Fährt bis Rothwyl also
Hei, über See die Frechen;
Da winkt der Herr dem Knappen,
Den Schiffsmann zu erstechen.

Der Knappe will's vollbringen;
Hans aber, der nicht dumm,
Merkt gleich es an den Dingen
Und schlagt sein Schifflein um:
Hei! nehmt im Wasser nun die Lehr',
Und einen braven Schiffsmann
Ersticht ihr nimmermehr.

Hans Roth zieht heim und schmielet
Vor seinen lieben Herrn:
Man fängt wohl sonst die Fische
Nicht ohne Angel gern;
Hei! heute fing ich zwei zugleich;
Laßt mir nur ihre Schuppen,
Die Fische laß ich Euch!

Man schickte mit ihm Leute,
Man zog sie aus dem Grund,
Man fand gar viele Beute
In ihrem Reisebund:
Hei, er bekam den halben Theil,
Und lobte Gott und meinte,
Dies Schifflein sey wohlfeil.

Was war in ihren Säcken?
Zwei Silberschalen gut!
Die gab man Hans zum Besten
Die führt er wohlgemuth
Hei, unverzecht und unverthan,
Zum Aufbewahren gegen
Luzern in seinem Kahn.

4.

Es kam ein Bote müd und bleich
Gen Oesterreich zu Hand:
Ach edle Frau von Oesterreich!
Der Herr liegt auf dem Land,
Hei, weil den Unverzagen
Sammt allen seinen Fürsten
Die Bauern todtgeschlagen! —

Ach reicher Christ im Himmel!
Was hör' ich? Große Noth!
So ist denn nun mein lieber
Gemahl dahin und todt?
Hei, daß es so ergangen!
O hätt' er doch mit Edeln
Gekämpft und wär' gefangen!

Nun fahret wunderbalde
Zu diesem großen Schaden,
Zu Sempach vor dem Walde
Den Herzog aufzuladen!
Hei, führt in's Kloster ihn hinein,
Führt ihn nach Königsfelden,
Dort soll sein Grabmahl seyn! —

Die Herrn am Rheine sagen,
Als nun die Boten weinen:
Der Herzog sei erschlagen
In, um und auf den Seinen —
„Hei, setzten wir ein andres dran,
Wär er daheim geblieben,
Ihm wär' kein Leid gethan!"

„Was braucht's, von freien Stücken
Ein Faß mit sich zu führen,
Ein Faß mit Henkersstricken
Und puren Galgenschnüren?
Hei, hätt' ihm Gott den Sieg geschenkt,
Die Eidgenossen wären
Allsam daran erhenkt."

„Hätt' er nicht Unfug trieben
Und solchen Uebermuth,
Der Adel wäre geblieben,
Wie sonst, bei seinem Gut;
Hei, zuviel war einmal zuviel,
Drum hat auch so handfest
Geschlossen dieses Spiel!"

Die Frau von Mümpelgarten
Und die von Ochsenstein,
Die kann noch lange warten,
Ob nicht ihr Mann kommt heim;
Hei, beide sind erschlagen;
Das hört in ihren Landen
Man jämmerlich beklagen.

Die Bürger von Schaffhausen
Und Winterthur sind blaß
Und annoch voll von Grausen,
Denn sauer war der Spaß;
Hei, Diessenhofen, Frauenfeld
Ließ manchen Mann dahinten,
Auf unserm rauhen Feld.

So spricht ein Burgermeister
Von Freiburg, aus der Stadt:
„Wir sind von unsrer Reise,
„Die wir geleistet, matt;
Hei, welche Schmach wir tragen,
Die wir auf freier Haide
Von Schweizern sind geschlagen."

O hätten alle diese
Vom Bodensee und Rhein
Auf einer fremden Wiese
Das Mähen lassen seyn!
Hei, gar zu dünne Schwaden
Und gar zu wenig Futter
Sah man die Mäher laden!

Es zogen die von Kostnitz
Desgleich voll Hoffnung dran
Und kämpften voller Vorwitz
Den alten Wisend an;

Hei, hängt doch nun ihr Banner auch
Zu Schwyz in einer Kirche,
Nach altem Schweizerbrauch.

Auch waren an dem Tanze
Von Lenzburg die und Baden,
Die hat mit ihrem Schwanze
Die braune Kuh geladen;
Hei, mit dem Schwanze schlug sie sehr,
Daß sie nach solcher Beichte
Gelüsten nimmermehr.

Begrub man nicht Frießhard
Mit seinem langen Bart,
Sowie den Schenk von Bremgart
Auf eine neue Art?
Hei, beide wollten's haben,
Daß man sie vor dem Walde
Zu Sempach eingegraben.

Die redlich fortgefochten,
Als schon ihr Fähndrich todt:
Die Zofinger vermochten
Noch mehr als ihre Noth;
Hei, weil ihr Banner in der Schlacht
Ein Mann in's Maul geschoben;
So ward es heimgebracht.

Von Rheinach die gedachten,
Mit purem Mord zu siegen,
Und wie sie es vollbrachten,
Ist annoch unverschwiegen;
Hei, ihren Meineid hat man gleich
Noch in dem Kampf denselben
Gepredigt Streich auf Streich.

Es sprach mit Scherz und Schelten
Die braune Kuh zum Stier:
Mich wollte heute melken
Ein Herr in dem Brevier —
Hei, schlug ich ihm den Kübel hart
Um's Ohr und gab ihm eines,
Daß ihr ihn nun verscharrt! —

Den hat man nicht vergessen,
Den hat man wohl gekannt,
Der zu Luzern gesessen,
Halb=Suter zubenannt:
Hei, weil er froh die Waffen nahm,
Und feck dies Lied gedichtet,
Als ob der Schlacht er kam.

Als darauf nach schon errungener Freiheit des Landes auch der stolze Burgunderfürst Karl seine Hand nach dem armen Schweizerlande ausstreckte, da war es wieder unter andern der wackere Veit Weber, der die Schweizer mit seinem Gesange in die Schlachten bei Murten und Nancy zum Kampfe führte. Auch von diesem Sänger hier ein Lied:

Die Zeitung flog von Land zu Land,
Vor Murten liegt Burgund!
Und jeder eilt für's Vaterland,
Zu streiten mit Burgund.

Im Feld vor einem grünen Wald,
Rief Knecht und Reutersmann,
Laut rief von Lothringen Renald:
„Wir wollen vorne dran.

Die Führer hielten kurzen Rath,
Doch dünkt er uns zu lang;
Wann endigt sich der lange Rath,
Ist ihnen etwa bang?

Schon steht die Sonn' am Himmel hoch,
Nicht träg im blauen Zelt,
Und wir verziehen immer noch,
Zu bauen in dem Feld!

Zwar furchtbar knallte Karl's Geschütz,
Man gab darum nicht viel;
Man achtete nicht in der Hitz,
Ob der und jener fiel.

Im weiten Kreise blitzt das Schwert,
Auslangt der lange Spieß;

Blut dürstete das breite Schwert,
Blut trank der lange Spieß.

Der Wälsche kampfte kurze Zeit,
Der Knecht und Ritter lief;
Das weite Feld war überstreut
Mit Speeren Kniees tief.

Der floh zum Strauch — der floh zum Hain
Vorm hellen Sonnenlicht,
Viel sprangen in die See hinein,
Und dürsteten doch nicht.

Sie schwammen wie der Enten Schaar
Im Wasser hin und her,
Als wär' es wilder Enten Schaar
Schoß man sie im Geröhr.

Auf Schiffen fuhr man in den See,
Schlug sie mit Rudern todt.
Das Waidwort war nur Ach und Weh,
Die grüne See ward roth.

Viel klommen auf die Bäume hoch,
Die schoß man wie die Krähn;
Die Fittich fehlten ihnen noch,
Sie mocht der Wind nicht wehn.

Zwo Meilen lang bedeckte sich
Das Land mit Tod und Blut;
Das Land, der Strauch, die Rose glich
Dem schwarzen Menschenblut.

Den Bergen war die Sonne nah,
Die uns den Sieg gebracht;
Die Welschen die man leben sah,
Die dankten es der Nacht.

Ein Lager einem Marktplatz gleich
Kam in der Schweizer Hand.
Karl machte schnell den Bettler reich,
Im armen Schweizerland.

Schachzabel ist ein Königsspiel,
Jetzt spiel's der Eidgenoß,
Er nahm ihm seiner Freuden viel,
Die Seite stand ihm bloß.

Die Rochen halfen ihm nicht viel,
Die Rosse litten Noth;
Er wende sich, wohin er will,
Schachmatt ist ihm gedroht."

Der hatte selbst die Hand am Schwert,
Der diesen Reim gemacht;
Bis Abends mäht' er mit dem Schwert,
Des Nachts sang er die Schlacht.

Er schwang die Saiten und das Schwert,
Ein Fiedler und Soldat,
Den Herren und den Mädchen werth,
Dem Tänzer und Prälat.

Die mich gebar, das gute Weib,
Sie küßte mich, und Veit,
Heiß Veit, so sprach das gute Weib!
Veit heiß ich immerfeit.

Während sich denn also die Schweizer Bauern ihre Freiheit erkämpften und liebeswerthe Thaten vollbrachten, regte sich auch in den deutschen Städten unter der Regierung der Kaiser aus dem Hause Luxenburg ein ritterliches Leben; denn seit den Kreuzzügen sind diese zu Burgen und Zufluchtstätten des armen Volkes gegen die gewaltigen Raubritter geworden. Durch Handel und Gewerbe erhoben sich nicht nur die nördlichen Hansestädte, auch am Rhein und mitten im Reiche verbreitete sich Erwerbslust und Wohlstand und schönere Paläste, als die baufälligen Ritterschlösser bauten sich diese Handwerker und Kaufleute. Natürlich war es, daß bei solcher Thatkraft auch der Muth nicht ausblieb, sich das Erworbene zu erhalten und mit dem Schwert in der Hand gewaltthätigen Angriff abzuwehren. So entstand der ehrenhafte deutsche Bürgerstand, von welchem von nun an, seit das Ritterthum verfiel, deutsches Volksthum ausgehen sollte. Wir werden im nächstfolgenden Ab-

schnitte davon sprechen, wie diesen Bürgerstand auch die Poesie von den höhern Ständen überkam und statt des Minnesangs den sogenannten Meistersang einführte. Vorher müssen wir aber einer andern großen Bewegung im deutschen Volksleben erwähnen, welche wieder, gleich den Schweizer-Geschichten, Anregung zur epischen Dichtung geworden ist. Das war im 15ten Jahrhundert der blutige Hussitenkrieg. Waren auch die Kriegslieder der Hussiten böhmisch, so klangen doch die Tonweisen derselben, in welchen die bis zur entsetzlichen Mordlust und Verzweiflung gehetzten Helden lauter als Trommel und Trometen, Kriegsgeschrei und Winseln der Sterbenden sangen, verständlich und deutlich auch dem deutschen Volke, das damals, von Kaiser und Reichsfürsten angeführt, gegen diese Vorkämpfer des Evangeliums auszog, und es haben sich diese Tonweisen bis auf den heutigen Tag nicht nur bei den Böhmen erhalten, sie klangen auch in vielen unsrer deutschen Kirchenlieder fort, die sich meist nach hussitischen Melodien bildeten.

Nach dieser vorangeschickten Darstellung des 14ten und 15ten Jahrhunderts bekommen wir erst ein vollkommenes Bild von dieser Zeit, in welcher Erwerbssucht, Krieg und Unruhen aller Orten alle Leidenschaften und alle Kräfte der Menschen aufregten, so daß nur wenige sich ganz ruhig einem behaglichen Stillleben und der Heimath überlassen konnten; ein großer Theil des armen Volkes, das nicht mehr Knecht sein und dienen wollte und noch keine bleibende Stätte, kein gesichertes Recht besaß, von einer fahrigen Unruhe befallen, rastlos hineinstürmte in den allgemeinen Tumult und, wie vordem die nach Abenteuer suchenden Ritter, im Lande herumwanderte, als Handwerksbursche, Jäger, Landsknechte, Bettler und fahrende Schüler. Davon unterschieden sich aber diese Abenteurer von den Rittern, daß ihr Trachten nicht nach eingebildeten Gütern, nach Ehre, Minne, und im Dienste weltlicher und geistlicher Gelübde, wie im Traume sondern im wachesten Leben der Wirklichkeit, nur auf die leibliche Noth und irdische Gelüste gerichtet war. Und von diesen Leuten stammen die zahllosen Volkslieder, die durch die grellen Farben der Wirklichkeit, durch die Unmittelbarkeit, in der sie entstanden, durch den unverwüstlichen Humor der untern Stände, an

poetischer Kraft die Minnelieder weit übertreffen, wenn sie auch des ideellen Aufschwungs ermangeln.

Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt,
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt,
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade sein,
Der stoße mit an, der stimme mir ein,
Bei dieser Neige Wein!

Das war das Losungswort dieser fahrenden Leute, und unser großer Dichter *) hat in demselben mit keckem Wurfe das Bild getroffen, das man sich von dem Zustande dieser Volksdichter machen muß. Wer jung und frei war, sang damals und sang nicht etwa von Empfindungen, die Empfindung sang unmittelbar aus seiner Brust und darum erscheint uns eben ihr Lied voll kühner Sprünge so lückenhaft, daß man überall versucht wäre das Fehlende auszufüllen. Allein eben diese Bündigkeit und Kürze macht das Poetische derselben; es fliegt Gefühl und Gedanke so leicht und, von keiner schwerfälligen und breiten Prosa niedergehalten, enthält es nur lautern vollen Erguß menschlicher Herzen. Uebrigens gilt auch von diesen Volksliedern, daß man sie nur dann richtig beurtheilen, verstehen und von dem Inhalte ergriffen und gerührt werden kann, wenn man sie singen gehört; denn sie sind zugleich mit dem Gesange entstanden, und ohne diese begleitenden Töne, welche die scheinbaren Lücken ausfüllen, das Neigen und Fallen, das Fortschreiten und Innehalten, das Wachsen und Vergehn der Empfindung ausdrücken, müssen sie dem Auge eines Lesers, der nicht versteht die unsichtbaren Noten zu lesen, leeres Geklingel und flache Reimerei scheinen. Die Musik kam um diese Zeit auf verschiedenen Wegen nach Deutschland. Seit dem Minnesange war es der provenzalische Gesang, welcher über Schwaben und den Rhein nach Oestreich und die übrigen Lande gelangte. Im 14ten Jahrhundert blühte ein

*) Bekanntlich ist das Lied, von dem wir hier eine Strophe anführen, von Göthe.

jugendliches Alter der Tonkunst in den Niederlanden auf; vielleicht waren die dortigen Sänger Ausläufer burgundischer Herrlichkeit. Von hier verbreitete sich denn Musik und Gesang in das nördliche Deutschland, nach Nieder-Sachsen bis Thüringen. Endlich waren es im 15ten Jahrhundert die Böhmen, ein Zweig des großen slavischen Völker-Stammes, der schon in den ältesten Zeiten Tanz und Musik liebte, welche Zitterklang und Lieder auch in die nordöstlichen Lande nach Brandenburg und Sachsen brachten, und im Erzgebirge, wo einst der deutsche Schwan aufsteigen sollte, ein neues Lied zu verkünden, sangen die Bergknappen in ihrer mühseligen Armuth freudiger als je ein Hofsänger.

Außerdem, daß nun Sang und Freude auch wieder unter das gemeine Volk kam, brachte die Poesie dieser Zeit noch den Vortheil, daß nicht wie bisher beinahe ausschließlich nur die schwäbische Mundart, sondern alle ober- und niederdeutschen Mundarten in Gebrauch kamen, ja häufig einander genähert wurden, so daß schon im 15ten Jahrhundert zu einer Verschmelzung aller Dialekte die Vorbereitung geschah.

Zum Schlusse dieses Abschnittes wollen wir noch einige dieser Volkslieder, deren Verfasser meist unbekannt sind, mittheilen und zwar zuerst eines aus dem Liederbuche der Clara Hätzlerinn, einer Nonne des 15ten Jahrhunderts, welche eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Lieder gesammelt und niedergeschrieben hat. Weil es ziemlich leicht zu verstehen ist, geben wir es in der alten Sprache:

Ich raitt ains tags spacieren
Für ainen [1])groenen walt;
Ich [2])vand mit reicher ziere
Ain fräwlin wolgestalt.
Ich gruesset da das fräwlin zart:
Sy danket mir mit [3])züchten;
Gar haisz sy wainen ward.

Ich tratt von meinem pfaerde,
Zuo ir ich nider sasz:
„Nun sagt mir, fraw vil [4])werde,

1) grünen. 2) fand. 3) ehrbar, züchtig. 4) werthe.

Warumbe tont ir das.
Das ir wainet also ser?"
Sy sprach „ich hab verloren,
Ich verwind es nimmer mer."

„Fraw, ich wil nit [5])emperen.
Ir sagt mir ewr verlust."
Sy sprach „ich tett es [6])geren.
War mir min laid [7])vertust.
Ich hatt ain [8])valken mir erzogen
Vil länger denn ain iar:
Der ist mir hin geflogen."

„Fraw, lasst den valken vliegen.
Wer waisz was im [9])gebriszt?"
Sy sprach „er tett mich [10])triegen:
Es [11])chomt von argem list;
Sein trew ist ganz entzway.
In hat ain eul veriaget
Mit irem valschen gschrai.

Die eule nistet nah daby
Da min valke [12])was;
Der valk was seins gemuetes [13])fry.
Er truog den eulen hasz;
Sein gefider schluog er zuruk:
Die vogel hassen die eulen
Mit irem vil valschen [14])duk.

Ich [15])sich [16])in nimmer vliegen.
Nach dem mich tuot verlangen.
Der valke tuot sich [17])schmiegen:
Ich fürcht, er werd gevangen.
Und koem er wider in das garn
Und wurd der eulen zu [18])teile.
Das [19])vederspiel woer verloren.

„Fraw, folget miner lere:
[20])Gavnd nit spacieren [21])vsz.
Ich ratt [22])ivch vf min [23])ere:

5) entbehren, enthalten zu wissen. 6) gern. 7) zum Schweigen bringt. 8) Falken. 9) gepreßt. 10) betrügen, hintergehen. 11) kommt. 12) war. 13) hatte ein freies Gemüthe. 14) Tücke. 15) sehe. 16) ihn. 17) läßt sich locken. 18) Theile. 19) Federspiel, Vogel. 20) geht. 21) aus. 22) euch. 23) Ehre.

[24])Blibt [25])haim in ewrem husz.
Was hilft noch ewer wainen?
Nembt ain sperber vf ewre hand,
Und [26])lat den valken [27])swaimen."

24) bleibt. 25) daheim. 26) laßt. 27) schwärmen.

Noch ein neckisches Kinderliedchen aus Graffs Diutisca.

Kinderreime.

Es reit ein hêrre:
sîn[1]) schilt was[2]) ein gêre[3]);
Ein gêre waz sîn schilt,
unde ein hagel sîn wint;
Sîn wint waz ein hagel.
ich wil iuch[4]) fürbas[5]) sagen,
Ein schâf ist ein wider,
unde ein geis ist ein zige;
Unde ein zige ist ein geis,
unde ein stücke ist ein fleisch;
Unde ein fleisch ist ein stücke,
unde ein bein ist ein rippe;
Unde ein rippe ist ein bein,
unde ein wacke[6]) ist ein stein;
Unde ein stein ist ein wacke,
unde ein bihel[7]) ist ein ackes[8]);
Unde ein slôs[9]) ist ein rigel,
unde ein bang[10]) dast ein sidel[11]);
Unde ein sidel ist ein bang,
unde ein trotte[12]) ist ein ûfgang;
Ein ûfgang ist ein trotte,
unde ein huot[13]) ist ein kappe;
Ein kappe daz ist ouch ein huot,
unde ein niedercleit[14]) ein bruoch[15]);
Ein bruoch ist ein niedercleit,
unde ein brôt ist ein leip;
Unde ein leip dast ein brôt,
hunger daz ist grôze nôt;
Grôze nôt dast hunger
so ist ein visch ein haering;
Unde ein haering ist ein visch,
unde ein bret ist ein tisch;

1) sein. 2) war. 3) Wurfspieß. 4) euch. 5) ferner. 6) Kiesel. 7) Beil. 8) Axt. 9) Schloß. 10) Bank. 11) Sitz. 12) Treppe, Staffel. 13) Hut. 14) Unterkleid. 15) Hosen.

Unde ein tisch ist ein bret.
 ûf der erden ist der weg,
Alle wege ûf der erde.
  Uzer milche macht man kaese;
  linin tuoch ist guot zwilich;
Zwilich daz ist linin tuoch,
  unde ein salter[16]) ist ein buoch;
Unde ein bouch ist ein salter,
  unde ein stein ein alter;
Unde ein alter ein stein;
  ûf den beinen gôt[17]) man heim[18]).

16) Psalter. 17) geht. 18) heim.

Endlich aus den altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm eine Strophe

Des Traugemundesliedes.

Willekome varender man!
wo laege[1]) du hînaht[2])?
oder wô mitte[3]) waere[4]) du bedaht[5])?
oder in werle[6]) hande wise[7])
bejageste[8]) cleider odes spise?
„Daz hestu gefraget einen man,
der dir es in ganzen triuwen[9]) wol gesagen kan.
mit dem himel was ich bedaht,
und mit den rôsen was ich umbestaht[10]);
in eins stolzen knappen wîse
bejage ich cleider unde spise.“

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
waz boumes birt[11]) âne bluot[12])?
waz vogel söiget[13]) sîne junge?
waz vogel ist âne zunge?
waz vogel ist âne mage?
kanstu mir des iutziut gesagen,
so wil ich dich für einen weidelichen knappen haben.

1) lagst. 2) diese Nacht. 3) womit. 4) warst. 5) bedeckt. 6) welche. 7) Handthierung. 8) erjagest erwirbst. 9) Treue. 10) umstanden, umstellt. 11) tragt Frucht. 12) Blüthe. 13) säuget.

„Des hestu gefrâget einen man,
der dirs in ganzen triuwen wol gesagen kan.
die queckolter[14]) birt âne bluot,
der stork ist âne zunge,
die fledermûs söiget ire jungen.
der swarbe[15]) ist âne magen.
ich wil dirs in ganzen triuwen sagen.
und fragestu iutziut mère,
ich sage dirs fürbas an din êre[16]).“

Nu sag mir, meister Trougemunt.
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
waz ist wisser[17]) denne der snê[18])?
waz ist sneller danne daz rêch[19])?
waz ist hoeher denne der berg?
waz ist vinsterre den die naht?
kanstu mir iutziut das gesagen,
sô wil ich dich für einen jegerlichen[20]) knappen haben.

„Des hestu gefrâget einen man,
der dirs von grunde wol gesagen kan.
die sunne ist wisser den der snê,
der wint ist sneller den daz rêch,
der boum ist hoeher den der berg,
die rame[21]) ist swerzer den die naht.
doch wil ich dir in ganzen triuwen sagen:
frâgestu mich iutziut mère,
ich sage dirs fürbas an dine êre.“

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
durch waz ist der Rin[22]) so tief?
oder war umbe sint frowen alsô liep?
durch waz sint die matten sô grüene?
durch waz sint die ritter sô küene?
kanstu mir daz iut[23]) gesagen,
sô wil ich dich für ein stolzen knappen haben.

„Des hestu gefrâget einen man,
der dirs wol gesagen kan.
von manigem ursprunge ist der Rine sô tief,
von hoher minnen sint die frowen liep,
von manigen würzen[24]) sint die matten grüene,
von maniger starken wunden sint die Ritter küene.“

14) Wachholder. 15) ein unbekannter, vermuthlich fabelhafter Vogel. 16) dir zu Ehren. 17) weißer. 18) Schnee. 19) Reh. 20) weiblich, stattlich. 21) der Rabe. 22) Rhein. 23) jetzt. 24) Wurzeln.

Es gibt bereits mehrere Sammlungen von Volksliedern, als.
Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Cl. Brentano.
Körners historische Volkslieder. Stuttgart 1840.
Görres altdeutsche Volks- und Meisterlieder.
Erlach Volkslieder der Deutschen. 5 Bände.
Auch ist zu vergleichen:
Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen von Talvj. Leipzig 1840.

Der Meistersang.

Außer dieser Volkspoesie erhob sich aber auch eine gelehrte, welche sie gleichsam mit dem Minnesang verbinden und die Kluft ausfüllen sollte, die sich seit den Kreuzzügen zwischen Volk und Adel eröffnet hatte. Eigentlich hätten wohl die Geistlichen, als Mittler zwischen Herrn und Unterthanen, dies Geschäft übernehmen und die Aufgabe lösen sollen; allein diese waren im Wohlleben so versunken und viel unwissender als im tiefsten Mittelalter des 8ten und 9ten Jahrhunderts, wo sie noch römische Classiker abschrieben und in lateinischer und deutscher Sprache, wie schon oben erzählt worden, manches kleine Werklein der Welt schenkten; jetzt mengten sich nur einzelne Bettelmönche unter das singende Volk. Auch die im 14ten und 15ten Jahrhundert errichteten Universitäten nahmen sich der Poesie nicht an, sondern beschäftigten sich mit einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit Dingen, die weder ihnen noch der Welt Nutzen brachten, — mit der scholastischen Philosophie, die sich in spitzfindigen Redensarten gefiel, und im Nebel herumirrte, indem sie sich den Anschein gab, tiefe Untersuchungen anzustellen. Mit Verachtung und Geringschätzung sahen diese Schulgelehrten nicht nur auf Volk und Volksdichter, ja selbst auf die Ritterpoesie herab, ohne sie zu kennen. Nur einige Männer sowohl höherer als niederer Stände traten nun auf, um sich der verwaisten Poesie anzunehmen. Aber auch sie waren von der herrschenden Afterweisheit angesteckt, griffen die Sache mit soviel Gelehrsamkeit

an, und nahmen sich nicht den rein poetischen und natürlichen Gottfried, sondern den zum Geheimnißvollen und Uebersinnlichen hinneigenden Wolfram und den didaktischen Thomasin zum Muster. Die sieben freien Künste, worunter man Grammatik, Dialektik oder Philosophie, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik begriff, spucken in den Werken dieser Dichter. Wir wollen nicht alle derselben von Trymberg bis auf Brand herzählen, sondern nur an einigen derselben die Poesie dieser Zeit kennen lernen.

Hugo von Trymberg, also genannt von seinem Geburtsorte, war Schulrektor zu Bamberg und lebte zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts. Er schrieb ein Lehrgedicht unter dem Titel Renner, von welchem er selber sagt:

> Renner ist dieß Buch genannt,
> Wanne es soll rennen durch die lant.

Es ist dies ein Gemengsel von Fabeln, Erzählungen, Schwänken und Sittensprüchen, in welchen zwar wenig poetischer Reiz, doch ein redlicher Wille, das Volk mit den biblischen Lehren bekannt zu machen, hervorleuchtet, und wirklich hat dieses Buch den deutschen Mittelstand trefflich auf die Reformation Luthers vorbereitet. Mit besonderer Neigung bearbeitete Hugo die Thierfabel, worin die Lehren der Weisheit gleichsam verkörpert durch handelnde und redende Thiere dargestellt werden. Sie fand um dieselbe Zeit einen trefflichen Bearbeiter in dem Prediger Mönche Ulrich Boner (vielleicht ein Berner). Dieser Mann war noch mehr als Hugo mit den römischen Schriftstellern vertraut, nach welchen er größtentheils die Fabeln seines Edelsteins (so nannte er sein Buch), gedichtet hat. Es ist dies unstreitig der feinste und zugleich einfachste Schriftsteller des 14ten Jahrhunderts, und seine Fabeln sind durch ihre treuherzige und naive Erzählung und den wahren poetischen Hauch Muster in dieser Gattung. Wir führen hier nur eine derselben, in's Neuhochdeutsche übertragen, an:

Der Affe.

Einmal ein Affe kam gerannt,
Wo er viel guter Nüsse fand.
Ihm war gesagt von ihrem Kern,
Er hätte ihn gegessen gern.

„Der Kern soll sein" sprach er „so gut,"
Drum griff er darnach wohlgemuth;
Biß in die bitt're Hülle drein;
Kommt an die Schale hart wie Stein.

Dumm, wie er war, spricht er sodann.
„Die führten mich gewaltig an;"
Und warf in seinem Affengrimm
Die Schale mit dem Kerne hin.

Dem Affen gleicht so mancher Mann,
Der, kommt ihm etwas bitter an,
Es wegwirft sammt der Süßigkeit,
Die ihm wär' worden mit der Zeit.

Mit welcher Bündigkeit wird hier erzählt und wie anschaulich zugleich, ohne alle störende Nebenbemerkungen und das versinnlichte Sprichwort, die Lehre ergibt sich von selbst und zeichnet sich ungemein vor den langweiligen, verwässerten Nutzanwendungen mancher späteren Fabeldichter aus. Der Edelstein ist nebst dem Renner das beliebteste Volksbuch der damaligen Zeit geworden, wie denn überhaupt die Thierfabel dem deutschen Volke zusagte, und wir werden noch am Schlusse dieses Abschnitts von einem größern Gedichte, Reineke, sprechen, welches gewiß schon um diese Zeit in den Niederlanden entstanden ist.

Zwei der merkwürdigsten Dichter dieser Zeit sind Frauenlob und Regenbogen, welche beide zu Anfang des 14ten Jahrhunderts lebten. Doktor Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, war Domherr zu Mainz, ein gelehrter Mann, welcher ohne poetisches Talent alle mystische und scholastische Weisheit in seinen Gedichten auskramt, so daß ihm nur selten ein einfaches Lied ge-

singt. Seinen Namen Frauenlob und daß ihn Frauen zu Grabe trugen (wie man erzählt), verdankt er seinem Streite mit Regenbogen, worin er das Wort Frau vor dem Worte Weib gepriesen; übrigens findet man in seinen Gedichten mehr schwülstige und verschrobene Vergötterung Mariens, der Mutter Jesu, als minnigliche Anklänge.

Ihm gerade gegenüber steht Barthel Regenbogen, seines Handwerks ein Schmied, wie er selber in folgenden Versen sagt:

> Ich Regenboge, ich war ein Schmied, auf hartem Anebos (Amboß)
> Gewann ich kümmerlich mein Brot, Armuth hat mich besessen.
> Doch konnt' ich's länger nicht ertragen und bald darauf
> Griff ich ein andres an, und fuhr nach Sanges Gier gar weit.
> Es hat mich sehr und viel gereut, daß ich es hab' gethan:
> Zwei weiße Händchen braucht ich nun, dazu ein müßig Leben;
> Doch seit mein Herz sich solcher Kunst ergeben,
> Laß' ich doch nimmermehr davon.

Dies war ein Mann mit schlichtem und einfältigem Sinn, in dessen rohen Versen sich zwar der schwere Hammer, aber auch zugleich das innigste und wärmste Gemüth verrathen, so daß ihm innerer Beruf zur Dichtkunst nicht abzusprechen ist. Dieser Mann, von dem vornehmern Frauenlob mit Geringschätzung behandelt, hatte nun immerwährenden Streit mit demselben. In den wenigen Gedichten dieser Art, die auf uns gekommen sind, verliert der gute Man freilich seinen natürlichen, herzlichen Ton, doch biedersinnig, wie er ist, versöhnt er sich in seinem Schwanengesang mit Frauenlob und bittet die Jungfrau Maria in Frauenlobs Tone, ihm zum Himmelreich zu helfen, wo er viel liebe Gäste und auch Meister Frauenlob zu finden hoffte.

Gleich Regenbogen gab es allenthalben nun unter den Handwerkern deutscher Städte Dichter und Sänger, seitdem Wohlstand und Bildung von dem Adel auf das Bürgerthum übergegangen war. Unter allen Städten Deutschlands blühten aber damals am meisten Nürnberg und Augsburg, und nächst diesen Mainz, Straßburg, Ulm u. a., in welchen nun in der Behaglichkeit eines reichen, bürgerlichen Erwerbes auch der Trieb nach allerlei Kenntniß



und Aufklärung sich regte; denn das zeigt den tüchtigen Charakter der Deutschen, daß sie die erworbenen Schätze nicht verpraßten, sondern zufrieden mit dem Nothdürftigsten, wie in der Armuth lebten und aber ihre Städte durch herrliche Gebäude verschönerten, und früher als Kaiser und Fürsten daran dachten, Schulen zu gründen, die dem Volke besser dienten, als die bisherigen Klosterschulen und selbst die Universitäten. Lesen und Schreiben war nun bald allgemein bei diesen Leuten, und sie lasen fleißiger in Büchern, als Herren und Geistliche. Wären nur die handschriftlichen Bücher in größerer Anzahl vorhanden gewesen, denn noch war die Buchdruckerkunst nicht erfunden, und man hatte außer dem Thomasin, dem Renner und Edelstein, dem Freidank, Winsbecke und einigen anderen Lehrgedichten und Legenden nur wenig und am häufigsten wurde die Bibel gelesen, welche schon damals in deutschen Uebersetzungen vorhanden war. So scheint es, daß sich schon zu Ende des 14ten Jahrhunderts solche bürgerliche Dichter erhoben, und weil sie weder von Fürsten noch von dem Adel Begünstigung zu hoffen hatten, so vereinigten sie sich in engern Gesellschaften, welche nach den Mustern der Zünfte eingerichtet wurden und Meister und Gesellen zählten und also in sich selbst abgeschlossen die Dichtkunst in den Feierstunden als Erholung von ihrer schweren Arbeit übten. Einen Vorzug bekam diese neue Dichterschule vor dem Minnesang, daß sie durch ihre Abgeschlossenheit auf sich selbst gewiesen blieb, und also freier und von keiner Hofgunst abhängig war; denn der Meistersänger heischte weder Gunst, noch Lohn von irgend einem Gönner, ihm war der Beifall seiner Mitmeister über allen Lohn. Und so ist auch hier der Grund zu unserer unabhängigen Poesie gelegt worden, die so selten von Fürsten gepflegt wurde und (wie Gervinus sagt) in der sorglichen Uebung eines schönen Geschäftes eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf.

Es ist rührend zu lesen, mit welcher Sorgfalt die Meister Lehrlinge in der Sängerkunst unterrichteten, mit welcher Treue dann diese an ihnen hingen und ihr Lebelang es nicht vergaßen, von ihnen eine Kunst gelernt zu haben, die ihnen zwar nichts eintrug, die aber stille Freudigkeit in ihr einförmiges Werkeltagtreiben

brachte und ihren Gesinnungen einen gewissen Adel mittheilte, der unter Broderwerb und gemeiner Handthierung nicht so leicht aufkommen kann.

Es ist nun schon erwiesen, daß es eine fromme Sage sei, wie schon Kaiser Otto I. die Meistersänger gegen Papst Leo VIII., der sie der Ketzerei beschuldigte, in Schutz genommen habe; damals war allerdings das deutsche Bürgerthum noch nicht so aufgeklärt; allein im 14. Jahrhundert gab es schon Meistergesang zu Mainz, Straßburg, Kolmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau und Prag und im 15. zu Nürnberg und Augsburg. Die eigentliche Blüthe des Meistergesangs fällt aber in das 16. Jahrhundert, wo durch die Buchdruckerei und durch die Reformation die Ausbildung des Bürgerstandes so sehr befördert wurde. Von Kaiser Karl IV. bekamen diese Meistergenossenschaften einen Freiheitsbrief und ein eigenes Wappen, so daß sie unangefochten und ungestört ihre Kunst ausüben konnten. Die Versammlungen hielten sie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen nach geendetem Nachmittagsgottesdienste in den Kirchen oder auch in Wirthshäusern. Da saßen nun auf einem, mit Vorhängen umzogenen, Gerüste die Merker oder Vorsteher und den Anfang machte jedesmal das Freisingen, wo jeder, auch ein Fremder, jedoch ohne Wettstreit und ohne Belohnung, singen durfte. Darauf folgte ein Choral von allen Meistern, welcher das Hauptsingen gleichsam anführte. In dem Hauptsingen traten nun die Singschüler nach einander auf und sangen um die Wette, die Merker aber gaben Acht, ob die Regeln des Meistersangs genau beobachtet worden, und vertheilten sodann die Preise, welche in silbernen Ketten und Münzen und in einem Kranze von seidenen Blumen bestanden; wer aber eine neue Melodie erfunden, wurde zum Meister erhoben. Die Regeln des Meistersangs waren in der sogenannten Tabulatur enthalten und betrafen größtentheils den Reim und die Sylbenzahl der Verse. Da wurde es denn zum Fehler angerechnet, wenn man von der hochdeutschen Mundart abwich; wenn man ein Wort um eine Sylbe abkürzte oder am Ende des Verses theilte, wenn man des Reimes wegen ein Wort verlängerte und z. B. statt Kind, Kinde sagte; wenn man zwei Sylben oder Wörter zusammenzog z. B. stahn statt stehen. Andere Regeln be-

zogen sich auf den Gesang und Vortrag; so durfte man z. B. nicht stutzen oder zucken d. h. ohne Noth beim Absingen pausiren, nicht zwei Verse in einem Athem hersagen, weder zu hoch noch zu niedrig singen und auch nicht von der angefangenen Melodie abweichen. Die verschiedenen Versarten, die sie hatten, bekamen ihre eigenen Benennungen, die meist sehr komisch klingen z. B. die fröhliche Studentenweis, die Schneckenweis, die Eliusposaunenweis, die schwarze Dintenweis, die verschlossene Helmweis, des Kupldinis Handbogenweis, Apollinis Harfenweis, die Geiblöwenhautweis, u. s. w. Auch auf den Inhalt wurde gesehen, und beim Hauptsingen durfte kein anderer, als ein biblischer sein. Verpönt waren alle sogenannte falsche und blinde Meinungen; unter den falschen verstand man allerlei abergläubische, schwärmerische Lehren, unzüchtige Bilder und Ausdrücke, unter blinden aber jeden undeutlichen Gedanken. In der Reformationszeit kamen auch papistische Meinungen vor, unter denen Alles begriffen war, was den lutherischen Glaubensbegriffen widersprach.

Nicht zu läugnen ist freilich, daß unter den Händen dieser Meister die Poesie zur schalen Reimerei herabsank; denn die Minnesinger kannten sie nicht und auf die Volkssänger sahen sie ihres ausgelassenen Tones wegen mit Verachtung herab. So vermissen wir bei den Meistersängern die freie Herzensergießung, Leichtigkeit und Anmuth und alles poetische Leben. Am meisten schadete dem Meistersange das eifrige Haschen nach Gelehrsamkeit, wie selbst der ehrliche Regenbogen singt:

„Meines Singens willen häng ich aus einen Rosenkranz,
Die Sylben und Reime machen seine Blätter ganz.
Wer weise Wort singt und auch der Töne Schanz
(Change, Abwechselung.)
Und mir den Kranz gewinnt, den Meister will ich kennen;
Philosophie das Kränzlein thut machen,
Mit ihr die Musik und Geometrei,
Auch Rhetorika wohnt dem edlen Sange bei,
Nebst der Logika und der hohen Astronomei.
Bleibt mir der Rosenkranz, so will ich lachen.“

Jemehr die Meistersänger von den Gelehrten verspottet wurden, desto mehr bemühten sie sich, es ihnen an verschrobener Schulweisheit gleich zu machen, hielten aber eben, um nicht verlacht zu werden, ihre Tabulatur geheim; und so entstand in dieser zunftmäßigen Geheimthuerei ein unerquickliches Gemengsel von Uebertreibungen und Grübeleien, und ist es auch zu bewundern, wenn die Leinweber, Schuster und Gerber bei ihrem mühseligen Tagewerke andere als gemeine und abgeschmackte Gleichnisse ausheckten, da sich Geistliche und Gelehrte zu vornehm dünkten, ihnen zu einem reinern Geschmacke und richtigern Denken Anleitung zu geben? Indessen bleibt diesen Ehrenmännern doch der Ruhm, zur Ausbildung der hochdeutschen Sprache mehr beigetragen zu haben, als die deutschen Universitäten, und es ist ein weit edleres Bild, diese Zünftler von König David singen zu hören an Sonn- und Feiertagen, als die unsrigen Karten spielen oder zechen. Es war überhaupt im 14 u. 15. Jahrhundert bei den Städtern eine schöne, poetische Zeit, wie Gervinus so trefflich sagt:

„Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit darum nicht beneiden, da man bei uns Alles der Art geflissentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, diese barocken geistlichen Feste, die tollen Bachanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden jenen alten mit ihren Inconvenienzen vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Persiflirung des Mysteriosen und Heiligen, die sittsamen, ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonst verbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten,

als, wie unsere Gesetze thun, jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen."

Nicht in Wort und Gesang also, in That und Leben zeigte sich um diese Zeit das Poetische. Denn nur im grauen Mittelalter war alles Volk hörlustig und lebte gerne in der Vergangenheit, deren Sagen es sich vorsingen ließ. Darauf kam der zarte Minnesang, der über die Grenzen dieser Welt, und in die Zukunft schweifte. Jetzt im 14. u. 15. Jahrhundert lebte ein derberes Geschlecht, das die Vergangenheit ruhen ließ, und sich um die Zukunft wenig bekümmerte, sondern nur in der Gegenwart genießen und schauen wollte. Daher überall Bilder, so geschmacklos und schlecht sie auch gemalt waren, Bilder in den Büchern, Bilder an den Häusern und es galt von diesem Geschlechte, was Thomasin sagt: „Die Bilder sind für den Bauer, der die Schrift nicht versteht." Bald genügten aber auch diese Bilder nicht mehr und man stellte lebendige Gemälde d. h. Schauspiele dar. Dieß waren zuerst Prozessionen und alle geistlichen Feste, zu denen der Clerus gerne Anlaß gab, vor allem die Osterspiele. So entstand das deutsche Drama; Mönche und ihre Schüler, Bürger und Handwerker aller Art spielten zuerst in Klöstern und in Privathäusern, dann endlich sogar für Geld in Wirthshäusern. Im Jahre 1322 führten die Predigermönche in Eisenach ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen auf, und wir besitzen eine Handschrift von einem Spiel der heiligen Dorothea, welches im Jahre 1412 in Bautzen aufgeführt wurde. Bald nehmen sich auch einige Meistersänger dieser Gattung an; der Wappenmaler von Nürnberg Hans Rosenplüt und der Wormser Barbier Hans Folz, der neben seiner Badestube eine Druckerei hatte, in welcher er seine eigenen Werke druckte, haben viele Fastnachtspiele und dramatische Schwänke geschrieben, die auch öffentlich aufgeführt wurden. Es sind dies freilich gar erbärmliche Versuche und eigentlich nur dialogisirte Erzählungen oder vielmehr Alltagsgeschichten, wo z. B. ein Bauer zum Apotheker kommt, eine Bäuerin Linsen und andere Früchte feil bietet, also Jahrmarktscenen, vorzüglich aber Prozesse, wo Kläger, Richter und Sachwalter sich herumzankten. Von keinem Knoten und keiner Intrgue ist da die

Rede, die Witze selbst ziemlich schal, Zoten und Grobheiten ohne Ende. Im Ganzen aber war es jedoch ein Fortschritt der dramatischen Kunst, weil diese Spiele nicht aus Büchern und eingelernten Legenden, sondern aus den unmittelbarsten Anlässen des Lebens genommen waren und also auch kräftiger auf Zuschauer und Zuhörer einwirkten, wobei nun freilich die darstellenden Personen das Meiste thaten. Einen bessern Geschmack bereiteten sodann die Uebersetzungen des Terenz vor und ein großer Gelehrter, Johann Reuchlin, übernahm es, nach dem Muster dieses römischen Dichters ein lateinisches Schauspiel mit durchaus deutschem Stoff zu schreiben, welches auch im Jahre 1497 zu Heidelberg im Hause des Kämmerers von Dalberg aufgeführt wurde.

Handschriften der Meistersänger gibt es mehrere, besonders in den Bibliotheken von Jena und Heidelberg; eine befindet sich auch auf der Schusterzunft zu Kolmar und gewiß wird es mehrere derselben bei den Zünften deutscher Städte geben. In Druck sind nur einzelne und zerstreut, meist in literarhistorischen Werken erschienen. Wollen wir die vorzüglichsten Meistersänger namhaft machen, so sind es etwa: Heinrich von Mügelin, Muscatblüt, der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn und Kunz Schneider, Hans Folz, Michael Beheim und Sixt Buchsbaum.

Satyre.

Aber das Schauspiel lenkte eben so wie der Meistersang immer mehr von der eigentlichen Poesie ab, und der Weg zur Prosa und schlichten Sprache des Verstandes war eröffnet. Dieß geschah noch mehr durch die Satyre, welche das ganze 15. u. 16. Jahrhundert hindurch die fruchtbarsten Geister der Nation beschäftigte und von dem Volke mit Jubel ergriffen und aufgenommen wurde. Flögel sagt im 3. Bande seiner Geschichte der komischen Literatur: „Die Satyre zeigt sich zu keiner Zeit mehr, als wenn durch

wichtige Revolutionen im Staat und in der Kirche die Geister in eine allgemeine Gährung gerathen und wenn Abänderung alter Meinungen und Sitten bevorsteht. Dann ergreift der Satyr seine Geisel und stürzt alte Götzen, die man vorher angebetet hatte, vom Throne in den Koth."

So erhob sich denn die deutsche Satyre gegen die Hauptlaster der Zeit, gegen unweise Regierung, Rohheit des Ritterstandes, Weltlichkeit des Clerus, Pedanterie der Gelehrten, Grobheit der untern Stände, Völlerei u. s. w. Bald waren es Fastenprediger, bald Hofnarren, bald Volksschriftsteller, welche sich mit dieser Satyre beschäftigten. Schon im 13. Jahrhundert eiferte der Dominikaner Johann Tauler in Straßburg wider das unfruchtbare Christenthum der Schultheologen, die den Glauben im Munde führen und die Liebe, ohne welche der Glaube nichts fromme, nicht kennen. Er war wie die besten Prediger seiner Zeit aus der Schule der Mystiker, welche anfangs einen entschiedenen Hang zur Beschaulichkeit und Weltverachtung zeigten, dann aber, als ihre Lehre ketzerisch verdammt wurde, sich ausschließlich auf das Moralische zurückzogen, so daß sie in dieser Richtung der Reformation vorarbeiteten. Taulers Predigten sind auch in dieser Hinsicht heilsam gewesen, daß durch sie zuerst die deutsche Prosa gegründet und der geistlichen Beredtsamkeit der Weg gezeigt wurde, wie sie das Volk zu einer höhern Bildung anleiten könne. Wir werden sehen, wie zu Ende des 15. Jahrhunderts die Bettelmönche, Franziskaner und Dominikaner, die es meist mit dem Volke hielten, mit der Mystik die Satyre verbanden, womit sie vor allen die Laster der hohen Geistlichkeit geiselten.

Mehr durch Späße, als durch die Schrift satyrisirten die Hofnarren, die seit Kaiser Rudolph von Habsburg mit Schellenkappe und Fuchsschwanz an allen Höfen ihr Wesen trieben und lachlustigen Fürsten zum Vergnügen Paffen und Hofleute neckten und wohl auch zuweilen den Fürsten selbst einen Klaps versetzten. Solch ein Lustigmacher war auch Wigand von Theben, Pfarrer von Kahlenberg, von welchem man in Prosa und in Reimen die lustigsten aber auch gemeinsten Schwänke geschrieben hat. Dieser Mann lebte zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter der

Regierung Otto des Fröhlichen, Herzogs von Steiermark, der ein Liebhaber lustiger Leute war, wie denn überhaupt der derbe Spaß und die Lachlust, freilich oft zum Nachtheil der Sittlichkeit und der edlen Gesinnung, in Oestreich ihre Heimath hat. Wigand war ein Wiener Student, der sich auf folgende Weise bei dem Herzog Otto einführte. Auf dem Fischmarkte zu Wien wurde einst ein Fisch von ungeheurer Größe von einer Menge Leute angestaunt, der aber so theuer war, daß ihn Niemand kaufen wollte. Wigand wußte einen bekannten Bürger, der ihn seiner Lustigkeit wegen liebte, zu bewegen, daß er ihm Geld lieh, den Fisch zu kaufen, weil er ihn dem Herzog Otto schenken wolle. Darauf begab er sich wirklich auf die Burg, wo ihn aber der Thürhüter nicht einlassen wollte, außer er verspreche ihm die Hälfte von dem zu geben, was ihm der Fürst schenken würde. Der Student versprach es, wurde vorgelassen und wohl aufgenommen, so daß er sich eine Gnade ausbitten durfte. Er bat sich aus, daß ihn der Fürst durch zwei handfeste Kerle solle tüchtig abprügeln lassen. Der Fürst wollte anfänglich nicht dreinwilligen, doch ließ er es endlich mit Lachen geschehen, fragte ihn aber nach empfangener Gnade um die Ursache seiner seltsamen Bitte, und als er diese hörte, ließ er dem lustigen Schwanke seinen Gang und der Thürhüter bekam die Hälfte des Preises in vollem Maße. Nun aber fragte der belustigte Fürst den Studenten, wer er wäre und was er eigentlich bei ihm suchen wolle? Wigand nannte sich und sagte, daß er gern Priester werden wolle. Der Herzog versprach ihm die erste ledige Pfarrstelle und eben erhielt er Nachricht, daß der Pfarrer zu Kahlenberg gestorben wäre, welche Pfründe er sogleich dem lustigen Vogel ertheilte. Wigand zog nun nach Kahlenberg und predigte seiner Gemeinde also:

Ihr lieben Kinder, ehrt Gottes Tempel,
Mit eurem Opfer und auch Steur,
Daß ihr nicht kommt in's hellische Feur,
Und hett' dort immer ewig Müh',
So theilt mit mir nur Schaf und Küh,
Beide euer Guth, Kind und Weib,
Ich muß versorgen Seel und Leib,

Dort bei Gott an dem jüngsten Tag,
Schaut, da muß ich auch stehn zu Klag,
So ich da nicht wüst alles zu Zahl,
Die Rechnung brächte mir den Fall.

Wir können nun nicht alle die meist unsaubern Schwänke des Pfarrers von Kahlenberg anführen, nur einen wollen wir hersetzen, wie die Herzogin Elisabeth von Baiern ihn besuchte und er ihr die Stube, weil es eben kalt war, mit den zwölf hölzernen Aposteln, die er in der Kirche stehen hatte, heizte. Da heißt es denn in seiner Lebensbeschreibung:

Einen hatt er übersehen noch,
Der stund dort in Einfeltigkeit,
Demselben thet es darnach Leid,
Er nahm ihn da bei seinem Haar,
Gar jämmerlich trug er ihn dar,
Du mußt bei deinen Gesellen liegen,
Und hettst du noch so lang geschwiegen,
Er warf ihn nieder auf die Erd,
Daß sich erschüttert Ofen und Herd.

Die Herzogin wunderte sich über das gräuliche Gepolter und schickte einen von ihrem Gefolge hinaus, um zu sehen, was vorginge; dieser verkündigte ihr das schreckliche Auto da Fe, welches mit den Aposteln in der Küche gespielt wurde. Sie guckte drauf selbst durch ein Löchlein in der Thüre, da der Pfarrer eben den Apostel Jakobus anpackte:

Es zukt Sanct Jakobs Bild herfür,
Er sprach: ich muß dich nun verbrennen,
Gar wohl so kann ich dich erkennen,
Du wollest mich nicht länger reitzen,
Dich hilft auch hie gar nicht dein spreitzen,
Bück' dich, Jäckel, du mußt in Ofen,
Wärest Bapst ob allen Bischofen.

Die Fürstin konnte nicht länger schweigen und sagte: Pfaff, bist du närrisch, daß du die Heiligen Gottes also verbrennst? Er sagte, gnädige Frau, es waren nicht Gottes Knechte, sondern bloß

blinde Götzen. Ich hatte ein Gesicht im Traum, wo mir das befohlen und zugleich versprochen ward, daß Eure Gnaden neue Bilder würden machen lassen. Die Herzogin ließ wirklich neue, versteht sich, bessere Bilder machen und bezahlte oben drein die schlechte Bewirthung fürstlich.

Wie solche Geschichten den Priesterstand herabwürdigen, aber auch zugleich bei Denkenden gerechten Unwillen und ein ernstes Verlangen nach der Kirchenverbesserung erregt haben, fällt in die Augen. Von mehrern Hofnarren und Lustigmachern kann man nachlesen in der Geschichte der Hofnarren von Flögel. Einer der berüchtigsten Volksnarren und gleichsam der Repräsentant der fahrenden Leute war Till Eulenspiegel. Zwar bezweifeln einige, daß wirklich je ein solcher gelebt habe, die zahllosen Lebensbeschreibungen desselben in Versen und in Prosa zeigen aber einen vierschrötigen Bauernwitz, der ganz im Geschmacke des gemeinen Volkes und dem Leben unmittelbar entnommen sei. Nächst Eulenspiegel erschien, sobald die Buchdruckerei erfunden war, eine Fluth von Volksbüchern, die gewiß schon lange dem gemeinen Manne bekannt und zum Theil auch niedergeschrieben waren. Meist sind sie in Prosa geschrieben, und so sehen wir die Sage vom gehörnten Siegfrid, von Fortunatus, von den vier Haimonskindern, von der heiligen Genovefa, von König Eginhart in Böhmen, von Herzog Ernst in Baiern und Oestreich, von Kaiser Octavianus, von der geduldigen Helena, von der edlen Melusina sich in Prosa auflösen, wo denn freilich viel von der ursprünglichen Schönheit verloren ging. Ganz eigentliche Volksbücher waren das vom Finkenritter, der dritthalbhundert Jahre, ehe er geboren war, viel Land durchwandert; in unsern Tagen sind daraus die Reiseabenteuer Münchhausens entstanden; dann das Lalenbuch oder die Schildbürger, die Historie von den sieben Schwaben, von dem schlesischen Kobold Rübezahl, von unberichtsamen Menschen Markolfus und König Salomo, vom ewigen Juden u. s. w. Auch gab es allerlei Kalender, Wetter- und Traumbüchlein, ferner allerlei Handwerksbüchlein für Zimmerleute, Müller, Kürschner u. s. w., abenteuer-

liche Reisebeschreibungen, unter vielem Abgeschmackten und Albernen auch manches echte Korn von Mutterwitz und Hausverstand, was dann zu einer schönen Saat der Volksaufklärung gedieh. Unter den Legenden zeichnet sich besonders das aus den lateinischen und italienischen übersetzte Kinderbuch Jesu Christi aus. Es ist freilich als eine erdichtete Geschichte ausgeschlossen aus den heiligen Büchern unserer deutschen Kirche, allein die Dichtung ist kindlich lieb, so fromm und zart, daß es im Sinne der alten Griechen Religion und Poesie verbindend, von unnennbarem Gewinn für Volksbildung sein mußte. Wir führen mit den Worten unsers Görres nur eine Erzählung aus diesem Buche an, wie folgt:

Als eines Tages die Kinder mit Jesu zum Thore hinaus auf's Feld gehen wollten, so kamen sie auf einen Platz, da man Lelmen gegraben hatte und Jesus setzte sich auf denselben Platz nieder und nahm mit seinen Händen von dem Leimen, und machte kleine Vögel daraus, so wie sie auf dem Felde fliegen. Da die andern Kinder sahen, daß Jesus solche schöne, kleine Vögel gemacht hatte, so freueten sie sich darüber, und wollten auch solche Vögel nachmachen. Während der Zeit kam ein alter Jude, der sahe, daß sie mit einander scherzten und spielten, und er strafte sie und sprach: „Ihr halt't den Sabbath nicht heilig, ihr seid Teufelskinder, ihr entheiligt den Sabbath, ihr erzürnet Gott"; er sagte auch zu dem Kinde Jesus: „Du bist Schuld daran, die andern Kinder machen es dir nach, ihr gehet alle verloren." Jesus antwortete: „Gott weiß es am Besten, ob du oder wir den Sabbath am besten heiligen, du darfst mich nicht beurtheilen." Der alte Jude wurde bös und wollte sich auf der Stelle an dem Kinde Jesus rächen; er ging hinzu, und wollte auf die Vögel treten, die das Kind gemacht hatte: alsbald klopfte Jesus in die Hände, als wenn er die Vögel erschrecken wollte, da wurden sie lebendig und flogen auf gen Himmel, wie andere Vögel; der alte Jude mußte sie auch lassen fliegen.

Durch diese prosaischen Werke wurde nun der Grund gelegt zu den Romanen, die bis auf heutigen Tag bei dem deutschen Volke die Stelle des alten Epos einnehmen und eben durch ihren in's Breite gesponnenen Inhalt immer mehr von der gehaltvollen und tief eingreifenden Poesie abführen.

Bei dem Lehrgedichte erhielt sich noch in dieser Zeit die poetische Form und ausgezeichnet ist vorzüglich darin Sebastian Brand, welcher vom Jahre 1458 bis 1521 lebte und zu Straßburg Lehrer an der Hochschule, auch kaiserlicher Rath und endlich Kanzler daselbst war. Unter seinen vielen Schriften ist am berühmtesten das satyrische Lehrgedicht unter dem Titel: das Narrenschiff, oder das Schiff aus Narragonien. Ein Narr ist ihm nämlich derjenige, der seine Menschenwürde herabsetzt, und so eifert er überhaupt gegen den Zeitgeist, der sich in schrankenloser Flegelei und Unflätigkeiten aller Art eben so gefällt, wie im Unglauben, Verachtung der Religion und der Sittlichkeit und einer allgemeinen Frechheit, die allen göttlichen und menschlichen Gesetzen spottet.

Daß Brand über seine Zeit erhaben ist, kommt von seiner Gelehrsamkeit; daß er aber, obwohl er selbst zu den höhern Ständen gehört, den Volkston anstimmt, dankt er seiner echtdeutschen Natur, die ihn vor Eigendünkel und Stolz der vornehmen Welt, wie vor Verschrobenheit der Schule bewahrte. Sein Beispiel lehrt, was ein Gelehrter und ein Mann von hoher Stellung nützen könne, wenn er sein Pfund zweckmäßig wuchern lasse und des Volkes nicht vergesse, aus dem er entsprossen ist; denn Aufklärung und wahres Völkerglück kommt nur von oben und die da oben sind, sollten wissen, wozu ihnen die Vorsehung Einsicht und Würden gegeben. Mit edlem Eifer führt Brand überall zur Menschenwürde zurück und nennt die Laster Thorheiten, die den Menschen herabwürdigen, und gleich den alten Griechen heischt er Selbsterkenntniß und führt uns die Beispiele großer Männer aus dem Alterthume vor, die alle gesunde Seelen in gesunden Körpern hatten, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates, die glückliche Armuth des Fabricius, die echte Weisheit des Plato, die Treue der Penelope, die Keuschheit der Lucretia. So ist sein ganzes Lehrgedicht voll Beziehungen auf das Alterthum und verräth einen Geist, der mit dem gesunden Marke desselben genährt ist. Darum zieht er sowohl gegen den Mißbrauch der Gelehrsamkeit, als gegen die Unwissenheit des Clerus los, und bei ihm kann man recht sehen, welchen großen Antheil die Bekanntschaft mit Griechen und Römern an der Wiederherstellung der Wissenschaften und der Reinigung des Christenthums, die sich um diese Zeit in Deutsch-

land vorbereitete, gehabt habe. Als Beispiel setzen wir nun gleich den ersten Narren her; wir können aus dem einen Stücke wenigstens Art und Weise und die damalige Schriftsprache kennen lernen.

Der erst Narr.

Den Vortantz muß ich heben an,
Denn ich vnnütz viel Bücher han,
Die ich nicht liß, auch nicht verstahn.

Von vnnützen Büchern.

Das ich sitz vornan in dem Schiff,
Das hat wahrlich einen sondern griff.
On vrsach ist das nicht gethan,
Auff mein Liberey ich mich verlan.
Von Büchern hab ich grossen hort,
Versteh doch drinn gar wenig wort.
Vnd halt sie dennocht in den ehren,
Das ich jn wil der fliegen wehren.
Wo man von künsten reden thut,
Sprich ich, daheim hab ich's fast gut.
Damit laß ich benügen mich,
Das ich vil Bücher vor mir sich.
Der König Ptolemeus b'stelt,
Das er all Bücher het der Welt.
Vnd hielt das für ein grossen Schatz,
Doch het er nicht das recht Gesatz.
Noch kundt darauß berichten sich,
Ich hab vil Bücher das weiß ich,
Vnd liß doch gantz wenig darinn,
Warumb wolt ich brechen mein sinn,
Vnd mit der Lehr mich bekümmern fast,
Wer vil studiert, wirt ein Fantast,
Ich mag doch sunst wol sein ein Herr,
Vnd lohnen eim der für mich lehr.
Ob ich schon hab ein groben sinn,
Doch so ich bei den gelehrten bin,
So kann ich Ita sprechen jo,
Des Teutschen Orden bin ich fro.
Denn ich gar wenig kan Latein,
Ich weiß das Vinum heißet Wein,
Gucklus ein Gauch, Stultus ein Tor,
Vnd daß ich heiß Domine Doctor.

Die Ohren sind verborgen mir,
Man seh sonst bald eins Müllers Thier.

Dieses Lehrgedicht fand bald allgemeinen Beifall, ja ein Franziskaner Johann Gayler von Kaisersberg hielt über dasselbe zu Straßburg hundert zehn Predigten, die ihrer Naivität, kräftigen und kühnen Sprache wegen wahre Muster deutscher Prosa und fruchtbringender Volksreden sind. Auch läßt sich daraus entnehmen, welche Freiheit damals in der Kirche geherrscht habe. Was würde man heut zu Tage sagen, wenn ein Prediger etwa über den Schutt von A. Grün oder L. Schäfers Laienbrevier predigen wollte? —

Nächst dem Narrenschiffe ist das Thierepos, Reineke der Fuchs, allerdings das wichtigste und beste, ja es übertrifft an poetischem Werth Alles, was in dem Zeitalter des Meistersangs geschrieben worden. Der Verfasser desselben ist unbekannt, vermuthlich stammt es aus Frankreich oder den Niederlanden und ist erst im 15ten Jahrhundert in seiner jetzigen Gestalt und zwar in niederdeutscher oder plattdeutscher Mundart zu uns gekommen. Sei nun Heinrich von Alkmar, ein Holländer, oder Nikolaus Baumann, ein Niedersachse, oder, was wahrscheinlich ist, ganz ein anderer Unbekannter der Verfasser; zuerst erschien dieses Werk 1498 in Lübeck und ist hernach in verschiedenen deutschen Mundarten umgearbeitet worden. Es stellt sich aber dieses Thiergedicht geradezu als Parodie dem Ritterepos gegenüber, indem es die menschliche Natur auf eine burleske Weise in's Thierische herabsetzt, während jenes sie um eine Stufe zu hoch, zum Heroischen emporhebt. In dieser närrischen Gestalt ist es aber von großer Bedeutung, indem es im Thierreiche, wo der Löwe König ist, ein Gemälde des Weltlaufs darstellt, wie er beschaffen ist, wie die Menschheit, nur von thierischen Trieben gelenkt, nicht mehr der Vernunft folgt und keine höhern Bedürfnisse als Befriedigung der Sinnlichkeit hat. Da wird nun der Löwe (Nobel) als König dargestellt, dessen Vasallen, Hofleute und Geistliche die übrigen Thiere sind, welche alle unter neuen Namen erscheinen; so heißt der Wolf Isegrimm, der Bär Braun, der Dachs Grimbart, der Kater Hinze, der Bock Bellyn, der Hase Lamp, der Hahn Henning, die Henne Kratepfot u. s. w. Die Hauptrolle spielt aber Reineke der Fuchs, der sich aller

Ungerechtigkeiten und Schandthaten erfrecht, öfter angeklagt und verurtheilt sich immer wieder durch Lug und Trug heraushilft und zum Schlusse von dem getäuschten Löwen mit Ehren und Gnadenbezeugungen überhäuft wird. Sei nun dieß eine Satyre auf den Hof eines Herzogs von Lothringen im 9ten und 10ten Jahrhundert, wie einige meinen, das lassen wir hingestellt sein, aber die trostlose Lehre liegt in dem ganzen Gedichte, welche in Schillers Worten des Wahns wieder in neuester Zeit ausgesprochen wurde:

„Dem Schlechten,
Nicht dem Guten gehöret die Erde!"

Freilich mußte eine solche gottlose Weltbibel, wie sie Göthe nennt, gewissen Geistern, welche lieber den Menschen schon hier auf Erden einen Himmel zeigen möchten, damit ihnen selbst die Erde bleibe, und die Geschichte nach Ideen der schönsten Harmonie konstruiren, als freche Ketzerei höchst mißfallen; die es aber mit der Menschheit gut meinen, die scheuen sich nicht den bösen Feind in seiner ganzen Stärke zu zeigen, damit sich die Guten nicht in Sicherheit einlullen, sondern zu dem Kampf auf Tod und Leben rüsten mögen.

Es hat also dieses Gedicht mehr als alle Lehrgedichte dieser Zeit die bevorstehende Reformation und ihren Geist bezeichnet und zwar ohne sich auf die Gebrechen und Zustände des damaligen Lebens geradezu und unmittelbar zu beziehen, sondern in einem rein poetischen Spiele und einer volksthümlichen Einfalt, die am wenigsten ein ernsthaftes Ziel verräth, wodurch dann die Wirkung auf das gesammte deutsche Volk desto größer war.

Man kann die Schönheit und Trefflichkeit des Gedichtes freilich nur aus dem Ganzen recht beurtheilen, wo sich denn auch manches, ja vieles Derbe und Unflätige seiner Zeit angehörige eher verliert, als wenn es nur stückweise herausgehoben wird; dennoch wollen wir ein Kapitel desselben in den zwei ältesten Ausgaben von Alkmar und Baumann hersetzen, unsere Leser aber auf die treffliche Umarbeitung der Neuern: Soltau, Marbach u. a. besonders aber auf Göthe hinweisen, der den alten Reineke unserer Zeit in einer

verfeinerten Art so meisterhaft vorführte, ohne die alte Einfalt und den volksthümlichen Humor wegzuwischen.

Das achte Capitel

nach der Ausgabe von Alkmar.

Wie Reinike den Beren fuort, da er honig essen solte, das ihm gar vbel bekam, denn Reinicke betrug ihn, das er gefangen ward.

Do nun der abend war gekommen,
Vnd Reinicken das hat vernomen,
Das Rustefeil derselbig bawr,
Zuo Bett war gangen in die schawr,
Der Rustefeil berhuomet gar
Ein Zimmerman von künsten war,
Der hat vor seinem hoff ein rawm,
Darauff so lag ein grosser bawm,
Ein grosse dicke Eych es war,
Die war noch nicht gespaltet gar,
Denn fornen stund er etwas auff,
Und hinden steckten keil darauff,
Damit er auff getrieben was,
Reinicke der Fuochß bald merckt das,
Sprach Bruno, lieber Ohem mein,
Wolt es euch nicht verdrießlich sein,
So kommet her vnd thut es baldt,
Allhie in dieses bawmes spalt
Ist honigs mehr denn ihr mir gleubt,
Steckt nur hinein wol tieff ewr heupt.
Nempt nicht zuouiel das rath ich euch,
Euch möcht sunst werden wee im bauch.
Ich bitt des seiet wol bericht,
Braun sprach: Herr Ohem sorget nicht.
Halt ihr so geitzig meinen muoth?
Masß ist in allen Dingen gut.
Also ließ sich der Behr bethoren,
Vnd kroch hinein biß vber die ohren,
Die forder füß auch zu der fart,
Der Fuochß sich arbeit do gar hart,
Die keil er aus dem baum bald brach,
Do kam Braun in groß vngemach,
Er lag gefangen in der Eichen,
Ihn halff kein schelten oder schmeicheln
Er pflag zu sein sehr starck vnd khün,
Aber hie hat er gnuog zuthun.

Also bracht Reinicken den Ohem sein,
Mit falschheit zuo gefengnis ein.
Er gund zu heulen vnd zu kratzen,
Gar fast mit seinen hindertatzen.
Vnd macht ein solchen grossen strauß,
Das Rustefeil bald lieff herauff,
Weiß nicht was er bey sich gedacht,
Ein scharffes beil er mit sich bracht,
Ob es ihm leicht von nöten wer,
Der Behr lag dort in engsten schwer,
Die klufft des baums ihn also knepff,
Er brach sich vnnd zohe das er pfeiff.
Noch mocht er nicht werden erlost,
Das er sich seines leibes getrost.
Er hat sich gantz getröst, das er
Von dannen lebend kem nicht mehr.
Das hoffte auch Reinicke, da Rustefeil
Gelauffen kam mit seinem Beil.
Er rieff, her Ohem seit nicht so scheuch,
Eßt nicht so viel das rath ich euch.
Wie schmeckt der honig ist er gut?
Ich sehe das Rustefeil dort kommen thut,
Villeicht wird er euch auch bedencken,
Vnnd euch jetzt auff die malzeit schencken.
Damit gieng Reinick wider gen hauß,
Nach seinem Schloß Malepartaus.

Reineke der Fuchs wurde von dem Löwen angeklagt, daß er der Henne liebstes Kind ermordet, weshalb der Bär zu ihm geschickt wird, ihn vor Gericht zu laden. Hier wird also erzählt, wie Reineke den Bären anführte, indem er ihn zu dem Zimmermann Rüsteviel führte, wo viel Honig zu holen wäre.

Dasselbe von Göthe.

Abend war es geworden und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es
Und er sagt: mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath' ich,

Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meinet ihr, sagte der Bär, ich sey ein Vielfraß? mit nichten!
Maaß ist überall gut, bei allen Dingen. Und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.
Was es wäre? dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden gedächte.
Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen: er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint' auch Reineke freudig.
Als er Rüsteviel sah von ferne schreiten, da rief er:
Braun wie steht es? Mäßiget euch und schonet des Honigs!
Sagt wie schmeckt es? Rüsteviel kommt und will euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Veste.

Den Schluß dieser Periode, wo nur bei dem Volke und seinem Liede noch Poesie war, und überall die Prosa Raum gewann, machen zwei Werke, deren Aufgabe gewesen zu sein scheint, die Ritterpoesie wieder ins Leben zu wecken, das ist der Theuerdank, ein episches Gedicht, und der Weißkunig, eine Art von Ritterroman in Prosa. Beide stellen die Thaten Kaiser Maximilian's dar, und sind größtentheils von Maximilian selbst entworfen, letzteres vielleicht sogar geschrieben oder vielmehr dem Geheimschreiber diktirt und haben von dem Poetischen Nichts als die Allegorie, das Uebrige erhebt sich nicht einmal über den damals herrschenden Meistersang. Der Theuerdank, welcher Name dem Helden Maximilian selbst beigelegt wird, handelt von der Vermählung Maximilian's mit der schönen und reichen Maria von Burgund (welche im Gedichte Ehrenreich heißt); um zu ihr zu gelangen, muß Theuerdank von Ehrenhold (dem personificirten Ruhm) begleitet, viele Abenteuer und Gefahren bestehen, besonders widersetzen sich ihm Fürwittig (das jugendliche Alter, das vorwitzige), Unfalo (das Jünglingsalter)

und Neidelhart (das männliche Alter). Theuerdank siegt endlich und die Widersacher werden zum Tode verurtheilt, der Held aber, aufgefordert von der Prinzessin, unternimmt einen Kreuzzug. Als Verfasser dieses Heldengedichtes nennt sich der Nürnberger Melchior Pfinzing, Geheimschreiber Kaiser Maximilian's, der als Probst in Mainz gestorben. Das Werk erschien im Jahr 1517 unter dem Titel: die Geuerlichkeiten und eins teils der Geschichten des löblichen streytparen und hochberümbten Helds und Ritters Herr Tewrdanckhs.

Der Weißkunig erzählt die Geschichte Maximilian's von seiner ersten Erziehung bis zum Ende des venezianischen Krieges und auch einen Theil der Lebensgeschichte seines Vaters Friedrich's III. Auch hier sind die Personen nicht namentlich aufgeführt, Maximilian heißt der Weißkunig, der König von Frankreich der blaue König, die rebellischen Niederländer die braune Gesellschaft. Niedergeschrieben wurde dieses Werk von des Kaisers Sekretär Markus Treitzsauerwein, der aber selbst in der Vorrede sagt, daß dieses unvollkommene Werk von Kaiser Maximilian in diese Form gekleidet sei, um daraus in der Folge ein vollkommenes und wohldeutsches Werk zu bilden. Beide Werke sind mit wahrer typographischer Pracht ausgestattet erschienen, auf dem feinsten Papier, einige Exemplare sogar auf Pergament, mit den trefflichsten Holzschnitten von Schäufelein und Burgmeir, Schülern Albrecht Dürers, geziert. Das größte Verdienst derselben ist, daß sie unsern Anastasius Grün zu seinem romantischen Epos, der letzte Ritter, angeregt haben.

Zeittafel.

Die Minnesinger und Meistersänger vom J. 1300—1500.

Hugo von Trimberg	1300
Ulrich Boner	1324
Otto der Fröhliche, Herzog von Oestreich, um	1330

Meister Siegeher, beiläufig	1330
Pfaff von Kalenberg, um	1330
Heinrich von Meißen, Frauenlob, beiläufig	1350
Bartel Regenbogen, beiläufig	1350
Heinrich von Mügelin und Muscatblüt, berühmte Meistersänger, dichteten um	1369
Kaiser Karl IV. ertheilt den Meistersängern Freiheitsbriefe und Wappen	1378
Halb Suter und Peter Suchenwirt, Kriegslieder-dichter	1386
Guttenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst	1436
Hans Volz und Johann Rosenplüt der Schnepperer, erste Verfasser der Fastnachtsspiele, um	1450
Der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn, Kunz Schneider, Michael Beheim u. A., die besten Meistersänger, um	1469
Veit Weber	1476
Heinrich von Alkmar, Herausgeber des episch-satyrischen Gedichts: Reineke Fuchs, ...	1498
Sebastian Brand	1498
Johann Geiler von Kaisersberg	1500
Kaiser Maximilian I. entwirft den Weißkunig, den Marx Treitzsauerwein ausführte	1514
Melchior Pfinzing verfaßt den Theuerdank, um . .	1517

Vierter Zeitraum:

Reformation und National-prosa.

Von Luther bis auf Opitz.

Vom Jahr 1517 — 1617.

Luther.

Wenn auch gleich Friedrich Schlegel, manche Schriftsteller von einer welschen Trübung befallen, Luthern als Heerführer deutschen Volkes und deutscher Geistesrichtung nicht gelten lassen wollen, glauben wir doch es verantworten zu können, wenn wir ihn nicht nur im Gebiete kirchlicher Erneuerung, sondern in aller volksthümlichen Bestrebung, in Gestaltung häuslicher Sitte und Staatsverfassung, so wie in Poesie und Wissenschaft ganz vornean stellen; denn wir können uns auf das Volk berufen, das noch jetzt bei dem Namen Luther aufjauchzt, wie bei keinem Fürsten alter oder neuer Zeit. Es haben ihm zwar Manche vorgearbeitet, aber den Stoß, den gewaltigen nachhaltigen Stoß zum Besserwerden hat er der Welt gegeben; Manche waren gelehrter als er, aber Keiner hat, was er gelernt, dem Volke treuer und wohlmeinender wiedergegeben und zu geben gewußt, als er; kräftiger und lieblicher hat Mancher in die deutsche Harfe gegriffen, aber er selbst mit seinem ganzen Leben war ein mächtiger Harfenklang, der in allen deutschen Herzen seinen Wiederhall gefunden. Was ihn überdies zum Manne des Volkes machte, ist, daß er selbst in Wort und That, von dem

Scheitel bis zur Sohle ein Deutscher war, so wahrhaftig tapfer, lebensmuthig, fromm und bieder, wie Tacitus unsere Vorfahren schildert. Und alle Stände im schönsten Verein spiegelten sich ab an seinem Bilde, so daß er ein Fürst schien, wenn er im Rathe saß oder zu dem armen Volke sprach, „kommt her, die ihr mühsam und beladen seid, ich will euer Joch abnehmen!“; ein Ritter, wenn er gegen Rom zu Felde zog; — ein Bürger, wenn er mit seiner Bora eignen Heerd sich baute und seine Kleinen zu Kindern Gottes erzog; ein schlichter Landmann in seiner Lebensweise, im Schweiße seines Angesichts arbeitend, zufrieden mit einem kargen Mahle, Fürsten und Obrigkeit, die Gott vor Augen haben, gerne unterthan. Durch sein Beispiel ist denn das deutsche Volksthum in jener Zeit, wo schon viel Frembdes eindringen wollte, gerettet worden, so daß es geblieben, wie er selbst es schildert.

„Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und wie ich glaube bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, kein Nein lassen sein, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen, und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen wie die Wahlen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die Welsche und Griechische Unart einreißet; so ist dennoch gleichwohl noch das Uebrige bei uns, daß kein ernster, gräulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt (soll es dünken heißen) daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreu beweisen; welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet sind, so gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen?“

Die Bibelübersetzung.

Diese Treue und dieser Glaube hat denn gemacht, daß das deutsche Volk darauf in schweren Zeiten, wo Spanier und Welsche, Ungarn und Kroaten unsern Boden betraten und zertraten, sich erhalten hat bis auf unsere Tage. Wodurch aber Luther so groß einwirkte auf das Volk, war, daß er, alle Schulgelehrsamkeit beseitigend, Sprache und Ton des gemeinen Mannes anstimmte. Die deutsche Prosa, in der, wie wir gesehen, schon glückliche Versuche gemacht worden, hätte sich zwar auch ohne ihn ausgebildet; doch wäre ihr die angeborne Naivität schwerlich so lange erhalten worden; denn die Gelehrten hätten, wie sie es nachher im 17ten Jahrhundert wirklich thaten, sie mit Fremdem vermischt und nach den Regeln der lateinischen Sprachlehre vielfach verdreht und verkünstelt; die Volksschriftsteller aber hätten sie durch ihre Gewohnheit, Alles in's Breite zu ziehen und zu verwässern, um ihre nachdrucksvolle Kürze und durch ihre gemeine Ausdrucksweise um ihren angestammten Adel gebracht. Luthers vorzüglichstes Werk, wodurch er den Grund zu seiner körnigen Prosa legte, war seine Bibelübersetzung. Unter seiner Feder ist die Bibel, und mit Stolz können wir es sagen, deutsch und darum nicht schlechter geworden, denn er that dem Sinne nicht etwa Gewalt an, legte nicht hinein, was darin nicht enthalten war; doch sein natürlicher Sinn gab ihm jedesmal das rechte Wort und klärte ihm jede dunkle Stelle auf, ohne daß er dabei zu ängstlich verfuhr, weil er dafür hielt, daß nicht der Buchstab, sondern der Geist lebendig mache. Und welchen Geist goß er über das ganze Buch! Selbst wo morgenländische Schwüle beengt, weht sein freier deutscher Odem und so haben wir eine Bibel, wie keine andere Nation, im nationalen Geiste aufgefaßt und wiedergegeben.

Und darum ist auch die Bibel solch ein kräftiges Bildungsmittel für das deutsche Volk geworden*), ein Lehrbuch voll leben=

---

*) Dies gestehen auch selbst Ausländer und neuerlich erst der französische Minister M. V. Cousin in seinem Berichte über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland. Altona 1832. „Von Metz

diger Keime zur Entwickelung eigenthümlicher Anlagen und einer Religion, die unsern sittlichen Werth fort und fort erhält und nährt. Durch diese Bibelübersetzung bekam, wie Gervinus sagt, die deutsche Sprache eine heilige Weihe, man hatte Gott deutsch reden hören und wollte nun auch in weltlichen Dingen sie versuchen. Freier noch und ungebundner gebahrt Luthers großer Geist in sei-

---

bis Frankfurt kam ich während einiger Stunden durch mehrere Staaten Deutschlands. Tag und Nacht reisend, hielt ich mich kaum einige Augenblicke auf, um zu essen, und obgleich ich keine Schule besuchte, so konnte ich doch an unzweideutigen Zeichen erkennen, wie sehr der Volksunterricht in diesen Ländern blühet. Ueberall, selbst in den geringsten Dörfern, traf ich Haufen von Kindern im zartesten Alter an, größtentheils der niedern Volksklasse angehörend, ohne Schuhe und Strümpfe, mit blauem Kittel und ledernem Gürtel, aber unter dem Arm: Schreibtafel und Lesebuch. Ich stieg vom Wagen und ließ mir ein Lesebuch von ihnen geben, welches mir sehr zweckmäßig eingerichtet schien. Zuerst das Alphabet, dann einzelne Sylben, darauf einsylbige Sätze, Sätze mit zwei-, drei- und viersylbigen Wörtern, endlich einfache Sätze aller Art, interessante Erzählungen oder passende Denksprüche; auch eine Auswahl von Lesestücken in Prosa und Versen, angemessen der Fassungskraft und den Bedürfnissen der Kinder. Etwas ältere Kinder haben statt des Lesebuchs die Bibel nach der Lutherischen Uebersetzung, den Katechismus und biblische Erzählungen, die, wie Sie wohl voraussetzen werden, außer dem Neuen Testament nicht die ganze Bibel enthalten. Diese drei Bücher bilden die Grundlage des öffentlichen Unterrichts und jeder einsichtsvolle Mensch wird sich darüber freuen, denn es gibt für drei Viertel der Menschen keine Moral ohne Religion. Die großen, religiösen Urkunden der heil. Schrift sind die wahren Lehrbücher des Volks, und ich habe es immer für ein allgemeines Unglück gehalten, daß im 16ten oder im Anfange des 17ten Jahrhunderts, als die französische Sprache noch ungekünstelt (naiv), bildsam und durchaus volksthümlich (populair) war, nicht irgend einer unserer bedeutenden Schriftsteller z. B. Amyot die heil. Schrift übersetzt hat. Es würde ein treffliches Buch für die Jugend geworden sein, während die, zwar an sich verdienstvolle Uebersetzung de Sacy's, weitschweifig und matt ist. Luthers Uebersetzung dagegen, von einem Ende Deutschlands bis zum andern verbreitet und gleichsam von der Wiege an in den Händen des Volkes, ist kraftvoll, lebendig und hat viel zur Entwicklung des christlichen Geistes und der wahren Bildung beigetragen. Die heil. Schrift mit der biblischen Geschichte, welche sie erklärt, und dem Katechismus, der sie zusammengefaßt, sollen die Bibliothek für die Jugend und die Elementarschulen bilden."

nen übrigen Originalwerken, deren er so viele für das Volk und dessen Lehrer, für Fürsten und Obrigkeit, Adel und Bürger, ja für Kinder und Unmündige geschrieben hat. Dahin gehören seine Streitschriften, Predigten, Katechismen, Briefe und Tischreden. Ueberall ist er eigenthümlich, am eigenthümlichsten in seinen Predigten, die nicht etwa mühsam einstudirte, sondern aus hellem Kopfe und warmem Herzen meist in augenblicklicher Eingebung entstandene Reden waren, davon kein Wort auf steinigen Boden fiel, weil jedes dem Einfältigsten in der Gemeinde verständlich war.

Das Kirchenlied.

Auf dieselbe volksthümliche Weise hat nun Luther auch auf die deutsche Poesie eingewirkt. Das alte Nationalepos kannte er freilich nicht, auch vom Minneliede und Ritterepos war nichts in seine Zelle gekommen, eben so blieb er vom griechischen Genius unberührt und die lateinischen Dichter schätzte er nur insofern, als sie Lehren der Weisheit und Tugend enthielten. Dafür machte ihn seine eigene poetische Natur für alles Menschliche und Göttliche geneigt, er liebte die Musik, diese anmuthige Schwester der Poesie, liebte heitern Scherz und geselliges Vergnügen, sah nicht finster drein, wenn junge Leute sich mit Tanz und Spiel ergötzten, war selber mitten im gewaltigsten Ernste seines hochbewegten Lebens meist aufgeräumt und fröhlich und ein lustig Volkslied, wenn es nicht zotig war, hörte er immer gern. Da aber alle seine Gedanken von je nur auf das Religiöse und Sittliche gerichtet waren, gestaltete sich all sein Dichten kirchlich-didaktisch und die Form in der sich sein feuriges Gefühl ergoß, war das Kirchenlied. Darin hatte er nun drei Vorbilder, die Psalmen, die lat. Hymnen der römischen Kirche und das Volkslied. Als er im Jahr 1530 während des Augsburger Reichstages, auf welchem das evangelische Glaubensbekenntniß verlesen worden, zu Koburg (als ein Geächteter durfte er nicht vor dem Kaiser erscheinen) weilte, dichtete er, um seinem Herzen, das wegen des Ausgangs der Glaubenssache bekům-

mert war, Luft zu machen, das seiner Erhabenheit wegen so berühmte Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!" Um zu zeigen wie er die Psalmen nützte, setzen wir den 46sten, nach welchem es gedichtet worden, her:

Der 46. Psalm.

Der Kirchen Trost und Sicherheit.

1. Ein Lied der Kinder Korah, von der Jugend, vorzusingen.

2. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke: eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben.

3. Darum fürchten wir uns nicht: wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken;

4. Wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, Sela.

5. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.

6. Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben: Gott hilft ihr früh.

7. Die Heiden müssen verzagen, und die Königreiche fallen: das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt.

8. Der Herr Zebaoth ist mit uns: der Gott Jakob ist unser Schutz, Sela.

9. Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet:

10. Der den Kriegen steuret in aller Welt; der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt, und Wagen mit Feuer verbrennet.

11. Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden.

12. Der Herr Zebaoth ist mit uns: der Gott Jakob ist unser Schutz, Sela.

Luthers Hymne.

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,

Die uns jetzt hat betroffen:
Der alte böse Feind,
Mit Ernst ers jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht seins Gleichen.

Mit unser Macht ist nichts gethan;
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren:
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth;
Und ist kein ander Gott:
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verschlingen;
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen:
Der Fürst dieser Welt,
Wie saur er sich stellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er ist gericht:
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben:
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib;
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Lob, Ehr und Preis dem höchsten Gott,
Dem Vater aller Gnaden,
Der uns aus Lieb geschenket hat
Sein Sohn für unsern Schaden,
Sammt dem heilgen Geist,
Von Sünden er reißt,
Zum Reiche uns heißt,
Den Weg zum Leben weist:
Der helf uns fröhlich, Amen.

Eben so ahmte er die lateinischen Hymnen, meist Melodien aus der Griechenzeit, Stimmen längst begrabener Bildung! — nach. Wer kennt nicht den Ambrosianischen Lobgesang, den Luther in seinem

Herr Gott, dich loben wir!

verdeutschte und der auch deutsch von außerordentlicher Wirkung ist, denn die Majestät und den Wohlklang der römischen Sprache ersetzt die aus den Tiefen des Herzens dringende Andacht des deutschen Chorals, wo alles Volk mitsingt. Ganz in seinem eigensten Leben war Luther aber, wenn er nach Art und Weise des Volkes Gott ein Lied anstimmte. Er gebrauchte dabei die weltlichen Melodien und nicht selten beginnt er mit denselben Versen. So heiligte und veredelte er das Volkslied und machte die Religion wieder zu dem, wozu der Heiland sie haben wollte, — zu einer Anbetung des Allvaters aus kindlich frohem und zuversichtlichem Herzen und die Poesie „zu einem weltlichen Evangelium*), das durch innere Heiterkeit und durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die uns drücken.“ Als ein solch heiteres, dem Volke nachgebildetes Kirchenlied setzen wir einige Strophen von Luthers Weihnachtsliede her, das er für Kinder und kindlich gestimmte Christen sang:

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mähr'
Der guten Mähr' bring' ich so viel:
Davon ich sing'n und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut' gebor'n
Von einer Jungfrau auserkor'n;
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eu'r Freud und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ unser Gott:
Der will euch führ'n aus aller Noth;

*) Göthe's Worte.



Er will eu'r Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch All'n die Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit't:
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.

So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippen, Windelein so schlecht:
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Deß laßt uns Alle fröhlich sein,
Und mit den Hirten geh'n hinein,
Zu seh'n, was Gott uns hat beschert,
Mit seinem lieben Sohn verehrt.

Auf diesem Wege schritten nun die Dichter des 16ten und 17ten Jahrhunderts fort im deutschen Kirchenliede, ein Jonas, Decius, Spengler, Alberus, Speratus (Spretten) Selnecker, Matthesius, Mosel, genannt Musculus u. v. a. und im Jahr 1597 kam schon zu Greifswalde eine Liedersammlung heraus von 600 Gesängen. Einer der volksthümlichsten war der Joachimsthaler Kantor Nikolaus Herrmann. Der bescheidene und harmlose Mann widmete seine Lieder den Kindern, denn also singt er am Schlusse seiner gereimten Evangelien:

„Ihr allerliebsten Kinderlein, das Gesangbüchlein soll ewer sein,
Es ist fein alber und fein schlecht, drum ist es für euch Kinder recht.
All' und gelarte Leut bedürfen's nicht und die zuvor sind wohlbericht."

Außer seinen Kindern liegen ihm auch die Bergleute am Herzen, denen er auch manch einfach Lied gesungen.

Als solche, die dem Volksliede nachsangen, verdienen besonders genannt zu werden: Pappus aus Straßburg, der Verfasser des Liedes:

Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt,
Er mach's mit mir wie's ihm gefällt,

Soll ich allhier noch länger leben,
Nicht widerstreb'n
Sein'm Willen thu ich mich ergeb'n.

Mein Zeit und Stund ist wann Gott will,
Ich schreib ihm nicht für Maaß noch Ziel:
Es sind gezählt all Härlein mein,
Beid' groß und klein,
Fällt keines ohn' den Willen sein.

Es ist allhie ein Jammerthal,
Angst, Noth und Trübsal überall.
Des Bleibens ist ein' kleine Zeit
Voll Mühseligkeit;
Und wer's bedenkt, ist immer im Streit:

Was ist der Mensch? ein Erdenkloß:
Von Mutterleib kommt er nackt und bloß,
Bringt Nichts mit sich auf diese Welt,
Kein Gut noch Geld;
Nimmt Nichts mit sich, wenn er hinfällt.

Es hilft kein Reichthum, Geld noch Gut,
Kein Kunst und Gunst, noch stolzer Muth:
Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist:
Mein Frommer Christ,
Alles, was lebet, sterblich ist.

Heut sind wir frisch, gesund und stark,
Morgen todt und liegen im Sarg,
Heut blüh'n wir wie ein' Rose roth,
Bald krank und todt,
Ist allenthalben Müh und Noth.

Man trägt Eins nach dem Andern hin,
Wohl aus den Augen, aus dem Sinn;
Die Welt vergisset unser bald
Sei Jung oder Alt,
Auch unsrer Ehren mannigfalt.

Dann Herberger aus Fraustadt, der in Pestnoth folgendes Lied dichtete:

Valet will ich dir geben,
Du arge falsche Welt,
Dein sündlich böses Leben
Durchaus mir nicht gefällt,
Im Himmel ist gut wohnen,
Hinauf steht mein Begier,
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier.

Merkwürdig ist auch die Geschichte des Liedes: Wie schön leuchtet der Morgenstern! mit seiner künstlichen Melodie, welches von Philipp Nikolai aus Waldeck eigentlich zum Namensfeste des Grafen Ernst Wilhelm zu Waldeck gedichtet wurde:

Wie schön leuchtet der Morgenstern,
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,
Die süße Wurzel Jesse.
Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Hast mir mein Herz besessen:
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben!

Ei mein' Perle, du werthe Kron'
Wahr Gottes und Marien Sohn,
Ein hochgeborner König.
Mein Herz heißt dich ein Lilium,
Dein süßes Evangelium
Ist lauter Milch und Honig.
Ei mein Blümlein
Hosianna
Himmlisch Manna,
Das wir essen,
Deiner kann ich nicht vergessen.

Geuß sehr tief in mein Herz hinein,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flamme deiner Liebe.

Und erfreu mich, daß ich doch bleib
An deinem auserwählten Leib
Ein' lebendige Rippe.
Nach dir ist mir
Gratiosa,
Coeli Rosa,
Krank und glimmet
Mein Herz durch Liebe verwundet.

Es hat noch 4 Verse, allein das Vorliegende wird genügen uns mit den schwülstigen und süßlichen Ausdrücken überspannter Gefühle bekannt zu machen, in welchen manche Dichter dieser Zeit die Sehnsucht der gläubigen Seele nach Christus darstellten. Mit Recht eiferten viele ernste Gottesgelehrte wider dergleichen Allegorien, weil man sie eben so gut auf weltliche Dinge deuten konnte, und dem Volke selbst sagten diese Verzückungen nicht zu und es brauchte das Lied lieber in parodirter Form auf Hochzeiten, so daß es für den Kirchengesang neu umgearbeitet werden mußte.

Im Ganzen sind aber die meisten dieser Lieder des 16. u. 17. Jahrhunderts, wie Gervinus richtig bemerkt, darum innerlicher und besser als die neuern, weil sie Gelegenheitslieder und meist in schwerer Trübsal und Noth entstanden sind. Denn gleich wie Luther gedrängt von seinen Widersachern manches Lied gepreßten Herzens sang, so auch die nachfolgenden Prediger des Evangeliums, die wahrhaft gleich den ersten Christen schwere Verfolgung dulden mußten. Darum eben wurden Davids Psalmen, die ja auch meist solche Nothlieder sind, so gerne zu Mustern genommen, denn viele Liederdichter befanden sich in ähnlicher Lage, wie dieser königliche Dulder. So schrieb Burkard Waldis seine Psalter im Gefängniß, in welchem er fast dritthalb Jahr schmachtete; Spangenberg die seinigen in der Verbannung; Nicolai, Lobwasser u. A. hatten über ähnliches Schicksal zu klagen und fast alle Prediger und Kantoren drückte Armuth und Dürftigkeit, denn die Fürsten lohnten den neuen Aposteln, die ihnen durch Aufhebung und Einziehung der Bisthümer und Klöster solch große Schätze verschafft hatten, nur mit karg zugeschnittenem Brote. So sagt Traut-

schel gerade zu: „Psalmen zu verstehen und zu machen verlangt ein Davidisches, geängstetes und in Nöthen gepreßtes Herz.“

Dazu kam nun noch die unselige Trennung der evangelischen Kirche, indem die so wenig von einander abweichenden Lehren Luthers und Zwinglis zwei verschiedene und einander feindlich gegenüberstehende Kirchen bildeten. Da gab es nun der Verfolgungen und Drangsale noch mehr und die alte Freudigkeit des Glaubens schwand allmälig und es mischte sich auch in die Lieder ein trüber, düsterer, ja leidenschaftlicher Geist, ein Geist der Erbitterung und des Hasses. Ist nicht etwa zum Theil schon hier die Quelle der trostlosen und zerfallenen Verzweiflungspoesie unserer Zeit zu suchen? da das Kirchenlied eigentlich die Brücke bildet zwischen der ältern und neuern deutschen Poesie. Uebrigens bleibt doch den Anhängern Luthers das Verdienst, daß sie der alten Volkspoesie im Ganzen länger treu geblieben, wie sie überhaupt nie so starr und unduldsam alles Sinnliche und Menschliche vom Gottesdienste ausgeschlossen haben, als die sogenannten Reformirten, welche sogar Musik und Orgel verbannen wollten und außer den Psalmen lange Zeit keine andern Kirchengesänge aufkommen ließen. Der schon aufblühenden Saat dieser heiligen Poesie schadeten ferner auch noch die Gelehrten, welche meist ohne poetisches Talent oft auch ohne Kenntniß der deutschen Sprache die schönen volksthümlichen Kirchenlieder verwarfen und dafür, nicht besser als im 9. Jahrhundert Ottfried und Notker die Evangelien und Episteln, die Psalmen und neuere lateinische Gedichte reimten und zu Kirchenliedern einrichteten. Außerdem wurde der ganze Katechismus und alle Glaubenslehren eben so bearbeitet, denn die Prediger verlangten, daß für jedes Predigtthema ein passendes Lied vorhanden sei, woraus man sich denn die Dickleibigkeit der Gesangbücher erklären kann, und wie im 18. Jahrhundert eine Sammlung von 72,732 Kirchenliedern zusammengebracht werden konnte. Jedem unbefangenen Leser fällt unwillkührlich die Noth der armen Kantoren ein, welche eine solche Unzahl von Melodien aufbringen und der Gemeinde einüben mußten. Merkwürdig, daß von dieser Neigung zu poetischen Produktionen die Katholiken in Deutschland ganz frei geblieben, und daß die Jesuiten, welche kein Mittel unversucht

ließen, ihrem Gottesdienste jeden Reiz zu verschaffen, nicht zu diesem Mittel griffen, das Volk anzuziehen. Außer drei oder vier katholischen Gesangbüchern, die zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen, ist Nichts zu Tage gefördert worden, und auch diese Versuche dürften nur den schlechtesten Produkten der protestantischen Kirche zur Seite gesetzt werden. Doch während des 30jährigen Krieges erhob sich aus dem Orden der Jesuiten ein Mann, der an Vaterlandsliebe, an wahrer Priesterweihe und hohem poetischen Talente im ganzen 17. Jahrhundert Wenige seines Gleichen hatte. Friedrich von Spee, aus einem alten adelichen Geschlechte lebte als Priester seines Ordens zu Köln und Trier zwischen 1595 u. 1635. Er war ein edler Mann, der sein ganzes Leben der leidenden und dürftigen Menschheit widmete und dabei von glühendem Eifer beseelt war, Ehre und Wohl des deutschen Volkes zu fördern und zu heben. Seine Erholung war Gesang und Musik, die er beide zur Veredlung und Besserung seiner selbst und Anderer höchst dienlich erachtete. So brachte er einmal einer Dame, die sich dem sinnlichen Vergnügen und einem leichtsinnigen Wandel ergab, mit einigen seiner Freunde eine Nachtmusik, in welcher er statt der Liebesständchen solche Lieder sang, welche sie liebevoll einluden, wieder zur Tugend zurückzukehren; und es gelang dermaßen, daß die verirrte Sünderin gerührt, ja bis ins Innerste erschüttert, von der Stunde an sich besserte. Groß sind seine Verdienste besonders um die Aufhebung der Hexenprocesse, welche damals bei Katholiken nicht minder als bei Protestanten zur Schande der Nation im Schwunge waren, so daß in 29 Bränden binnen kurzer Zeit 158 vermeinte Hexen öffentlich verbrannt wurden. Er hat freilich nicht durchgedrungen, allein den ersten Anstoß und den gewaltigsten zur Tilgung dieses furchtbaren Aberglaubens hat doch er gegeben und sein erhabenes Beispiel lehrt, daß nicht die katholische Religion, der er mit allem Eifer ergeben war, sondern die Gewissenlosigkeit mancher Religionslehrer an der Verblendung und Verharrung in finstrem Aberglauben Schuld sind. Er lebte in seiner letzten Zeit zu Trier, welches in dem 30jährigen Kriege von den Franzosen eingenommen und besetzt wurde. Als darauf im Jahr 1635 ein Heer von Spaniern und Deutschen diese

Stadt überfiel und eroberte, so daß in allen Straßen und Gassen viel Blut vergossen wurde, da stürzte Spee mitten in das Handgemenge hinein, verhinderte, wo er konnte, Raub und Mord, und trug die Verwundeten, Feinde und Freunde aus dem Getümmel, um sie dann in Spitälern zu pflegen. Sein Ordenskleid und die allgemeine Liebe der Bürger und Soldaten schützte ihn selbst vor Mißhandlungen. Allein die Anstrengung und die aufopfernde Menschenliebe warf ihn selbst aufs Krankenlager, und ein bösartiges Fieber machte seinem edlen Leben in wenig Tagen ein Ende. Seine vorzüglichsten Gedichte enthält die Sammlung Trutz-Nachtigall, welche neuerdings nebst einer Lebensbeschreibung des Dichters im J. 1817 zu Berlin, und die neueste mit Einleitung von Hüppe und Junkmann im J. 1841 zu Münster erschienen ist. Nur schade, daß dieser begabte Sänger, hingerissen von einer allzuüppigen Phantasie in jene schwülstige und oft tändelnde Manier verfiel, welche in wunderlichen Verzückungen sich gefiel und dadurch manchen unberufenen Nachahmer auf Abwege von der wahren Poesie brachte. Solch ein mystisches Gedicht ist unter andern das klägliche Hirtengespräch, darin die Schäfer Damon und Halton den Tod Christi unter der Person des Hirten Daphnis weitläufig betrauern. Wir wollen nur einige Strophen daraus hersetzen:

Neulich auf die Wiesen kamen
  Damon, Halton, Hirten beid,
Reimten süßlich beid zusammen,
  Waren voller Traurigkeit:
Damon auf der Leyren leyret
  Und gar traurig spielet vor;
Drauf dann Halton auch nit feyret,
  Blies auf einem hohlen Rohr.

Damon.

Schönes Fräulein, Stimm der Wälden,
  Wohlberedte Nachtigall,
Nit von Waffen noch von Helden
  Singend schleiße deinen Schall!
Nur von Daphnis wollest klingen:

Schau er liegt schon kalt im Grab.
Lasset uns den Stein umringen,
Klagen dich, o schöner Knab!

Halton.

Ja fahr hin in Luft geschwinde,
Fahr in Luft, o Nachtigall,
Und in aller Welt verkünde,
Daphnis liege bleich und fahl;
Ruf zum Grabe, ruf zusammen
Groß und kleines Federvieh,
Was von Vögeln wild und zahmen
Sich der Stimm gebrauchet je.

Damon.

Ja schon dorten kommt gefahren,
Dorten ein gemahlte Wolk;
Sind in Wahrheit Flügelschaaren:
Willkomm, schönes Federvolk!
Eben ihr bei Zeiten kommen,
Fliehet her zu diesem Stein,
Euch zur Leich nun setzt herummen,
Trauret, klaget ingemein.

Halton.

Nur den schönen Daphnis trauret:
Daphnis hie vergraben liegt;
Daphnis liegt in Stein vermauret;
Daphnis nunmehr spielet nicht,
Eja lasset euch bedingen,
Groß und kleine Vögelein!
Eja thut von Herzen klingen
Lauter trübe Liedelein!

Dagegen wie schön und anmuthig ist nicht das Lob Gottes besungen in folgendem Liede, worin so viel Natur, so viel wirkliche, nicht erdichtete Empfindung und so viel Wohlklang herrscht, daß es an die besten Minnelieder erinnert.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt bewegen sich die Räder;
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Umgürt mit Rosenfeder.

O wie so schön wie frisch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner noch Scribenten.
O Gott! ich sing von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Du schnelle Post, o schöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn,
Mit zartem Glanz beschlagen!
Jetzt schöpfest uns den besten Schein,
So Winters war verloren,
Da Rad und Eimer schienen sein
Vor Kält gar angefroren.

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerlust nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Musik schon
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton
Und lieblich hin begleite.

Für uns die schöne Nachtigall
Den Sommer laut begrüßet;
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Busch Heck und Feld durchstreifen;
Die Nester schon seyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.

Wer legt nun ihn den Ton in Mund
Dann laut und dann so leise?
Wer zirkelt ihn so rein und rund
So mannigfältig Weise?
Wer messet ihn den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudigs Tirelüren?

Jetzt laufen wieder stark und fest
So Winterszeit gestanden

All Flüß und Wässer in Arrest
Bestrickt in Eises Banden.
Jetzt kalte Luft und starre Wind
Uns wieder feynd versöhnet;
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.

Altrömische Bildung in Deutschland.

Ehe wir noch von dem Meistersange, von der Thierfabel, der Satyre und dem Drama des 16. Jahrhunderts sprechen, wollen wir noch den Einfluß der sogenannten classischen Bildung (und zwar zunächst der römischen, denn von der griechischen war noch wenig in Deutschland aufgegangen) auf die deutsche Poesie erwähnen. Diese wäre wohl geeignet gewesen den Dichtern, die so arm an würdigem Stoffe waren, zu Hilfe zu kommen, wie es in Italien ganz vorzüglich geschehen, und auch zu einem freieren Studiren würde sie angeregt haben; allein theils war sie nur noch im Beginnen und die Zahl der Männer, die ihr Kraft und Leben weiheten, noch zu gering, um alle Bildungsanstalten zu beherrschen; theils fehlten ihr die nöthigen Hilfsmittel, an denen die Italiener auf dem classischen Boden wohnend solche Fülle hatten; theils nahm auch die Reformation selbst alle bessern Köpfe in Anspruch, so daß mancher wackere Philologe der Seelsorge, der Predigten, Disputationen und Vorlesungen halber, seinen Cicero und Virgil bei Seite legen mußte. Außerdem wurde das Studium der römischen Classiker meist ohne Geschmack und Einsicht betrieben und bald mehr auf den Buchstaben als auf den Geist derselben gesehen. So geschah es, daß man schon zu Ende des 16. Jahrhunderts kaum einen deutschen Dichter aufzuweisen hat, dem der Genius des griechischen Alterthums nur so nahe wie einst Gottfried von Straßburg gekommen wäre. Und doch waren zu Anfange dieses großen Jahrhunderts tüchtige Arbeiter auf diesem Felde menschlicher Erkenntniß, Johann Reuchlin, Erasmus v. Rotterdam, Philipp Melanchthon, Eoban Hesse u. v. A., deren Namen und Leistungen selbst in Italien guten Klang hatten und welche aller

Wissenschaft in Deutschland neue Wege eröffneten und dadurch die rüstigsten Streiter für das Evangelium und die freie Forschung in der Bibel geworden sind. Selbst unter den Fürsten Deutschlands gab es außer dem Kaiser Maximilian mehrere, die mit mediceischer Freigebigkeit die Beförderer dieser Studien belohnten und mit wahrer Liebe denselben auch selbst ergeben waren. Außer den Geistlichen nahmen sich auch Mehrere aus dem Ritterstande derselben an und die Namen Eitelwolf von Stein, Graf Nuenar, Herrmann von dem Busche u. v. A. haben durch Fleiß und Talent, letzterer auch durch treffliche Schriften ihrem Adel eine neue Zierde beigefügt. Doch unter allen diesen Männern strahlt als der kühnste und geistreichste Ulrich von Hutten hervor, ein Mann, der unter günstigern Umständen geschickt gewesen wäre ganz Deutschland eine neue Gestalt zu geben. Er wurde im J. 1488 auf seinem Familienschlosse Stackelberg in Franken geboren und von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt und in die Klosterschule nach Fulda gesandt. Hier legte er den Grund zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, besonders in den alten Sprachen, ohne jedoch dabei den ritterlichen Geist, der in ihm wohnte, zu verlieren. Hier besuchte ihn sein Vetter Eitelwolf von Stein und erkannte sogleich in dem Knaben das frei aufstrebende Gemüth, welches ihm mehr für ein bewegtes Weltleben, als für klösterliche Einsamkeit geeignet schien. Zum Abte sprach dieser die bedeutenden Worte: Wollest du wohl diesen Geist verkümmern lassen? Allein der feurige Jüngling befreite sich eigenmächtig aus den Klostermauern und irrte von nun an von einer Universität zur andern und vereinigte sich besonders zu Erfurt und Köln mit den freisinnigsten Jünglingen und Professoren, denen er seiner gelehrten Kenntnisse, seiner Beredtsamkeit und Fertigkeit in lateinischer Verskunst wegen liebgeworden. Nach des Vaters Willen, der ihn seiner Flucht aus dem Kloster wegen verstoßen hatte, sollte er nun die Rechte studiren und ging deßhalb nach Pavia und von dannen während der Kriegsunruhen arm und elend nach Bologna und nahm darauf Kriegsdienste im deutschen Heere, das Kaiser Maximilian gegen die Venetianer gesandt hatte. Bald darauf, weil der Krieg saumselig betrieben und endlich gar durch einen Waffenstillstand beendigt wurde, setzte

er seine Reisen in Italien fort und kam nach Rom. Hier, wo ihn der Anblick tausendjähriger Denkmale und der Umgang mit fein gebildeten Männern entzückte, empörte ihn zugleich, wie früher Luthern, der lasterhafte Wandel des Klerus und er spottete seiner in beißenden Sinngedichten. Den Verfolgungen deßhalb auszuweichen, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihn alle Freigesinnten mit Jubel aufnahmen, da er sich schon im Kampfe gegen die Feinde der Aufklärung, die besonders in Köln ihren Sitz hatten, bewährt hatte; denn nur von ihm konnten die Briefe der Finsterlinge sein, worin er im schlechten Mönchslatein ganz die Denk- und Schreibart, wie auch die lasterhafte Lebensweise derselben lächerlich machte, so daß allgemein nur mit größter Verachtung von ihnen gesprochen wurde. Zugleich griff er auch die Sitten seiner Standesgenossen, des Raubadels an, die anstatt ihrer Bestimmung, dem Volke als wahrhaft edle Männer vorzuleuchten, nachzukommen, nun in Trägheit, Rohheit und Unwissenheit versunken waren und den angeerbten Ruhm durch Wegelagerung, Unterdrückung des Bauernstandes, Trinkgelage und Ausschweifungen aller Art entehrten. Dagegen pries er den so herrlich aufblühenden Bürgerstand, den Fleiß, die Ordnung, Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Reichsstädte, von denen er nun alles Heil für das Vaterland erwartete. Der alte Kaiser Maximilian lernte ihn bald kennen und schätzen, er las mit Vergnügen seine schönen lateinischen Verse und krönte ihn im Jahre 1517 feierlich zu Augsburg mit der Dichterkrone. Als ein wahrer Ritter trat er gegen jedes Verbrechen auf und so verfolgte er auch den Herzog Ulrich von Würtemberg, der seinen Vetter Johann Hutten ermordet hatte, mit leidenschaftlicher Rede so lange, bis er, vom Kaiser geächtet, aus allen seinen Ländern verjagt wurde. Damals trat Luther auf, und man kann sich denken, daß Hutten demselben laut zujauchzte, obwohl er nun am Hofe eines geistlichen Fürsten, des Erzbischofs Alberts von Mainz lebte. Freilich mußte ihn bald hernach dieser großmüthige Beschützer seiner Muse, von dem erbitterten Papste Leo aufgefordert, entlassen, aber er trat nun um so kühner gegen die Feinde Luthers auf und erbot sich nöthigenfalls mit dem Schwerte drein zu schlagen. Doch mit dem Tode Maximilians 1519 verlor er allen höhern Schutz

in seinem Vaterlande, wurde von dem Papste mit dem Banne belegt, von dem neuen Kaiser Karl V. geächtet und welschen Meuchelmördern, die überall auf ihn lauerten, preisgegeben. Da begab er sich auf sein Stammschloß, und um das ganze deutsche Volk, nicht nur Adel und Gelehrte für die gute Sache zu gewinnen, schrieb er von nun an in deutscher Sprache. Hier ein solches Lied, worin er seine kühne und unerschrockene Seele ausspricht:

Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten.

Ich habs gewagt mit Sinnen
Und trag deß noch kein Reu,
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu,
Darmit ich mein',
Nit eim allein
Wenn man es wollt erkennen,
Dem Land zu gut
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen,
Und reden, was er will,
Hätt Wahrheit ich geschwiegen
Mir wären hulder viel;
Nun hab ich's g'sagt,
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frummen.
Wiewohl noch ich
Nit weiter flich,
Vielleicht werd' weiter kummen.

Um Gnad will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn' Schuld,
Ich hätt das Recht gelitten,
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit
Nach altem Sitt
Zu G'hör hat kummen lassen,
Vielleicht wills Gott,
Und zwingt sie Noth,
Zu handeln diesermaßen.

Nun ist oft dieser gleichen
Geschehen auch hievor,
Daß einer von den Reichen
Ein gutes Spiel verlor.
Oft großer Flamm
Von Fünklein kam,
Wer weiß ob ich's werd rächen;
Staht schon im Lauf,
So setz' ich drauf,
Muß gahn oder brechen.

Darneben mich zu trösten
Mit gutem G'wissen hab',
Daß keiner von den Bößten
Mir Ehr mag brechen ab,
Noch sagen, daß
Uf einig Maaß
Ich anders sei gegangen
Dann Ehren nach;
Hab diese Sach
In Gutem angefangen.

Will nun ihr selbs nit rathen
Dies frumme Nation,
Ihr Schadens sich ergatten,
Als ich vermahnet han:
So ist mir leid,
Hiemit ich scheid:
Will mengen baß die Karten,
Bin unverzagt,
Ich habs gewagt
Und will des End's erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
Der Curtisanen List,
Ein Herz läßt sich nit kränken,
Das guter Meinung ist.
Ich weiß, noch viel
Wöll'n auch in's Spiel
Und solltens drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut,
Und Reuters Muth —
Laßt Hutten nie verderben!

Sein Wahlspruch war schon längst: Ich hab's gewagt!

und diesem gemäß fährt er furchtlos fort auf seiner stürmischen Bahn:

Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Do ich die Sach hätt g'fangen an;
Gott wöll sie trösten, es müß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß und Händ,
Ich hab's gewagt!

Wäre dieser Mann, der nur mit Luther verglichen werden kann, dabei geblieben, durch die Gewalt seines Geistes das deutsche Volk anzuführen und darüber aufzuklären, was ihm Noth sei, so wäre sein Ende herrlich gewesen wie sein Anfang; allein sein Ungestüm und seine Ungeduld ließen ihn nicht rasten und ruhig von der Zeit die Früchte seiner Bestrebungen erwarten. Als der ritterliche Sickingen den Adel deutscher Nation aufforderte, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und gegen die Reichsfürsten, die sich immer unabhängiger vom Kaiser machten und die Ritterschaft gewaltsam unterjochen wollten, zu Felde zu ziehen, weil des Reiches Freiheit also gefährdet sei; da regte sich auch in ihm das ritterliche Blut und er meinte derselbe Adel, den er ja selbst für heillos und unheilbar verloren gab, werde nun mit dem Schwerte die Wohlfahrt Deutschlands begründen und mit der kirchlichen auch weltliche Freiheit erkämpfen. Und so eilte er zu Sickingen, der zuerst über den undeutschen Erzbischof von Trier herfiel, aber bald von allen Seiten durch mehrere deutsche Reichsfürsten, die der Trierer aufgereizt hatte, angegriffen und belagert, an seinen Wunden verblutend und sterbend den Tag erleben mußte, wo seine Feinde siegreich in seine Burg eindrangen. Hutten hatte schon früher ihn verlassen, weil ihn Sickingen selbst drängte fortzugehen, um ihn zu retten; allein vogelfrei wie er war und heimathlos, dabei krank und von dem Nothdürftigsten entblößt, schleppte er sich nur mit Mühe bis

in die Schweiz fort, wo er in Zürich, bei dem edlen Zwingli eine Zufluchtstätte fand. Doch auch hier verfolgt mußte er, den Keim des Todes schon in sich tragend, nach der Insel des Zürchersees, Ufnau, entweichen. Hier auf diesem stillen Eilande hauchte der deutsche Held, der Liebling der altrömischen Muse, der Demosthenes des deutschen Volkes, seine rastlos arbeitende Seele aus; es war im J. 1523.

Wir haben einen Abriß von der Geschichte dieses Mannes darum gegeben, weil er überhaupt nicht oft genug der Nachwelt vorgeführt werden kann und insbesondere als ein Abbild eines deutschen Ritters, der mit dem Untergang des Ritterthums auf der Stelle sich so glänzend zeigte, die von nun an der deutsche Adel einnehmen sollte, d. i. dem Vaterlande den Ruhm zu verschaffen, den es in neuester Zeit wirklich errungen, in Poesie und Wissenschaft Lehrmeisterin der Welt zu sein. Auch hat er ja an sich selbst gezeigt, wie altrömische Bildung zu erwerben und zu nützen sei, indem er, sobald er merkte, daß es an der Zeit sei, in deutscher Sprache zu dem Volke redete. Leider haben die nächstfolgenden Geschlechter seinen Wink nicht befolgt, und die Gelehrten schrieben wieder anderthalbhundert Jahre hindurch Latein und es kam dahin, daß im 16ten und 17ten Jahrhundert weniger Bildung im deutschen Volke zu finden war als zu Ende des 15ten. Mit Recht bezüchtigt Gervinus deshalb die Gelehrten, weil sie daran Schuld waren, indem er sagt: „Es ist doch ein kleinliches Geschlecht diese Büchermänner! Weil sie sich im 16ten Jahrhundert im Deutschschreiben alle vor Hans Sachs bücken mußten, so schrieben Viele trotz dem dringendsten Bedürfniß, und grade die, welche die Dringlichkeit des Bedürfnisses am besten empfanden, lieber lateinisch. Und so warteten sie bis im 18ten Jahrhundert die Volkspoesie ganz versunken war, und dann sahen sie mit einem vornehmen Hohn und einer Giftigkeit auf diese herab, nachdem sie mühselig erst am Holländischen ihr Deutsch gelernt hatten, daß dies eine ewige Schande bleibt, so groß ihr Verdienst sonst sein mag."

Huttens Schriften sind größtentheils schon bei seinen Lebzeiten in Druck und zwar in zerstreuten Blättern und Büchlein und dann oftmals wieder aufgelegt erschienen. Allmälig mit dem Volks-

geiste verschwand aber auch das Gedächtniß dieses Mannes und erst zu Ende des 18ten Jahrhunderts brachten ihn wieder Herder, Meiners, Wagenseil, Schubert, Niemeier in seinem deutschen Plutarch, u. A. in Erinnerung. Münch sammelte seine Werke und gab sie in 5 Bänden heraus, wovon 4 Bände die lateinischen und 1 Band die deutschen Schriften enthält. Verdienstlich sind A. Schreiber's Gedichte von Ulrich v. Hutten. Heidelberg 1824 und E. v. Brunnow's Ulrich v. Hutten. Leipzig 1842 (als Novelle bearbeitet).

Der Meistersang.

Als Dichter hat wohl Hutten nicht so großes Verdienst, da ihm die schöpferische Phantasie und die harmonische Stimmung der Seele, in welcher sich so leicht und anmuthig poetisches Leben erzeugt, nicht eigen waren und seine Empfindungen ihn gewaltsam zu Thaten hinrissen. Dafür war Hans Sachs, der berühmte Schuhmacher und Meistersänger von Nürnberg ein ganzer und wahrer Dichter, in dessen Seele eben die glückliche Mischung von Geist und Empfindung und jene Ruhe herrschte, die erhaben über alle Gegenstände außer sich und über Zeit und Leben, zu dem seligen und heitern Spiele geeignet ist, das wir Poesie nennen. Er war 1494 zu Nürenberg geboren, und nahm in seiner frühesten Jugend alle die Bildungskeime, welche die damals so blühende Vaterstadt reichlich darbot, in sich auf, denn was er wußte, wie er das Erlernte nützte, konnte er, zumal in seinen ärmlichen Verhältnissen, in keiner Schule erhalten haben. Auf der Wanderschaft vermehrte er dann seine Kenntnisse und schärfte sein gesundes Auge, mit dem er so tief in das menschliche Herz und in die Welthändel damaliger Zeit blickte: „denn er hatte ein Auge treu und klug", wie Göthe sagt. Das Mittel all sein Wissen den Menschen mitzutheilen und seinen Geist fortwährend auf einer Höhe zu erhalten, wo ihm wohl war, und wo er seiner Natur gemäß weilen mußte, war die Poesie, und so

ist er schon als Jüngling ein willkommener Geselle in den Schulen der Meistersänger geworden, und seine gedruckten und ungedruckten Schriften aller Art wurden von dem Volke eben so begierig gelesen, als Luther's Schriften. Doch mochte man ihn noch so sehr rühmen, er blieb immer der bescheidene, in sich selbst selige Mann, dem es nicht einmal einfiel mit seiner Kunst Gewerbe zu treiben und sich damit ein bequemes Leben zu verschaffen. Er kehrte nach vollbrachter Wanderschaft freudig in seine Vaterstadt zurück, ließ sich da als Meister seines Handwerks nieder und blieb, so lang er lebte, ein schlichter Bürger, dem die Poesie nur zur eignen Erholung und Fortbildung diente. Uebrigens war er nicht etwa in seiner bewegten Zeit unempfindlich und gleichgiltig gegen die großen Ereignisse, die sich damals besonders in Deutschland drängten; mit ganzer Seele jauchzte er dem Wittenberger Reformator zu, ohne selbst sich zu vermessen, wie manche unberufene Schwärmer wohl gethan, in diesem großen Werke selbst auch eine Rolle mit zu spielen. Er begnügte sich zu singen:

„Die Wittenberger Nachtigall,
Die man jetzt höret überall!"

und in allen seinen Schriften, wo es anging, auf die gute Sache anzuspielen. Selbst in seiner Satyre, worin er gleich allen Zeitgenossen den Klerus geißelt, ist so viel Glimpf und immer weiß er zur rechten Zeit abzubrechen; denn was ihn vorzüglich zum Dichter stempelt ist, daß er immer weiß Maß zu halten. Erstaunlich ist aber die Fruchtbarkeit seines Geistes, indem unter den vorhandenen (denn Vieles ist auch verloren gegangen) Poesien: 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Fastnachtspiele, 210 biblische Erzählungen und geistliche Betrachtungen, 150 David'sche Psalmen, gegen 500 Erzählungen aus der Geschichte und Mythologie, 286 Fabeln und Schwänke und eine Unzahl kleinerer und größerer Gedichte sich befinden, worunter auch ein Kirchenlied (Warum betrübst du dich mein Herz!) das selbst Luther lobte und das in viele europäische Sprachen übersetzt worden ist. Sein beständiges Sylbenmaß sind freilich die Knittelverse, doch eben darum bewegt er sich auch viel freier, als die übrigen Meistersänger, die oft des Verses halber sich unleid-

lichen Zwang anthun. Wir enthalten uns mehr über ihn zu sagen und führen lieber einen Theil seiner gereimten Lebensbeschreibung, die sein Schüler Puschmann hinterlassen, und dann auch einige Gedichte von ihm selber an. Durch ihn kam nun der Meistersang erst recht empor und in allen großen und kleinen Städten Deutschlands gab es Schulen; durch Puschmann scheint sich eine größere Theilnahme an dieser Poesie auch nach Schlesien verbreitet zu haben, namentlich war in Breßlau eine berühmte Meistersängerinnung. Alle diese Sänger waren begeisterte und fromme Anhänger Luther's, und die deutsche Bibel war das Buch, aus dem sie vorzugsweise ihre Stoffe holten; doch so eifrig sie auch diese schöne Kunst betrieben, kein Hans Sachs ist mehr unter ihnen aufgetreten. Die alte ehrbare Denkart ging in Plattheit, die naive Darstellung in fade Witzelei, der schlichte bürgerliche Ton in Gemeinheit über und je dünkelhafter die folgenden Meistersänger waren, desto tiefer sanken ihre Werke selbst unter das verachtete Volkslied herab und alle Poesie verschwand unter ihren Händen.

Lobgedicht auf Hans Sachs

von Adam Puschmann.

In der Morgenweis Hannsen Sachsens.

Mitt Lust so wil ich singen
und ein getícht fürbringen,
drey Lieder und thön fort,
die gleichen einem Meisterhort
den man schön sagt und blümet,
von dem Wandel und Leben
Herrn Hans Sachsen gar eben,
zu Nürnberg ein Poet
in deutzscher Sprach (mich recht versteht),
wie sein Getícht das rühmet.
Als man zehlt vierzehn hundert
vier und neunzig ermundert
den fünften Novembris
Hanns Sachs geboren ward gewiß.
Als er nun alt tet werden
sieben Jahr auf Erden,
ging in die Schule er.
Darinn lernet er ohn Beschwer

gute Sitten und Tugent
in seiner früen Jugent
bis ins funfzehend Jahr.
Da kam er zu einem Handwerk dar,
und lehrnet in den Sachen
gar fleisig das schumachen
zwei Jar lang. Darnach hat
er durchwandert manch Land und Statt
fünf Jar lang, wie sich ziemet.

Weil er in seiner Jugent
lernt gut Sitten und Tugent,
auch weng lateinisch sprach,
liebt ihm das Studiren hernach,
und fing an mit Verlangen
balt ins Handwerks Lehrjaren
Meistergsang zu erfaren.
Sein erster Meister hies
Lonhart Nunnenbek on verdries;
übt sich in Meistergsangen.
Als er nun thete wandern
von einer Stat zur andern,
er hin gen München kam:
da sang er auch mit Lobesam,
und fing auch an zu dichten,
thet sich gar fleisig richten
nach der Tabulatur
die man auch braucht zu Nürnberg pur.
Als er nun alt tet werden
zwanzig jar ohn Beschwerden,
gleich als man zelen thet
funff zehn hundert vierzen, verstet,
ticht er sein erst Lied schone
ins Marners langen thone
von der Trinität mehr;
„Gloria Patri Lob und Ehr"
thut der erst reim anfangen.

Als man aber erwählet
funff zehen hundert zählet
und neunzehen Jar fein,
machet er das Meisterstück sein
zu Nürnberg anzuschauen.
In demselben Jar eben
er sich in ehstant geben
thet: am Tag Egidy

hielt er sein Hochzeit, wisset je,
mit seiner ersten Frauen.
Dieselbig war genennet
Kungin Kreuzrin erkennet;
die ihm hernach gebar
sieben Kinder, merket fürwar,
die alle sind gestorben,
zeitliches Tots verdorben.
Das sechzigst Jar hernach
am sechzehnden Marci schwach
ist sein ersts Weib verschieden
mit der Welt gar zufrieden;
der Gott ewig verley
ein fröhlich aufferstehung frey
sampt all gläubigen Seelen.
Hie thet ich euch erzelen
Sachsen Leben ein Theil
von seiner Jugent bis zum Heil
seins ersten Weibs in Drauen.

Das Schlauraffenland.

Von Hans Sachs.

Ein gegend heist Schlauraffenland,
Den faulen Leuten wolbekannt,
Das liegt drey Meyl hinter Weynachten
Und welcher darein wölle trachten,
Der must sich großer Ding vermessen,
Und durch ein Berg mit Hirschbrey essen,
Der ist wol dreyer Meylen dick,
Als dann ist er im augenblick
In demselbig Schlauraffenland,
Da aller Reichthum ist bekand,
Da sind die Häuser deckt mit Fladen
Leckkuchen die Hausthür und Laden,
Von Speckkuchen Dillen und Wend,
Die Dröm von schweinen Braten send,
Umb jedes Haus so ist ein Zaun
Geflochten mit Beatwürsten braun,
Von Maluasier so sind die Beunnen
Kommen eim selbs ins Maul gerunnen,
Auf den Tannen wachsen Krapfen,
Wie hie zu Land die Tannzapfen,
Auf Fichten wachsen bachen schnitten,
Eyerplätz thut man von Pirken schitten,
Wie Pfifferling wachsen die Flecken,

Die Weintrauben in Dorenhecken,
Auf Weidenkoppen Semmel stehn,
Darunter Bäch mit Millich gehn,
Die fallen denn in Bach herab,
Das jedermann zu essen hab,
Auch gehn die Visch in den Bachen
Gsotten, braten, gsultzt und pachen,
Und gehn bei dem gestatt gar nahen,
Lassen sich mit den Händen fahen,
Auch fliegen umb (möget ihr glauben)
Gebraten Hüner, Gänß und Tauben,
Wer sie nicht facht und ist so faul,
Dem fliegen sie selbs in das Maul,
Die Säw all Jar gar wol gerathen,
Laufen in Land umb, sind gebraten,
Jede ein Messer hat im Rück,
Darmit ein jeder schneid ein Stück,
Und steckt das Messer wieder drein,
Die Kreutzkeß wachsen wie die Stein,
So wachsen Bawern auf den Baumen
Gleich wie in unserm Land die Pflaumen,
Wenns zeitig sind so fallens ab,
Jeder in ein par Stifel rab,
Wer Pferd hat wird ein reicher Meyer,
Wann sie legen gantz Körb vol Eyer,
So schütt man aus den Eseln Feign,
Nicht hoch darf man nach Kersen steign,
Wie die Schwartzbär sie wachsen thun,
Auch ist in dem Land ein Junkbrunn,
Darin verjungen sich die alten
Vil kurtzweil man im Land ist halten.
So zu dem Ziel schießen die Gäst,
Der weitst vom Blat gewinnt das Best;
Im laufen gewinnt der letzt allein,
Das Polster schlaffen ist gemein,
Ir Waydwerk ist mit Flöh und Leusen,
Mit Wantzen, Ratzen und mit Mäusen;
Auch ist im Land gut Geld gewinnen,
Wer sehr faul ist und schlefft darinnen,
Dem gibt man von der Stund zween Pfenning,
Er schlaff jo gleich vil oder wenig,
Und welcher da sein Geld verspilt,
Zwifach man ihm das widergilt,
Und welcher auch nicht gern zalt,
Wann die schuld wird eins Jares alt,
So muß ihm jener darzu geben,

Und welcher gern wol ist leben,
Dem gibt man von dem trunk ein patzn,
Und welcher wol die Leut kann fatzn,
Dem gibt man ein Plappart zum lon;
Für ein groß Lügn gibt man ein Cron,
Doch muß sich da hüten ein Mann
Aller Vernunft gantz müßig gahn,
Wer sinn und Witz gebrauchen wolt,
Dem würd kein Mensch im Lande hold,
Und wer gern arbeit mit der hand,
Dem verbeut mans Schlauraffenland,
Wer zucht und Erbarkeit het lieb,
Denselben man deß Lands vertrieb,
Wer unnütz ist will nichts mit Lehrn,
Der kompt im Land zu großen Ehrn.
Wann wer der fäulest wird erkannt,
Derselb ist König in dem Land;
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob unverstanden alle frist,
Aus dem macht man im Land ein Fürstn;
Wer gern ficht mit Leberwürstn,
Aus dem ein Ritter wird gemacht,
Wer schlüchtisch ist und nichtsen acht
Dann Essen, Trinken und vil schlafn
Aus dem macht man im Land ein Grafn,
Wer dölpisch ist, und nichtsen kann,
Der ist im Land ein Edelmann.

Wer also lebt wie obgenannt,
Der ist gut ins Schlauraffenland,
Das von den alten ist erdicht,
Zu straff der Jugend zugericht.
Die gewöhnlich faul ist und gefressig
Ungeschickt, heyloß und nachlessig,
Daß mans weiß ins Land zu schlauraffn
Darmit ihr schlüchtisch weiß zu straffn,
Das sie haben auff Arbeit acht,
Weil faule weiß nie gutes bracht.

Die erste Ausgabe seiner Gedichte, die er selbst veranstaltet, hat folgenden Titel:

Sehr Herrliche Schöne und wahrhaffte Gedichte. Geistlich und Weltlich, allerley art, als ernstliche Tragedien, liebliche Comedien,

seltzame Spiel, kurzweilige Gespreck, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sampt andern lecherlichen schwenken und bossen ꝛc. Welcher stück seynd dreihundert und sechs und sibentzig. Darundter Hundert und sibentzig stück, die vormals nie im truck außgangen sind, yetzund aber aller Welt zu nutz und frummen im Truck verfertigt. Durch denn sinnreichen und weyt berümbten Hans Sachsen, ein Liebhaber teudscher Poeterey, vom M.D.XVI. Jar, bis auf diß M.D.LVIII. Jar, zusamengetragen und volendt.

Eine neuere: Hans Sachs poetische Werke, 2 Bände. von Böching. Nürnberg 1817.

Handschriften von Hans Sachsens Gedichten findet man in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek der Jenaischen deutschen Gesellschaft, in der Bibliothek der St. Sebaldsschule zu Nürnberg, auf der Schusterzunft zu Colmar, in der Königl. Bibliothek zu Dresden ꝛc.

Wir machen zugleich hier aufmerksam auf Göthes schönes Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung, worin:

> „Wie er so heimlich glücklich lebt,
> Da droben in den Wolken lebt.
> Ein Eichkranz ewig jung belaubt.
> Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
> In Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt!"

Wir machen auch aufmerksam auf Furchau's Hans Sachs. Leipzig 1819.

Thierfabel.

Von der Zeit an kam aber die Poesie allmälig in die Hände der Gelehrten und gleichwie das Volkslied von Predigern zum Kirchenliede umgestaltet wurde, machten sich auch bald Gelehrte über die beliebtesten Formen der Volksdichtung, über die Thierfabel und das Drama, und rückten in jener um einen Ton höher hinauf zum Idealen, führten dieses vom Markte und aus den Wirthshäusern in die Schule ein, weil sie sahen, welch' treffliche Mittel sie seien,

sittliche, religiöse und politische Ideen zu verbreiten. Zur Thierfabel hatte selbst Luther durch sein Beispiel verleitet, indem er eine Bearbeitung des Aesopus unternahm, die, ob sie gleich nicht vollendet wurde, doch diese Gattung auf's Beste empfahl. Er sagt unter andern in seiner Vorrede zu diesem Werklein: „Das Buch des Esopus (wäre auch der eigentliche Verfasser nicht bekannt) lobet und preiset sich selbs höher, denn es keines Meisters Name preisen kündte. Es haben aber, fährt er fort, weise und hohe Leute die Fabeln darumb erticht, vnd lassen ein Thier mit dem andern reden, Als sollten sie sagen: Wolan, es wil niemand die Warheit hören noch leiden, vnd man kan doch der Warheit nicht entberen, so wöllen wir sie schmücken vnd vnter einer lüstigen Lügenfarbe vnd lieblichen Fabeln kleiden, und weil man sie nicht wil hoeren, durch Menschen Mund, daß man sie doch hoere durch Thier und Bestien Mund."

Ueber den Gebrauch der Fabeln sagt er ferner: „Man kan dennoch wol froelich sein, vnd solcher Fabel eine des Abends vber Tisch mit Kindern vnd Gesind nützlich vnd lustiglich handeln, daß man nicht darff so schamper vnd uernünfftig sein, wie in den vnzüchtigen Tabernen vnd Wirtsheusern, den wir Bleis gethan haben, eitel feine reine nützliche Fabeln in ein Buch zu bringen, dazu die Legend Esopi." Außerdem war noch immer Reinecke der Fuchs ein beliebtes Volksbuch und schon Hans Sachs bediente sich der Fabel, um darin jenem großen Fabelwerke folgend, geistliches und weltliches Regiment zu geiseln. Dasselbe unternahmen nun auch mehrere Gelehrte, da sie aber das zur Hauptaufgabe dieser Gattung machten, blieben sie an poetischem Werth weit hinter Reinecke und Hans Sachs zurück. Am meisten Poesie ist noch bei Burkard Waldis anzutreffen, welcher zwischen 1524 und 54 lebte. derselbe, den wir schon als Psalmisteu erwähnt haben. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt, doch sollte man aus zahlreichen Stellen seiner Fabeln schließen, er sei eine Zeitlang Kaufmann gewesen. Auf jeden Fall hatte er merkwürdige Schicksale, kam auf seinen Reisen nach Italien, Spanien, Portugal, Holland und Liefland und im ganzen deutschen Reiche herum, litt Gefangenschaft und allerlei schwere Verfolgung, nennt sich aber selbst

Kaplan der Landgräfin Margarethe von Hessen. Er kannte und liebte lateinische und selbst griechische Schriftsteller, nahm sich aber vor, deutsch zu schreiben, weil er es für Pflicht der Gelehrten hielt, der Welt zu nützen.

„Und muß, wie etlich davon schreiben, die schreibfeder Keyserin bleiben,
und mag die Welt, wie man sieht heut, nit bestehen on gelerte leut,
man stell sich auch wie man sich stell, oder bring zu wegen was man wöll,
so kann es doch die leng nit wern, der gelerten kan man nit entbern,
drum soll sie solches nit gerewen, ob sie ein weil in armut kewen
so werdens doch zuletzt ergetzt und nach gebür zu ehren gesetzt."

Dieser wackere und welterfahrne Mann schrieb nun Fabeln, welche unter dem Titel: Esopus gantz new gemacht, durch Burkardum Waldis, Frankfurt 1548 herauskamen. Er erinnert noch häufig an die klare und anmuthige Darstellung des alten Boners und so eifrig auch darin für die Reformation gesprochen wird, bleibt doch noch das Erzählende vorherrschend. Der andere Fabeldichter dieser Zeit ist Erasmus Alberus, den wir auch schon als Kirchenliederdichter genannt haben. Er war Hofprediger bei dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, dann Prediger zu Rotenburg und Magdeburg, endlich General-Superintendent zu Güstrau in Meklenburg und starb 1553, nachdem er siebenmal Landes verwiesen ward. Schon der Titel: das Buch von der Tugend und Weißheit, durch Alberum. Frankfurt 1550, worin Alberi Fabeln enthalten sind, verräth eine mehr didaktische als epische Manier; dabei kramt er gerne seine Gelehrsamkeit, auch wo sie nicht am Orte ist, aus und wird dadurch bis zum Ungenießbaren breit und weit. Uebrigens ist seine Gesinnung durchaus ehrenhaft, und das Poetische abgerechnet, sind seine Fabeln durch ihre Kühnheit, mit welcher er die Gegner des Lutherthums angreift, von außerordentlicher Kraft und Stärke. Wir führen hier nur eine einzige Stelle an, worin er die Lauen, Halben und Parteilosen geiselt.

„Der Leut findt man jetzunder vil, die listig sind und schweigen still,
und nehmen sich des schnupfens an, wie dieses Füchslein hat gethan,
als ob der weg der sicherst sey, daß man sich heng an kein parthey,



denn entweder sie bleiben stumm, oder sprechen Mum Mum Mum Mum.
Das sind die Weisen in der Welt, kein frommer aber von ihn' helt!
Der Bär wird für gerecht erkannt, der hat weiß weiß, schwarz schwarz
genannt,
ein frommer Mann die Wahrheit soll verleugnen immer, ob er wol
darumb muß wagen leib und leben, so wirds ihm Gott doch wieder-
geben."

Der dritte Fabeldichter dieser Zeit ist Georg Rollnhagen, Rektor der Schule zu Magdeburg, welcher schon als Student zu Wittenberg Vorlesungen über Homers Froschmäusekrieg hörte und von dem Professor Winzheim auf den Gedanken gebracht wurde, dieses Gedicht zu Rathschlägen für Regierung und Kriegskunst anzuwenden. Später führte nun Rollnhagen diesen Gedanken in einem Gedichte aus, welches unter dem Titel: Froschmäusler, Magdeburg 1595 erschien. Hier ist nun das Didaktische durchaus vorherrschend und man muß aus dem Munde der Frösche und Mäuse allerlei Lehren über Staats- und Kriegskunst in peinlichster Weitläufigkeit vernehmen, so daß von dem alten homerischen Gedichte wenig übrig bleibt. Doch sind die Ansichten selbst trefflich und verrathen einen richtigen Blick und zugleich eine Freiheits- und Wahrheitsliebe, die dem Verfasser Ehre machen. Ueberhaupt, liest man das Buch mit beständigem Hinblick auf die Geschichte damaliger Zeit und erkennt man die beständigen Anspielungen auf Personen und Ereignisse, so bekommt es einiges Interesse. Ja auch der poetische Sinn geht nicht leer aus, wenn man sich in die Brodliebe und bausbäckischen Naturen, die so treu als komisch gezeichnet sind, hinein zu denken vermag. Nur eine Stelle wollen wir anführen und zwar eine von denen, worin der Dichter in einem Spiegel seiner Zeit den Fortschritt zu edlern Sitten zeigt, in dem die ritterlichen Frösche statt der alten Turniere, wo

fürwahr ein Thor — war
der lieber ausstund all' Gefahr

und im Raufen und Balgen Vergnügen fand, sich mit allerlei Spielen Gesang und Musik ergötzten.

Der Frösche Ritterspiel und Musica.

Wie nun anfing der grüne Mey,
Wolt der König von sorgen frey
Mit seines Hoffes Dienern all,
Ein freuden spiel halten einmahl.
Vnd satzt sich auß dem Sonnenschein,
Besonders hin von der Gemein,
Auf ein Hügel mit grünen moß,
Vberwachsen, schön weich vnd loß,
Das die Bachmüntzen und Poley,
Auch schatten gnug machten dabey.
Vnd ließ für ihm seine Trabanten
Vnd die seine Herschafft erkanten,
Sich da oben im Ritterspiel.
Da kurtzweil auch treiben gar viel.
Mit Wassertreten, vntersinken,
Mit offnem Maul doch nicht vertrincken.
Ein Mück in einem Sprung erwischen,
Künstlich ein rotes Würmlein fischen,
Auf gradem Fuß auffrichtig stehen,
Und also einen Kampf angehen.
Einander mit Tantzen und Springen,
Im grossen vortheil vberwinnen.
Etlich die vnterleffs auch hiengen
In See, vnd fingen anzu singen.
Sol fa, ut, sol fa, sol ut,
Concordia ist zu allen Dingen gut,
Zu guter Stund sind alt vnd Jungck
Concordia klunckerlekunck.
Dazu quackten im nassen Graß,
Etlich den vntersatzten baß.
Fürwar ein Thor derselbig war,
Der lieber außstund all gefahr.
Denn das er Concordiam bewart.
Veracht Coard, Morr, Marr, Marquard.
Die andern den zuwider thaten,
Ans Vfer aus dem Wasser traten,
Damit sie zu den andern singen,
Die Regalstim könten ein bringen,
Rieffen das hat gethan gar geckſch.
Koachs, Wrecke, Vky, Kekechs.
Ryller, Tryller, Kulo, Tulunck.
Das beklaget sich alt vnd junck.
Zerten so mit dem Wasserklang,
Die Waltvöglein zum kampt gesang,

Das man durch Wasser vnd Walt diß krachen,
Ein wunder freudenschal hört machen.
Wie Jung Gesellen zu Sommerszeit,
Am Wasser vnd Wiesen suchen freud.
Wie auf den Schulen die Studenten,
Baden, vnd tauchen gleich den Enten.
Schwimmen künstlich, wie Genß vnd schwanen
Fischen fahren im Schiff vnd Kanen.
Fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
Wissen von keiner trawrigkeit.
Singn auch ihr vielstimmige Reyen.
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
Fein kunstreich nach der Musen arth,
Kein frölicher Volk funden ward.
Also thaten die Fröschlein auch,
Hielten ohn sorg ihr spiel vnd brauch
Wie selig ward die gülden zeit.
Da in der gantzen Welt die Leut,
Lebten in fried und frölichkeit,
Also ohn alles hertzeleid.

Schauspiel.

Auch das Schauspiel, welches, wie wir gesehen, schon in Rosenplüt's Zeiten aus den kirchlichen Mysterien und Osterspielen entstanden und von jeher das deutsche Volk ergötzte, kam nun zu Ende des 16ten Jahrhunderts in die Hände der Gelehrten. Hans Sachsens Dramen, so gemüthlich, naiv und lebendig sie auch sind, eignen sich doch nicht zur Aufführung; allein ihm gebührt das Verdienst, den Deutschen gezeigt zu haben, wie man die ganze poetische Welt, römische, griechische, morgenländische und altdeutsche Geschichte zum Drama gestalten könne. Schade, daß Reuchlin, Nicodemus Frischlin, ein Mann mit Huttenischem Geiste und Thomas Naogeorg ihre Schulkomödien lateinisch schrieben und schade, daß diese Stücke von Leuten übersetzt wurden, die auch keinen Funken von dem Geiste der Verfasser hatten. Indessen traten bald Männer auf, welche auch deutsche Komödien schrieben, wie der Pastor Paul Rebhuhn, der Schulmeister Joachim Gräff und Wolfart Spannenberg, um nur die vorzüglich-

sten zu nennen. Die meisten derselben waren Schulmeister oder Prediger, da in vielen deutschen Städten, zu Straßburg, Nürnberg, Heidelberg und besonders in Zwickau in Sachsen, es gewöhnlich, ja zum Gesetze gemacht war, daß von der studirenden Jugend jährlich ein= oder mehrmal Schauspiele aufgeführt werden mußten. Nebst diesen bestanden noch immer die alten Fastnachtspiele und geistlichen Komödien, welche in Städten von Handwerkern dargestellt wurden. Wie damals Luthers Ansehen Alles galt, trug hiezu nicht wenig bei, daß dieser Mann selbst zu Wittenberg lateinische Stücke aufführen lassen und das Buch Judith und den Tobias schöne Gedichte und liebliche Komödien genannt habe. Darum waren auch jene Komödien meist voller Beziehungen auf die Reformation, ja in manchen beruht die ganze Fabel des Stückes auf diesem Thema, wie z. B. in dem Eislebischen christlichen Ritter, wo ein König Immanuel sterbend sein Reich und ein Testament für drei Söhne hinterläßt; der erste, Pseudopetrus, hält sich in Italien auf, Martin in Eisleben und Johann in der Schweiz; nach dem Tode des Vaters streiten sich nun die Brüder, indem der erste von dem Reiche Besitz nimmt und von dem Testamente nichts wissen will, der letzte das Testament nach seinem Sinn auslegt, Martin allein dasselbe buchstäblich gehalten will. Den Streit zu schlichten schlägt man vor, die Leiche des Vaters zum Ziele zu stellen: wer ins Herz träfe, solle Herr des Reiches sein. Aber dagegen sträubt sich Martin gleich der guten Mutter vor Salomos Richterstuhl, er will auf das Herz des Vaters nicht anlegen und sieh da erscheint der Vater als Geist und krönt den frommen Sohn zum König des Reichs. Der Verfasser dieses Schauspieles ist Martin Rinkhart, der ums Jahr 1613 lebte und anfänglich Kantor zu Eisleben, zuletzt Archidiakonus und Prediger zu Eilenburg war. Auch die Jesuiten führten die Schulkomödie auf ihren Lehranstalten ein, allein die noch vorhandenen lateinischen Schauspiele sind weit mittelmäßiger und eintöniger, als die ihrer Gegner. Den Uebergang zu einem schon mehr kunstmäßigen Drama machten zu Anfang des 17. Jahrhunderts zwei Männer, deren Stücke bereits Intrigue, Situationen und Charakterschilderungen enthalten. Der erste Jakob Ayrer, Prokurator zu Nürnberg,

benützte wie Hans Sachs alte und mittlere Geschichte, bleibt aber jedoch hinter seinem Vorbilde an Gemüthlichkeit und lebendiger Darstellung weit zurück. Sein berühmtestes Stück ist Pelimperia, worin wie in den meisten seiner Trauerspiele aufs schrecklichste und schaudervollste gemordet und gewüthet wird, eine Rohheit, welche der fein fühlende Schuhmacher von Nürnberg immer zu vermeiden wußte. Es war dieß aber der allgemeine Geschmack damaliger Zeit, den wahrscheinlich die englischen Schauspieler-Gesellschaften, welche im 17. Jahrhundert in Deutschland herumzogen und in allen größern Städten Theater spielten, mitgebracht hatten. Der zweite Dramatiker dieser Zeit von einiger Bedeutung ist Herzog Julius von Braunschweig, welcher von 1602 bis 1610 regierte und in Braunschweig die erste deutsche Bühne errichtete und für dieselbe auch mehrere Stücke verfertigte. Das bekannteste und vielleicht auch beste darunter ist: Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua, worin eine Art Don Quixote mit hochtrabenden Worten auftritt und sich seiner Abenteuer Kriegs- und Jagdthaten rühmt. Durch diese Beiden kamen nun an die Stelle der eintönigen und langweiligen Schuldramen Schaustücke aller Art, wie sie dem Volke zusagten und auch der alte Lustigmacher, welcher aber damals noch nicht Hanswurst hieß, behauptete sein Recht und man sah Aufführungen von Teufelstänzen, Schlachten, und dabei Gewitter, Prügeleien, prächtige Aufzüge, Feuerwerke, lärmende Musik und Gesang und Alles, was dem grotesken Geschmacke des Pöbels zusagte. Nur freilich war an Poesie nicht zu denken und während Shakespeare in England seine unsterblichen Werke dichtete und aufführte, war das deusche Theater noch in seiner Kindheit. *) Demohngeachtet ist es Schade, daß diese deutschen und lateinischen Versuche im Dramatischen so selten geworden sind, daß man Bibliotheken von vielen tausend Bänden unfruchtbarer Gelehr-

*) Ein guter Einfall war es im J. 1842 in dem Leopoldstädter Theater zu Wien, unter dem Titel: die Posse seit vier Jahrhunderten das heiß Eysen v. Hans Sachs, die ehrlich Beckin mit iren drei vermeinten Liebsten von Ayrer, den Hanswurst oder Doctor nolens volens, von Mylius und den Tritschtratsch von Nestroy aufzuführen; schade daß man Gryphius oder Weise nicht hinzufügte.

samkeit durchsuchen kann, ohne oft nur ein einziges Werklein dieser Art darunter zu finden. In neuen Auflagen sind sie nun auch nicht erschienen und also bis jetzt größtentheils dem deutschen Volke ganz unbekannt; und doch könnte man ihnen ablernen, so roh in Anlage und Ausführung sie auch sind, was besonders eine deutsche Komödie und wie sie sein müßte, sollte sie dem Volke genügen, und man muß nur Gelegenheit haben gemeine Leute, ja schlichte Bürger zu belauschen, die zufällig in ihrem Familienschatz solch ein Büchlein aus jener Zeit besitzen, wie sie dasselbe werth halten, es nicht einmal, sondern so lange sie leben, gleich der Bibel in Winterabenden beinahe Tag täglich lesen und wiederlesen und sich immer aufs Neue ergötzen an den Gestalten, die ihrer Art und Weise und ihrer Natur so gemäß sind. Das Urtheil der Gelehrten, die solche Werke nach den Regeln der Kunst und nach ihrem geläuterten Geschmacke beurtheilen, kann hier nicht allein in Anschlag gebracht werden, auch in Dingen des Geschmackes und der Vergnügungen hat das Volk seine Rechte, und die, welche für dasselbe arbeiten, sollen darauf achten.

Satyre und Romane.

Wir haben gesehen, wie die ganze Richtung der deutschen Literatur schon seit dem 15. Jahrhundert satyrisch war; überall statt des Idealen das Reale oder Wirkliche, statt des Abenteuerlichen das häuslich Beschränkte, statt des Großen das Kleinliche. Dieser Richtung bemeisterte sich zu Ende des 16. Jahrhunderts Keiner mehr als Johann Fischart aus Mainz (gestorben als Amtmann in Forbach 1591.) Sein Hauptwerk ist der Gargantua von Rabelais, welchen er frei bearbeitete, so daß es ein durchaus deutsches Werk geworden. In diesem und allen seinen übrigen, ziemlich zahlreichen, doch höchst seltenen, meist prosaischen Werken, wurde er, indem er den bisherigen Volkston veredelte, zum Schöpfer des deutschen bürgerlichen Romans in seiner ganzen komischen,

humoristischen und formlosen Manier. Und so ist er ein Volksdichter, aber einer der hoch über das Volk erhaben steht, weil er in aller alten und neuen Gelehrsamkeit und in allen, auch den höhern Ständen wie zu Hause ist. Ueberall lauert er als ein wahrer Satyriker auf das Gemeine, Thörichte, Alberne und Schlechte und wo er es findet, mag es noch so verkleidet und vornehm, weise, gescheidt nnd ehrbar aussehen, es unbarmherzig ans Tageslicht zieht, von allem Prunk entkleidet und der Welt in seiner Nacktheit zeigt, daß man es recht augenfällig sehen kann in seiner Erbärmlichkeit. So hat kein anderer Schriftsteller die Thorheiten und Laster der Deutschen gegeiselt, so kein Anderer die Römlinge und die Finsterlinge besonders die Ingolstädter Jesuiten, die er Jesuwider, Schüler des Ignaz Lugiovoll, Sauiter, Jesseer, Götzsuiter nennt, lächerlich gemacht als er. Da wird er denn freilich oft burlesk, d. i. in der Art komisch, die ins Gemeine, Kleinliche, Uebertriebene, ja Unflätige ausartet; wollte man aber dieß einem so geist- und kenntnißreichen Mann, als Fischart war, verargen, so beherzige man, was Gervinus zu seiner Vertheidigung so wahr als trefflich sagt: „Wenn in großen Revolutionen der Bildung und Aufklärung, wie damals, wo durch die Reformation eine unselige Nacht von Finsterniß aufs glänzendste aufgehellt, die Menschheit aus den peinlichsten Verirrungen zu einem lichten heitern Wege gewiesen ward, — wenn in solchen Zeiten ein Theil der Menschen träg, aus Selbstsucht, aus gemeiner Gesinnung zurückbleibt, für das Höchste, das ihm wohlfeil geboten war, das Schlechteste theuer kauft, so verdient diese gemeine Seite der menschlichen Natur, die leider immer unvertilgt blieb, eine verächtliche und herabwürdigende Strafe, und eben eine solche ist die burlesk gehaltene Satyre. Man lese alle Pasquille der Katholischen in damaliger Zeit: wo nicht die Excentrischen auf der evangelischen Seite etwa Anlaß zu triftigem Spotte gaben, da entlädt sich gegen Luther nur ein verhaltener Grimm und geistlose Verleumdung." *)

Außer seinen prosaischen Werken haben wir auch von ihm Manches in Versen, so ist z. B. das glückhafte Schiff ein

*) Gervinus 3. B. 126 S.

treffliches Gelegenheitsgedicht zum Preise der Rheinfahrer, die einen zu Zürich gekochten Hirsenbrei noch an demselben Tage warm nach Straßburg brachten. Selbst im Hexameter und Pentameter versuchte er sich, wie aus nachfolgendem Bruchstücke zu ersehen, das auch von seiner Vaterlandsliebe Zeugniß gibt:

> Dapfere meine Deütschen, redlich vom Gemüth und Geblüte,
> Nur eüerer Herrlichkeit ist dieses hier zubereit.
> Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir Göttliche Güte,
> Zu preisen in Ewigkeit ewere Großmüthigkeit.
> Ihr seyd von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande,
> Berümbt durch alle Land, immerdar ohne Widerstand!
> So wär es eüch allesampt fürwar eine mächtige Schande,
> Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
> Drumb dieselbige sonderlich zu fördern haben:
> So hab ich mich unverzagt, auf jeziges gern gewagt,
> Und hof solches Reymes Art werd eüch Ergötzlichkeit geben,
> Sintemal ein jeder fragt nach Newerung die er sagt.

Zum Schlusse führen wir noch den possierlichen Titel seines Gargantua an und eine Stelle, um sich einen Begriff zu machen von seiner Schreibart und von der genialen Satz- Wort- und Tonbildung, in der sich seine Prosa oft überpurzelt, als wollte er zeigen, wie reich und biegsam die deutsche Sprache sei. Manche tadeln zwar diese Sprachkünstelei, allein sie hat für die kommende Zeit vorgearbeitet und man sieht es den Prosaikern des 17. Jahrhunderts meist an, wie fleißig sie im Fischart gelesen haben.

Gargantua.

Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung, Von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantoa vnd Pantagruel, Koenigen inn Vtopien, Jeewelt vnd Nienenreich, Soldan der Neuen Kannarrien vnd Oudyssen Inseln: auch Großfürsten im NubelNibelNebelland, Erbvögt auff Nichilburg, vnd Niderherren zu Nuli-

bingen, Nullenstein und Niergendheym. Etwan von M. Frantz Rabelais frantzösisch entworffen: Nun aber vberschrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, inn vnser Muter Lallen vber oder drunder gesetzt. Auch zu diesem Truck wider auff den Ampoß gebracht, vnd dermassen Pantagruelisch verpossełt, verschmidt vnd verdängelt; daß nichts ohn ein Eisen Nisi dran mangelt: durch Huldrich Elloposcleron. — Im Fischen Gilts Mischen. Getruckt zur Grensing im Gänsserich 1582. 8. 286 ungezählte Blätter.

Des kleinen Gragantua früheste Erziehung.

Nun vnser Henlin liß sich wol an, hat schon viel Eyer verderbt, hat schon schir zehen Kin, vnd schrei nicht als nur eyn wenig, ... wie er kein tropfen on vrsach einsurfelet: also spei er keinen on vrsach. On vrsach aber tranck er nit. Dan wann es sich begab das er zornig, rasend, hirnprünstig, treckauffstoesig: Vnsinnig, grimmig: schreiend: weynend: wütend: vnd Teuffelisch ward: daß er anfing vor rachgiriger boßheyt zu Veitsdäntzelen: zu hupffelen: schupffelen: zabelen: strabelen: zitteren: witteren: Zaenknarspelen: Toben: dauben: Strampelen: kreuschen vnd fallendsüchtig werden: Da must was hand vnd fuß hat lauffen, vnd jm pringen zu sauffen, das war die Losung, also kont man die gut art eyn weil stillen, biß daß er wider Atham holet, da ging das Lid auff eyn neues an, da mußt man jm etwann zum brittenmal auß dem zwölffmaesigen Säugammenkennlin zuschlucken geben vnd dahinden wol aufheben: dan die guten Kindlin haben grosen durst, die milch ist gesaltzen, das macht das graß so die Muter aßen, war nit vngesaltzen: so haben sie groß Hitz vom Zanwee, ehe sie außzanen, so muß man dann den Kalck mit Wein leschen, das macht die Pillerlein steiff. Darumb verfaulen den Teutschen todten Köpffen die Zaen am letzten: wers nicht glaubt, versuchs.

Es hat mir seiner Warterin eyne gesagt, die jm den Zipffel

offt im maul gehabt, vnd auf min tru geschworen, das Gargelzimplin hab so gar dise weiß an jm gehabt, daß er nur vom gethoen vnd klang der flaschen vnd kannen in eyn solche abgründige, tiflose, sinnlose verzuckung sei gefallen, als ob er wie Machomet vnd die Propheten von Münster die Paradiß freud empfünd: Hett es allerdings reden können, es het euch auff Delphisch Reimenweiß die wahrheit gesagt. Derhalben als sie solche Heylige Complexionen vnd Art an jm vermerckt, haben sie teglich an statt der Kindschlätterlin und Malzenplättelin solch Cibelisch kübelklopffen, Faßfingerlen, glaeserklingelen, vnd flaschendäntzelen vor gehabt: auch so bald er auffstund, vnd noch Leilachginig vnd Federstibig gewesen, musten sie an allen ecken mit den ketten vnd Schrauben an den Flaschen rasselen, vnd mit dem deckel auff der Kandel klöpffelen, daß er den kopff umbwarff, wie eyn Tauber vor dem Schlag, vnd vor Freuden gleich erhupffte, erlupffte, erschupffte: ermunderte: erschulterte: erschüttelle: vnnd wagete: wigete sich selber: dibellnend mit dem Ditelkopff, monochordisend vnd instrumentisend, vnd quenckelingend mit den fingern, vnd barytonirend, Lullepipend vnd gruben klimmend mit dem hindern. Vnd ist solchs heut eben so wenig fremb, als das eln Welt vnder vns sei, welche die Füß gegen vns kehrn. Dan Bellonius schreibt in Creta lassen sich die weynenden Kinder nit stillen, man zeig jnen dan bogen vnd köcher, vnd geb jnen eyn Pfeil inn die Hand gleich wie man keyner Schwäbin kind schweigt, man zeyg jm dann eyn Löffel.

Schlußbemerkung.

Das war also das Reformationszeitalter, das leider nicht in unmittelbarer Folge, jedoch für alle Zukunft die Nationalität und die Volkspoesie der Deutschen wieder aufgeweckt und neu begründet hat. So hat zwar der Schuster Jakob Böhme aus Görlitz, sein hochpoetisches Talent verkennend, sich in mystische Träumereien gestürzt, die wohl von seiner schönen strebenden Seele zeugen, doch

in ihrer wunderlichen Gestalt weder Aufklärung noch Erbauung förderten und nur Frömmlern dienten ihre Verschrobenheit noch weiter zu treiben. — Dafür malten Hans Holbein aus Basel, Albrecht Dürer aus Nürnberg, Lucas Kranach in Wittenberg und viele Künstler ihre Meisterwerke, und die Holzschnitte zu den poetischen Schriften dieser Zeit schufen eine zweite Poesie, die nicht selten den groben Anstrich der Zeit veredelte. Geriethen auch die Riesenbauten der Dome, diese finstern Hallen der Ertödtung ins Stocken, so erhub sich in den kleinen lichten Kirchlein der Evangelischen eine lebendige Andacht und der alte Volksgesang, den vaterländische Künstler, bescheidene Kantoren förderten und mit rauhen Stimmen eine Wirkung hervorbrachten, welche die päpstliche Kapelle nie erstrebt. Alles das war Gewinn für unsere Poesie, die freilich erst in neuester Zeit zur Flamme aufschlug.

Hier folgt noch zur bessern Uebersicht

Das Zeitalter der deutschen Nationalprosa.

Martin Luther begründet die Nationalprosa durch seine hochdeutsche Bibelübersetzung um 1523

Martin Luther, Justus Jonas, Nicolaus Decius und Lazarus Spengler sind die ersten Liederdichter für die lutherische Kirche vor . . . 1530

Paul Rebhuhn 1535

Nicolaus Hermann 1540

Erasmus Alberus: Speratus, Selenecker . . 1545

Ritter Götz von Berlichingen gab seine Selbstbiographie heraus, vor 1550

Burkard Waldis . . , ... 1554

Hans Sachs 1558

Johann Pappus, Vater Herberger 1570

Johann Fischart (Menzer) 1581

Bartholomäus Ringewaldt 1590

Valentin Ickelsamer schrieb die erste deutsche Grammatik 1590
Georg Rollenhagen 1595
W. Shakespeare in England der größte Dramatiker neuerer Zeit um 1590
Friedrich von Spee 1612
Jakob Ayrer 1600
Das deutsche Volkslied hört auf mit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 1618

Fünfter Zeitraum:

Kunstpoesie und Einfluß ausländischer Literatur.

Von Opitz bis Klopstock.

Vom Jahre 1617 bis 1740.

Allgemeines.

Hundert Jahre nach Luthers Auftreten und vor dem großen und verheerenden 30jährigen Krieg war nicht nur die kirchliche und bürgerliche Freiheit der Deutschen, sondern auch ihre Bildung und vor allen die Poesie ungemein gefährdet. In Schwaben, Elsaß und am Rhein, vorzüglich zu Straßburg und Heidelberg sangen noch einige gelehrte Dichter zu Anfang dieses Zeitraums im Volkstone, es war gleichsam der Schwanengesang des alten Volksliedes, das bald im Verlauf des Krieges vor den östreichischen, schwedischen und französischen Kanonen verstummte. Eben damals wanderten mehrere junge Gelehrte ins Ausland, nach Holland, Frankreich und Italien und lernten, wie schon oben erwähnt worden, in Holland die deutsche Muttersprache ehren und zum Theil auch erst recht kennen, denn es war ja dieselbe bei dem Adel und den Gelehrten beinahe vergessen, wenigstens nicht in Kunst und Wissenschaft gebraucht worden. Dort lernten sie nun Manches kennen, was ihrer Ausbildung eine neue Richtung gab, während die daheimgebliebenen Männer der Kirche und Schule beinahe ganz und ausschließlich theologischen Streitigkeiten und einer stillstehenden Gelehrsamkeit in

allen übrigen Fächern verfallen waren. In Holland sahen sie ferner die eifrigsten Bestrebungen für altklassische Bildung; in Frankreich eine gewandte, leichte und gefällige Hofpoesie, die bald mit den höfischen Sitten die vornehmen Stände Deutschlands einnahm; in Italien ging ihnen in den lyrischen und epischen Dichtern, die schon im 16. Jahrhundert dort blühten, eine neue Welt poetischer Darstellung auf, von welcher sie, da sie die alte deutsche Volks- und Ritterpoesie nicht kannten, bisher keine Ahnung hatten. Solche Keime zur künstlichen Umgestaltung der deutschen Poesie brachten sie in unser Vaterland zurück, wo sie auch wirklich in schönen Früchten aufschossen. Zufällig waren aber diese neuen Dichter aus dem nördlichen Deutschland, meist aus Schlesien, Preußen, Ober- und Niedersachsen, und da in diesen Ländern theils halbslavische Bevölkerung, theils das Plattdeutsche Volkssprache war, also keine poetischen Anklänge von den untern Ständen zu den höhern heraufdrangen, kam es, daß die deutsche Volkspoesie bald ganz ausstarb und sich eine gelehrte Kunst- und Hof-Poesie bildete, die erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder das Volk allmählig zu sich heraufzog.

Sprach- und Dichtergesellschaften.

Die Hauptveranlassung, diese neue Poesie in Deutschland zu erwecken, waren die während des Zeitraums entstandenen Gesellschaften von Dichtern und Sprachforschern. Recht zum Glücke Deutschlands ist die erste dieser Gesellschaften gerade 1617, kurz vor dem Ausbruch des 30jähriger Krieges ins Leben getreten; denn durch sie wurde, während ganz Deutschland durch den neu entbrannten Haß zwischen den Katholiken und Protestanten in zwei feindlich gegenüberstehende Partheien zerfiel und während des Krieges alles Vaterlandsgefühl zerstört wurde, doch einigermaßen ein wissenschaftlicher Zusammenhang und ein reger Gemeinsinn erhalten und befördert; was sie aber für deutsche Sprache und ihre Rein-

heit wirkte, steuerte künftig der überhandnehmenden Neigung zu allem Fremden und Ausländischen und zugleich der Modesucht und den Modelastern jener Zeit, wo Schweden und Franzosen, Spanier und Wallonen, Welsche und Kroaten, Ungarn und Slaven auf deutschem Boden sich schlugen und mit den Hütten des deutschen Volkes auch gute deutsche Sitte zerstörten. Die erste dieser Gesellschaften war die sogenannte fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden. Als nämlich zu Weimar im J. 1617 die Herzogin Dorothea von Weimar, eine Schwester des Fürsten Ludwig von Anhalt, begraben wurde, sprach bei dem Herzoglichen Leichenmale Kaspar von Teutleben von den gelehrten Gesellschaften, die in den angesehensten Städten Italiens stattfänden und wie heilsam es wäre, wenn sich auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zur Erhaltung der Muttersprache bildete. Der vielgereiste und kenntnißreiche Fürst Ludwig von Anhalt, der jederzeit große Vorliebe für deutsche Sprache und Sitte und zugleich für die Kunst und Wissenschaft bewies, war zugegen und führte auch noch in demselben Jahre den Vorschlag aus und errichtete wirklich zu Köthen, seiner Residenz, die besagte Gesellschaft, welcher zum Sinnbild der in allen Theilen nutzbare Palmbaum mit der Devise: Alles zum Nutzen, gegeben worden. Demnach bekamen auch alle Mitglieder Beinamen, die sich auf Wachsthum und Pflanzenreich bezogen. Wie gebildet der Anhaltische Adel damals gewesen sei, beweist die Theilnahme an dem neuen Orden, in welchen 16 Fürsten und 68 Adelige blos aus diesem Fürstenthume eintraten; Gelehrte und Schriftsteller waren hingegen nur äußerst wenige. So lange der Fürst Ludwig lebte, war er das Oberhaupt des Ordens und Köthen der Sitz, wo die Versammlungen gehalten wurden; nach seinem Tode erhielt diese Würde Herzog Wilhelm von Weimar und von nun an war wieder, wie in der Minnezeit, Weimar der Sitz deutscher Bildung. Der dritte Fürst, welcher diesem Orden vorstand, war der Herzog August, welcher den Sitz desselben nach Halle verlegte, doch mit seinem Tode 1680 nahm auch, politischer Verhältnisse wegen, diese Gesellschaft ihr Ende. Nicht zu läugnen ist, welch großen Einfluß diese Beschäftigung vornehmer Herrn mit deutscher Poesie und Sprache

auf unser Vaterland hatte, indem sie so viele Dichtertalente erweckte und aufmunterte, und waren diese auch meist adelig, so hatten sie dafür desto leichteres Spiel, indem sie weder Nahrungssorgen noch Verfolgungen zu dulden hatten, welche Poeten damals von Theologen und Gelehrten zu gewärtigen hatten, da man ihre Kunst als eine leichtfertige Spielerei verachtete, ja sogar verketzerte. War es ferner nicht eine erfreuliche Wendung, daß nun wieder, gleichwie im Mittelalter, der Adel in die deutsche Harfe griff? Hätten nur die deutschen Schulmänner und die Professoren der Universitäten diesen Eifer zu erhalten und zu nähren gewußt, hätten sie selbst der Meisterschaft in aller Poesie sich bemächtigt und den Deutschen gefühl- und geistvolle Werke geliefert; nimmer wäre der Adel mit den Fürsten der deutschen Sprache und Poesie untreu geworden, indem sie nach Frankreich und Italien gingen, um sich dort an lebendigerem Reize anmuthiger Dichtungen zu ergötzen.

Die zweite Gesellschaft deutscher Dichter war die sogenannte deutsch gesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, welche zu Hamburg 1643 den 1. Mai von Philipp Zesen errichtet wurde. Sie theilte sich hernach in besondere Zünfte, deren jede einen Blumennamen erhielt, z. B. die Rosen- Lilien- Nelken, Rautenzunft. Auch Frauenzimmer wurden in dieselbe aufgenommen, so war z. B. Katharina Regina von Greifenberg, Freiin auf Seysenegg, aus Oestreich, Vorsitzerin der Lilienzunft und hieß mit ihrem Ordensnamen die Tapfere. Zesen selbst war aus Anhalt, kam aber nach vielen Reisen nach Hamburg, wo er lange weilte und schon mehrere Liebhaber der deutschen Dichtkunst fand. Leider gab er den Ton zu jenen tändelnden und schmachtenden Entzückungen an, der sich bald der ganzen deutschen Lyrik bemeisterte. Große Verdienste hat er übrigens um die deutsche Sprache, da sein ganzes Bestreben dahinausging, die deutsche Sprache von Fremdartigem zu reinigen. Um den Geschmack jener Zeit kennen zu lernen, führen wir nur den Titel eines seiner Bücher an „Rosenmohnd, das ist, in 31 Gesprächen eröffnete Wunderschaft zum unerschätzlichen Steine der Weisen, darinnen unter andern gewiesen wird, wie das lautere Gold und der unaussprächliche Schatz der hochdeutschen Sprache, unsichtbarlich durch den Trieb

der Natur, von der Zunge, sichtbarlich aber durch den Trieb der Kunst, aus der Feder, und beiderseits, jenes den Ohren, dieses den Augen vornähmlich, so wunderbarer Weise und so reichlich entsprüsset. Hamburg 1651. 12.

Im J. 1644 wurde zu Nürnberg der Blumenorden an der Pegnitz oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer von Harsdörfer und Klai gestiftet. Die Mitglieder, meist Nürnberger, erhielten Schäfernamen z. B. Myrtill, Damon, Meliböus u. dgl. und auch Frauenzimmer waren darunter, wie denn fast jedes Mitglied seine Gattin einführte. Es war also diese Verbindung eine Art Familienverein, dessen sich der Magistrat sowohl als die angesehensten Personen von Nürnberg annahmen. Schon den Mitgliedern nach mußte hier Alles vornehm bürgerlich hergehn, und so war dieser Orden einerseits eine Fortsetzung der Nürnberger Meistersängerschule, (nur daß kein Hans Sachs daraus hervorging) andererseits eine Annäherung an die zierliche Adelspoesie des Palmordens, wie denn besonders viele Oestreicher von Adel sich an denselben anschlossen. Das Ordenszeichen war Anfangs die Pansflöte, weil die Schäferpoesie (die Idylle) die Lieblingsgattung war; freilich keine Theokritische Idylle, sondern alle die mit Bändern und in seidenen Kleidern phantastisch herausgeputzten, gepuderten und gekräuselten Schäfer, wie wir sie auf alten Gemälden und Porzellangeschirr und Fächern sehen, die dann eben so geziert, bald süßlich, bald schwülstig, immer steif und unnatürlich in Reimspielen, Klingreimen, Bilderreimen und Echos redeten! Später nahm man statt der heidnischen Pfeife Pan's die Passionsblume zum Abzeichen, und nun sangen die Pegnitzer geistliche Lieder, die auch ihr Eigenes hatten, indem sie, von dem alten lutherischen Kirchengesang abweichend, in einem Gemische von Weltlichkeit und Geistlichkeit über Geburt, Leiden und Tod Christi mit blutfließender Feder geschrieben schienen, so daß man bei vielen, anstatt der evangelischen Glaubensheiterkeit, die ganze selbstpeinigende Zerknirschung des Mittelalters und eine Aehnlichkeit mit Friedrich von Spee und andern katholischen Schwärmern fand. Ein Vorzug ihrer Poesie ist jedoch das ihr eigene Musikalische, wodurch sie den nördlichen Dichtern weit überlegen sind.

Erst im J. 1660 wurde von Johann Rist, Prediger im Mecklenburgischen, der Elbschwanenorden oder, wie er sich auch nannte, der deutsche Thränenfließende Zimber Swan gegründet. Der Stifter vereinigte nämlich etwa 40 Freunde, mit Ausschluß der Frauen, meist gekrönte Poeten, zur gegenseitigen Förderung ihrer Werke und Vertheidigung gegen alle kritischen Angriffe. Man sieht nun schon daraus, daß es diesen mit einem goldenen Schwan gezierten Männern nur um das zeitliche Wohl ihrer Schriften zu thun war, weßhalb sie auch sammt und sonders in Mittelmäßigkeit beharrten, dabei aber eine furchtbare Fruchtbarkeit an den Tag legten. Trotz dieser Thätigkeit überlebte dieser Orden seinen Gründer nicht; im geistlichen Liede geschah hier noch am meisten.

Opitz und seine Schule.

Als Vater der deutschen Kunstpoesie nennt man mit Recht den Schlesier, Martin Opitz (geb. 1597 gest. 1639 zu Danzig an der Pest) ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit, der seinen Geschmack auf Reisen im In- und Auslande, an den Werken der alten Römer, der Franzosen, Italiener und Holländer bildete und nach einem vielbewegten Leben, erst Schulmann in Schlesien und Siebenbürgen, dann Geschäftsträger eines deutschen Burggrafen in Paris, zuletzt Sekretär und Geschichtschreiber des Königs von Polen war. Der Ruhm seiner Kenntnisse und seines poetischen Talents wurde schon während seines Lebens erkannt und belohnt, er war eines der geachtetsten Mitglieder des Palmordens, wurde vom Kaiser Ferdinand II. in den Adelstand erhoben und als Dichter gekrönt und brauchte nicht ums Geld zu schreiben, so daß er seinem Verleger, der sich rühmte ein Werk von ihm gekauft zu haben, erwiedern konnte: „Ich habe zu leben und zwar so wie wenige Menschen meines Ranges in dieser Stadt.“ Bei alle dem konnte er sich doch nicht ganz von der Kriecherei und Lobhudelei damaliger Gelehrten frei erhalten, und seiner Gelegenheitsgedichte ist eine Legion.

Poetisches und schaffendes Talent hatte er wohl nicht und wir wollen ein's seiner berühmtesten Lieder hersetzen, um zu zeigen, wie dürr und ohne alle frische Empfindung seine Lyrik gewesen sei.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinaus zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.

Wozu dienet das Studiren
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf sein letztes Ende hin;
Dann kommt, ohne Geist und Sinn,
Dieses alles in die Erden.

Holla, Knabe, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag sein,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Klotho fortgerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube gibt, vergraben!

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht!
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine guten Brüder
Auf die Musik und ein Glas!
Kein Ding schickt sich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.

Laß ich schon nicht viel zu erben,
Ey, so hab' ich edlen Wein!
Will mit Andern lustig sein,
Wenn ich gleich allein muß sterben.

Herrscht nicht in diesem Liede mehr Verstand als Empfindung? Und wo diese auch hervortritt, scheint sie eine durch besonnenes Nachdenken gemachte. Wie gar „gemein und prosaisch" wird der Ausdruck in:

„Wozu dienet das Studiren?"
„Dann kommt, ohne Geist und Sinn,
Dieses alles in die Erden."

Eben so gemein und alltäglich, ja ohne alle Erhebung ist Gesinnung und Inhalt; zu einem Volksliede fehlen aber Humor, neue und kühne Wendungen, originelle Gedanken. Das Hauptgebrechen **Opitzen's** und der meisten nordischen Dichter war das Unmusikalische, denn nicht zum Singen, zum Lesen dichtete er seine Lieder. Daraus läßt sich seine entschiedene Neigung für das beschreibende und didaktische Gedicht erklären, in welcher Gattung sich beinahe durch's ganze 17. Jahrhundert bis in die Hälfte des 18ten die deutsche Dichterwelt bewegt. Großes Verdienst hat jedoch **Opitz** als Uebersetzer, denn er hat die ersten treuen Uebersetzungen geliefert und dadurch die deutsche Sprache selbst ungemein bereichert, welche sein Bestreben, richtig und rein zu schreiben, und seine theoretischen Werke erst für Kunst und Wissenschaft geeignet machten.

Opitz war nun der Gründer der sogenannten schlesischen Schule, weil die meisten seiner Nachahmer und Schüler Schlesier waren *. Wir werden uns bei ihr nicht lange aufhalten; denn was hülfe es die Namen **Flemming**, **Tscherning**, **Schrieger**, **Werder**, **Zinkgräf**, **Homburg**, **Logau**, **Rist**, **Gerhard**, **Dach**,

* Man nennt den Zeitraum dieser Schule auch den **Alexandrinischen**, weil sich die Dichter damals meist eines Verses von sechs Jamben bedienten, den man von einem französischen Mönch **Alexander**, der ihn zuerst gebraucht haben soll, den Alexandriner nennt. Hier ein Beispiel aus **Opitz**:

Der Höch | ste le | bet ja! | Es wal | let sein | Gemü | the
Noch vor | Barmher | zigkeit | und vä | terli | cher Gü | te.



Neumark und eine Menge noch herzuzählen, da wir von ihnen nichts zu sagen wissen, als daß sie meist ehrenwerthe und gelehrte Männer gewesen, die aber, wegen ihrer Armuth am poetischen Stoff und ihrer beschränkten Einsicht über das Wesen der Poesie, gar wenig von einander verschieden sind, so daß man von ihnen sagen darf: kennst du Einen, so kennst du Alle. So sind sich alle darin gleich, daß sie in der Jugend vom heitern Spiel der Liebe nach ihrer Weise singen, sobald sie aber in gesetztere Jahre kommen, es gar sehr bereuen, je solchen Stoff gewählt zu haben und nun fromme Kirchenlieder schreiben; Kavaliere, Offiziere, Advokaten, Rathsherrn so gut als Prediger und Professoren, Alles schreibt Kirchenlieder. Außerdem halten diese Männer es für unmöglich, im Epischen und Dramatischen irgend etwas zu leisten und wählen dafür das beschreibende und didaktische Gedicht mit Einschluß des Epigramms und der Satyre, denn ihr Grundsatz ist nicht Phantasie, Empfindung und Sinnlichkeit, sondern Gedankenreichthum oder, wie sie es nannten, Geist mache die Poesie. Daß sie trotz ihrer Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit den Alten nicht einen bessern Geschmack erlernten, ist wohl die Art und Weise Schuld, wie man damals die römischen Dichter las und studirte, und der Umstand, daß man die Griechen, diese Träger aller wahren Poesie, so gut als gar nicht kannte. Indessen verdienen doch einige unter den schon genannten hervorgehoben zu werden z. B. Flemming, der leider zu früh starb und wirklich poetisches Talent hatte; ausgezeichnet sind vorzüglich die Kirchenlieder von Paul Gerhard, Prediger anfangs in Berlin, dann zu Lübben in der Niederlausitz. Trefflich sind auch die von Simon Dach, Professor der Poesie zu Königsberg, von dem es nur zu bedauern ist, daß er nicht den Muth hatte, in der frohen und lebensfrischen Weise fortzufahren, in der er folgendes Liedchen sang, das ihm aber sein Leichenprediger noch am Grabe zum Vorwurfe machte:

Aennchen von Tharau ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb' und in Schmerz:

Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnet, bei einander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'!
Mein Leben schließ' ich um deines herum!

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß,
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht' und mein' Sonn'!
Mein Leben schließ' ich um deines herum!

Nach Opitzens Tode erhob sich der schon genannte Stifter des Schwanen-Ordens, Johann Rist, Prediger zu Wedel, zum Diktator im Gebiet deutscher Poesie, wo denn die hohlste und platteste Reimerei Mode wurde und eine wahre Ueberschwemmung solch unpoetischer Erzeugnisse über das Land kam, die auch Niemand zu tadeln wagte, weil Rist und sein Anhang bei allen Gelehrten in großem Ansehn stand.

Diese Prosawerdung der Poesie führte natürlicher Weise zur prosaischen Bearbeitung epischer Stoffe, woran denn doch das Volk, welches bei den gelehrten Dichtern leer ausging, wieder einige Nahrung erhielt. So schrieb Samuel Greifensohn den berühmten Roman Simplicissimus, worin er das Leben eines Landstreichers und die Zeiten des 30jährigen Krieges schildert. Es ist dieses Buch ein Gegenstück zu den Tagebüchern des Ritters Hans von Schweinigen, worin ein vornehmer Abenteuerer geschildert wird, und zu den spanischen Schelmenromanen. Ebenso haben Moscherosch,

unter dem Namen **Philander von Sittewald**, und **Balthasar Schupp** in der Weise **Fischart's** satyrische Romane geschrieben und auch der Herzog **Anton Ulrich von Braunschweig**, von dem wir noch sprechen werden.

Hierher gehören auch die beiden Satyriker **Wilhelm Laurenberg** und **Joachim Rachel**. **Laurenberg**, Professor der Mathematik bei der Ritterakademie zu Soror in Dänemark, schrieb seine launigen, muntern und äußerst witzigen Satyren in plattdeutscher Mundart. Ergötzlich ist es besonders, wenn er die Nachäfferei des Franzosenthums hechelt und die deutsche Sprache beklagt, welche nun häufig mit französischen Wörtern und Redensarten vermengt wurde.

„Seht, sülk Schipbröck hefft de düdsche Sprak geleden,
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Und hefft ene frembe Nese wedder angeflicket,
De sick by de düdsche Ohren nich wol schicket.
Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live kamen se hergetreden."

Seht, solchen Schiffbruch hat die deutsche Sprache gelitten,
Die französische hat ihr die Nase aufgeschnitten;
Und hat eine fremde Nase wieder angeflickt,
Die sich zu den deutschen Ohren nicht wohl schickt.
Aber auch Tugend und Schamhaftigkeit ist mit weggeschnitten,
Mit fast bloßem Leibe kommen sie einhergeschritten.

Hätte, fährt er fort, Jemand vor alten Zeiten eine Jungfrau **Dame** geheißen, würde sie ihm wohl den Rücken gekehrt und gesagt haben: Was fällt dir grauer Esel ein?

„Ick bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit sülke Oekelnahm ungescharen."

Ich bin ein ehrlich Mädchen geboren,
Laß mich mit solchen Ekelnamen ungeschoren.

Nun schildert er, wie verblendet die Deutschen seien, die all ihr Heil in Frankreich suchen:

„All, wat geschicklich is, all adelike Dracht,
Alle Höfligkeit möht syn uth Frankryk hergebracht.
Maneer, zierlicke Reed möht man uth Frankryk halen,
Un mit Gefahr, mit Möen und swaren Geld bethalen.
He habbe wohl gehört, dat man in keenem Land,
Als in Frankryk alleen, sind Wysheit un Verstand.
Vernunft de lege dar, als Dreck ligt up de Straaten,
En jeder kund davon een groten Sack vull faten."

Alles, was geschicklich ist, alle adelige Tracht,
Alle Höflichkeit muß sein aus Frankreich gebracht,
Um Manier und zierliche Red muß man nach Frankreich laufen,
Und sie mit Gefahr und Müh' und schwerem Gelde kaufen.
Man hat wohl gehört, daß in keinem Land
Als in Frankreich allein sind Weisheit und Verstand.
Vernunft die liege da, wie Koth auf den Straßen,
Ein jeder könne davon einen Sack voll sich fassen.

Dreißig Jahr nach Laurenberg gab Rachel seine Satyren heraus. Er war ein Holsteiner und starb als Rector in Schleswig. Die Laune und den Witz seines Vorgängers erreicht er wohl nicht, auch ist er weniger originell und ahmt die römischen Satyriker und zwar in der breiten Manier der Opitzischen Schule nach. Dennoch verdienen seine Satyren im Andenken des deutschen Volkes zu bleiben, da sie eine so gute und echt deutsche Hausmoral enthalten und treffliche Sittengemälde, wie z. B. in der ersten, wo er von sieben bösen weiblichen Charakteren spricht und mit dem Bilde einer vollkommenen Hausfrau schließt. Auch in der achten Satyre sagt er manches Treffliche über die Verachtung der Poesie.

A. Gryphius und Hofmann.

Indeß haben sich eben in Schlesien zwei Männer erhoben, die wirklich Dichter waren und, troß ihrer Gelehrsamkeit und hohen Bildung, so ganz zu den Herzen und Sinnen des Volkes sprachen, wie denn wahre Poesie nie lange von dem Volke verkannt wird. Dies

waren Andreas Gryphius und Christian Hofmann. Merkwürdig, daß in beiden wieder der Gegensatz trüber und heiterer Weltansicht sich offenbarte, wie bei Wolfram und Gottfried und dann später bei Klopstock und Wieland, Schiller und Göthe. Daß Gryphius der trüben Weltansicht anheimfiel, liegt wohl in seinen Schicksalen, die von Jugend auf sehr traurig waren. Er wurde 1616 zu Groß-Glogau in Schlesien geboren, verlor schon im fünften Jahre seinen Vater und im zwölften auch seine Mutter, und konnte doch, so kümmerlich er sich auch fortbringen mußte, den Wissenschaften nicht entsagen, obwohl ihn das Schicksal, abgerechnet Armuth und Hilflosigkeit, unaufhörlich verfolgte. So mußte er Glogau verlassen, weil dort die Stadt sammt der Schule abbrannte. Nicht besser ging es ihm in Fraustadt, wo er wieder weg mußte, weil die Pest dort wüthete und dem Schulbesuch ein Ende machte. Bei dem Allen entwickelten sich seine Talente sehr frühzeitig, denn schon in seinem elften Jahre schrieb er Sonette, die noch unter seinen gedruckten Gedichten zu lesen sind, und in seinem 18ten Jahre dichtete er sein Schauspiel Herodes, das aber verloren gegangen ist. Dabei erwarb er sich eine große Gelehrsamkeit in alten und neuen Sprachen und selbst in der altgriechischen Literatur, deren Geist er besser auffaßte, als manche Philologen nach ihm. Seiner Kenntnisse wegen nahm ihn der Pfalzgraf Schönborn zum Erzieher seiner Kinder auf, und wirklich schien ihm nun das Glück zu lächeln, denn sein Gönner verschaffte ihm die Dichterkrone und den Adel, von dem er jedoch nie Gebrauch machte. Auch wurde er in den Palmorden, wo er schon damals der Unsterbliche hieß, aufgenommen. Leider starb Schönborn schon im Jahre 1637 und die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, der Verlust theurer Geschwister, eine tödtliche Krankheit und unsägliche andere Drangsale brachen seinen Geist und theilten ihm die tiefe Schwermuth mit, die auch später, als sich seine Umstände besserten, nicht weichen wollte. Kein Wunder, daß er in dieser Zeit, gleich den meisten schlesischen Dichtern, auf astrologischen Wahnsinn, Gespensterglauben u. dgl. m. verfiel. Im Jahr 1644 raffte er sich auf und machte eine Reise durch mehrere Länder Europas: Italien, Frankreich, Holland und England und erst nach zehn Jahren kehrte er heim und wurde nun Landessyndikus

des Fürstenthums Glogau, nachdem er sich schon früher verheiratet hatte und nun seine Zeit unter politische Geschäfte und poetische Arbeiten theilte. Allerlei häusliche Leiden ließen ihn aber auch hier nicht zur Ruhe kommen, und er starb schon 1664 und zwar eines plötzlichen Todes, mitten in der Versammlung der Glogau'schen Landstände vom Schlage getroffen. Diese Schicksale nun schufen den trüben Ernst und eine gewisse Herbheit, die sich über alle seine Dichtungen ergießt; selbst in jenen Sonetten, die aus seiner frühesten Jugend stammen und wobei ihn noch frommes Gottvertrauen und Sehnsucht nach Jenseits durchdringen. Wir fügen hier zwei derselben bei, woraus wir bereits den Dichter erkennen, der sich nicht begnügte die alten Klassiker auszuschreiben und nachzuahmen, sondern den Eingebungen seiner Empfindungen selbständig folgte.

Der Herr denkt mein.

In meiner ersten Blütt', Im Früling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset, und die Nacht
Der Traurikeit umbhüllt, mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht in stetter Plage,
Ich theile meine Zeit, in Seufftzer, Noth und Klage,
Die Mittel, die ich offt für feste Pfeiler acht,
Die haben (leider!) all' erzittert und gekracht.
Ich trage nur allein den Jammer, den ich trage.
Doch nein! der treue GOtt beut mir noch Aug und Hand,
Sein Hertz ist gegen mir mit Vatertreu' entbrand,
Er ists, der iderzeit vor mich, sein Kind muß sorgen.
Wenn man kein Mittel sind, sicht man sein Wunderwerck,
Wenn unsre Krafft verg ht beweißt er seine Stärck,
Man schau't ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

An die Sternen.

Ihr Lichter, die ich nicht auff Erden satt kan schauen,
Ihr Fackeln, die ihr Nacht und schwartze Wolken trennt,
Als Diamante spilt, und ohn Auffhören brennt;
Ihr Blumen, die ihr schmückt des grossen Himmels Auen:
Ihr Wächter, die als Gott die Welt auff — wollte — bauen;
Sein Wort die Weißheit selbst mit rechten Namen nennt,
Die Gott allein recht misst, die Gott allein recht kennt
(Wir blinden Sterblichen! was wollen wir uns trauen!)

Ihr Bürgen meiner Lust, wie manche schoene Nacht
Hab ich, in dem ich euch betrachtete, gewacht?
Herolden diser Zeit, wenn wird es doch geschehen,
Daß ich, der euer nicht allhir vergessen kan,
Euch, derer Libe mir steckt Hertz und Geister an,
Von andern Sorgen frey werd unter mir besehen?

Ganz anders sah Christian Hofmann, sein Zeitgenosse aus Breslau, die Welt und das Leben an, und in günstigeren Umständen konnte er wohl auch früher als Gryphius zu jener Ruhe gelangen, welche das Harmonische seiner Dichtungen erzeugte. Auch er erwarb sich ungemeine Gelehrsamkeit und studirte die alten Klassiker, ohne jedoch bei ihnen wie Opitz stehen bleiben zu wollen, weil er frühzeitig einsah, daß eigentlich das Erfinden die Seele der Dichtung sei. Zugleich erkannte er, daß nicht das Lehrgedicht, sondern das Drama und Epos die geeignetsten Formen der Poesie seien. Auch er theilte die damals herrschende trübe Stimmung, und sein erstes Werk war der sterbende Sokrates; sobald er aber die Italiener kennen lernte und in das Geschäftsleben überging, entsagte er diesen unlustigen und elegischen Empfindungen und begann heitere, ja muthwillige und bis zum Anstößigen witzelnde Lieder. Uebrigens ist er seiner Leichtfertigkeit halber wohl zu entschuldigen, da er selber Nichts herausgab, nur Manches durch seine Freunde und das Meiste erst nach seinem Tode bekannt gemacht wurde. Dabei war er als Rathsherr in Breslau und kaiserlicher Rath ein äußerst geachteter und auch in seinem Lebenswandel unbescholtener Mann, der die Poesie nur als Erholung trieb. Hier wollen wir nur eins seiner Gedichte mittheilen, um daran das Leichte und Einfache, das Milde und Sanfte im Ausdrucke, in Uebergängen und Wendungen kennen zu lernen.

Ermahnung zur Vergnügung.

Ach! was wollt ihr trüben Sinnen
Doch beginnen!
Traurig seyn hebt keine Noth,
Es verzehret nur die Hertzen,
Nicht die Schmertzen,
Und ist ärger als der Tod.

Dornen — reiches Ungelücke,
Donner — Blicke,
Und des Himmels Härtigkeit
Wird kein Kummer linder machen:
Alle Sachen
Werden anders mit der Zeit.

Sich in tausend Thränen baden,
Bringt nur Schaden,
Und verlöscht der Jugend Licht;
Unser Seufftzen wird zum Winde:
Wie geschwinde
Aendert sich der Himmel nicht!

Heute will er Hagel streuen,
Feuer dräuen;
Bald gewährt er Sonnenschein;
Manches Irrlicht voller Sorgen
Wird uns morgen
Ein bequemer Leitstern seyn.

Bey verkehrtem Spiele singen,
Sich bezwingen,
Reden, was uns nicht gefällt,
Und bey trüben Geist und Sinnen
Schertzen können,
Ist ein Schatz der klugen Welt.

Ueber das Verhängniß klagen,
Mehrt die Plagen,
Und verraeth die Ungedult:
Diesem, der mit gleichem Hertzen
Trägt die Schmerzen,
Wird der Himmel endlich hold.

Auf, o Seele! du must lernen,
Ohne Sternen,
Wenn das Wetter tobt und bricht,
Wenn der Nächte schwartze Decken
Uns erschrecken,
Dir zu seyn dein eigen Licht.

Du must dich in dir ergetzen
Mit den Schätzen,
Die kein Feind zu nichte macht,
Und kein falscher Freund kan kräncken
Mit den Räncken,
Die sein leichter Sinn erdacht.

Von der süssen Kost zu scheiden,
Und zu meiden,
Was des Geistes Trieb begehrt,
Sich in sich stets zu bekriegen,
Und zu siegen,
Ist der besten Krone werth.

Von ihm haben wir, außer einer Uebersetzung des getreuen Schufers aus dem Italienischen und dem sterbenden Sokrates, die sogenannten Heldenbriefe oder Heroiden, nebst einer Sammlung von geistlichen Oden und vermischten Gedichten. Auch ein Epos über den deutschen Krieg begann er zu schreiben, allein er verbrannte es, noch ehe es vollendet war.

Aus allem diesen ersieht man, wie diese beiden Dichter den prosaischen Weg der Opitzischen Schule verließen, und die Poesie nicht nur in Gedankenreichthum, sondern in jener genialen Mischung simbildlich=phantastischer und geistreicher Darstellung setzten, wodurch sie zum Theil den Nürnbergern näher rückten und die sogenannte zweite schlesische Schule bildeten, welche die prunkvolle heißt, und zahllose Anhänger, aber auch besonders in Sachsen und Norddeutschland scharfe Tadler fand. Veranlassung hierzu gaben freilich vielfach verfehlte Nachahmungen Gryphischer und Hofmannischer Weise; die meiste Kaspar von Lohenstein. Dieser Mann wurde 1635 zu Nimptsch in Schlesien geboren, studirte die Rechte, nebsbei mit besonderem Fleiße alte und neue Sprachen, Geschichte und Alterthümer, machte Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Holland und starb als kaiserlicher Rath und Stadtsyndikus zu Breslau 1683. Er war ein eifriger Verehrer Hofmann's, mit dem er in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebte und theilte mit ihm und Gryph die neuern und bessern Ansichten von Poesie, daher er denn auch gleich Letzterm sich auf's Schauspiel verlegte, wie wir unten weitläufiger besprechen wollen, aber auch gleich Ersterm der Muse nur als Erholung und Nebenbeschäftigung pflegte. Vermied er nun auf diesem Wege, als Nachahmer der sinnlich phantastischen Poesie, die trockene Lehrpoesie der Opitzianer, so verfiel er in einen entgegengesetzten Fehler, in den Bombast oder Schwulst, d. i. diejenige Schreibart, welche platte und gemeine Gedanken in hochtrabende

Worte und Redensarten kleidet und erkünstelte Empfindungen darstellt. Das kam nun daher, weil er selbst wenig poetische Anlage von Natur hatte, denn er war, wie Gervinus sagt, ein Verstandesmensch und sollte nie, wie es in den meisten Literärgeschichten geschieht, mit seinen Vorbildern in eine Reihe oder gar über sie gesetzt werden. Der berühmte Kritiker Bodmer, von welchem wir weiter unten sprechen werden, charakterisirt ihn in folgenden Versen:

> Was er nur berührt muß Mosch und Ambra werden,
> er gräbt sich Erz und Stein aus einer fremden Erden;
> schifft, wie sonst Günther that, auf Dielen über Meer,
> und holt ein Gleichnißwort aus Missisippi her,
> sucht Feuer in der See, und Wasser in den Flammen,
> packt sein Excerptenbuch in einen Reim zusammen,
> sein vollgestopfter Vers ist matt und ohne Kraft,
> und wo er hoch sich dünkt, da ist er schülerhaft.
> Sein schwülstig Trauerspiel muß sich durch Tropen wälzen,
> geht auf Cothurnen nie und hinket stets auf Stelzen.

Zur Bestätigung dieses Urtheils setzen wir hier ein Gedicht von Lohenstein her, worin alle die Witz- und Gegenreden, Bilder und Gleichnisse vorkommen:

Das von der Sonne gesungene Lob der Rose.

(Aus dem 9. Buche des Arminius.)

> Dieß ist die Königin der Blumen und Gewächse,
> Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind;
> Nach der die Liebe seufzt, ich Sonne selber lechse,
> Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet sind,
> Ihr Stiel und Fuß Schmaragd, ihr Glanz Rubin beschämet,
> Dem Safte Zucker weicht, der Farbe Schnecken Blut,
> Weil ihr Geruch die Luft mit Balsame besämet,
> Wenn der beliebte West ihr tausend Hold anthut.
> Führn Hyacinthen gleich des Ajax Helden-Namen,
> So ist die Schönheit selbst auf Rosen abgemahlt.
> Ist gleich der Juno Milch der Lilien edler Samen,
> So denckt: daß hier das Blut der Liebes-Göttin pralt.
> Was die Geschöpfe sonst nur einzelweis' empfangen,
> Mit allem dem macht die Natur die Rosen schön.
> Sie selber schämet sich, und röthet ihre Wangen,
> Weil sie vor ihr beschämt sieht alle Blumen stehn.

Kurtz! sie ist ein Begriff der schönen Welt, ein Spiegel
Der Anmuth, und der Lied ihr wahres Ebenbild.
Der Dorn ist ihr Geschoß, die Blätter sind die Flügel,
Zur Fackel dient ihr Glantz, das Laubwerk ist ihr Schild.
Sie muß zwar selben Tag, da sie gebohrn, erblassen.
Allein ich Sonne selbst verschwind jedweden Tag.
So will der Himmel auch sie nicht vergrauen lassen,
Weil er kein altes Weib zur Buhlschaft haben mag.
Der Monde tränket sie mit Thau, sie säugt die Bienen,
Die ihren edlen Safft in süssen Honig kehrn.
Ja ihres Purpurs muß sich jeder Mund bedienen,
Wenn ein nicht todter Kuß ist nöthig zu gewehrn.
Der Morgen selbst muß sich mit eitel Rosen färben,
Wenn er der Herold ist des Auges dieser Welt.
Auch muß der güldne Tag in ihrem Purper sterben,
Wenn mir die Abend=Röth ein falsch Begräbniß hält.
Ich Sonne werde selbst nie angebetet werden,
Wenn sich mein Antlitz nicht in Rosen hüllet ein.
Ja wie die Rose wird die Sonne sein auf Erden;
So muß der Sonne Rad des Himmels Rose seyn.
Und daß der Erdkreiß recht mög unser Bündniß wissen,
Wie Sonn und Rose sind einander zugethan,
Solln Rosen solcher Art in Morgenland aufschüssen,
Die, wie der Tag, schneeweiß den Morgen fangen an.
Die, wie des Mittags=Licht, sodenn mit Feuer brennen,
Des Abends, wie die Nacht, kohlschwartz in Trauren gehn.
Wer nun die Sonne will fürs Sternenhaupt erkennen,
Der muß den Königs=Krantz auch Rosen zugestehn.
Was aber wird das Lob der Rosen viel gesungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, sie selbst ist schon ihr Preiß.
Die Red ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen;
Dadurch sie sich allein recht auszustreichen weiß.

Auch auf das Epische wollte er sich werfen, weil er dann aber hier die Unzulänglichkeit seiner poetischen Kraft fühlen mochte, vermied er es, ein Heldengedicht in Versen zu schreiben und machte einen Roman. Sein nächster Vorgänger in dieser Gattung war Anton Ulrich Herzog von Braunschweig, der in zwei Romanen: die durchlauchtige Syrerinn Aramena in 5 Theilen und Octavia in 6 Theilen, alle seine historische, geographische und biblische Gelehrsamkeit auskramte und durch die moralische Tendenz derselben die poetische Fabel und Mährchenwelt zu verdrängen suchte. Wir sehen also, wie der deutsche Roman schon bei seinem

Entstehen der Poesie feindlich entgegentritt, und da diese Gattung von nun an bis auf die neueste Zeit bei dem größten Theil der Lesewelt die Stelle der Poesie vertritt, sahen wir es kommen, wie klein das Publikum zusammenschmolz, welchem eigentliche Poesie noch Bedürfniß war. Nach diesem Vorbilde schrieb nun Lohenstein seinen Arminius, einen historischen Roman, worin die Geschichte Herrmann's des Cheruskerfürsten mit vielen Nebenhandlungen und einem Aufwand aller möglichen Gelehrsamkeit abgehandelt wird. Er konnte das so groß angelegte Werk nicht vollenden, sein Bruder und nach dessen Tode der Prediger Wagner zu Leipzig brachten es erst zu Ende. Uebrigens bleibt dieses Buch doch immer seiner männlichen und gedrängten Prosa wegen ein Muster historischer Schreibart und man findet darin Dinge, die man nicht suchte, nur freilich wenig Poesie.

Ohne uns bei Lohenstein's Nachahmern weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch erwähnen, wie sich damals zur Rettung des bessern Geschmacks Manches vereinigte, was bessere Zeiten vorbereitete. So brachte der Freiherr Ludwig von Canitz, ein fein gebildeter und gelehrter Mann, die deutsche Poesie an den Berliner Hof. Er ward daselbst geboren 1654 und starb 1697 als Geheimrath des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg. Seine Gedichte zeigen freilich wenig poetisches Talent, allein sie sind in dem sogenannten galanten Geschmacke, wodurch sie sich auch bei hohen Standespersonen empfahlen, abgefaßt; hätten doch diese Vorliebe für unsere Literatur geistvolle Männer, wie er, forterhalten! Ferner war es zu Ende des 17ten Jahrhunderts ein großes Ereigniß, daß durch Thomasius in Leipzig und Halle und mehrere andre Gelehrte die deutsche Sprache zu Vorlesungen angewendet wurde. Ganz besonders mit deutscher Literatur beschäftigt war Pf. Menke in Leipzig, welcher wohl klein als Dichter (er dichtete unter dem Namen Philanders von der Linde) jedoch wichtig und einsichtsvoll als Kritiker gewesen. Sein vorzüglichster Schüler war Christian Günther, einer der besten Dichter der schlesischen Schule, welchen wir etwas näher betrachten wollen. Er wurde 1695 zu Striegau in Schlesien geboren, wo sein Vater, ein Arzt, in beschränkten Umständen lebte und den früh aufstrebenden Geist des Sohnes mit aller

Strenge von seinem Hange zur Poesie zur ernsten Beschäftigung mit Brodstudien anhielt. So lange dieser noch in Schweidnitz auf die Schule ging, hatte diese Behandlung noch den besten Erfolg, sobald er aber auf der Hochschule zu Wittenberg sich freier fühlte, brach er diese Fessel und anstatt Medicin zu studiren, schrieb er Verse und gefiel sich, weil er durch anmuthige Sitten und geistreiches Gespräch überall beliebt war, in einem ungebundenen Welt- und Taumelleben, worin ihn seine vorherrschende Genußsucht leider bald zu Ausschweifungen und Trunkenheit verleitete. Wie ihn nun diese Aufführung aus gebildeten Kreisen allmälig verbannte, sank er mit rohen und gemeinen Gesellen immer tiefer, und mußte Schulden halber Wittenberg verlassen. In Leipzig, wohin er zog, fand er Anerkennung und Aufnahme bei dem Dichterfreunde, dem eben genannten Professor **Burkhart Menke**, und sein Leben schien sich nun freundlicher gestalten zu wollen, da dieser Mann ihn ermunterte, sich ganz der Poesie, die nun schon an Höfen Schutz und Würdigung fand, zu ergeben. Es war eben im Jahr 1718, als der Friede, den Kaiser **Karl VI.** zu Passarovitz mit der ottomanischen Pforte schloß, so glorreich durch die Heldenthaten des Prinzen **Eugen** erfochten, ganz Deutschland zum allgemeinen Jubel aufforderte; da rieth **Menke** unserem jungen Dichter, dies freudige Ereigniß durch ein Gedicht zu feiern, wovon wir die ersten Strophen hier mittheilen:

An den Prinzen Eugen.

Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!
Er steht, beschleußt und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Gränz' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monde strecken.

Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schaumt und riecht den Streit von fernen,

Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk strebt,
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Nur drauf, du Kern der deutschen Treu'!
Nur drauf, du Kern aus Herrmanns Hüften!
Beweise, wer dein Ahnherr sei,
Und krön' ihn auch noch in den Gruften!
Dein Haupt, dein Beispiel, dein Eugen
Laßt alle, die ihm widerstehn,
Ein tödtliches Verhängniß wissen:
Er steht, er eilt, er würgt dir vor,
Es ist noch um ein eisern Thor *,
So wird die Pforte springen müssen.

Dort, wo der Zeiten Eigensinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert **,
Dort wirf die Augen vor dir hin,
Dort merke, was so schwärmt, so schimmert.
Es rauscht, wie Panzer und Gewehr,
Es ist ein römisch Geisterheer,
Es sind die Seelen alter Helden:
Sie kommen, deinen Muth zu sehn,
Und werden was durch ihn geschehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapfre Sieger, braucht das Heft
In Gegenwart so seltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem dunkeln Reiche steigen.
Warum? sie wollen nicht allein
So schlecht' und faule Zeugen sein,

---

* D. h. es ist noch um Ein eisernes Thor zu thun, es fehlt nur noch ein eisernes Thor. Eine Anspielung auf den Engpaß dieses Namens, bei welchem die Christen so oft über die Türken siegten.

** Die Trümmer der von Trajan über die Donau erbauten Brücke finden sich bei dem Flecken Severin in der Nähe von Czernetz.

Sie helfen Euch im Sieg' und Schlagen:
Denn hat ihr Schatten gleich kein Herz,
So kann er doch wohl hinterwärts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Gieb Acht, erschrocknes Morgenland!
Du kennst den Blitz, des Adlers Stärke,
Er waffnet unsres Helden Hand,
Und zielt auf größ're Wunderwerke:
Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!
Auf, blasse Türken, auf, davon!
Nein! steht und lernt noch besser fühlen!
Hier schlägt der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapfrer wählen kann,
Euch Hitz' und Wahnwitz abzukühlen.

Welche Gedankenfülle, welch Feuer der Empfindung belebt dieses Gedicht und wie bequem reiht sich Wort an Wort und Zeile an Zeile; ist nicht hier Gryphs Erhabenheit, Hofmanns leichte Anmuth weit übertroffen? Und doch wurde dieses treffliche Gedicht, das Gedicht des größten damals lebenden deutschen Dichters, in Wien nur kalt aufgenommen, wenigstens hat Günther, wie Menke und er selbst hofften, keinen Dank dafür und keine Auszeichnung erhalten. Ferdinand II. krönte 100 Jahre vorher Opitzen und erhob ihn in den Adelstand, und was war Opitz verglichen mit Günther! Eben so mißlang ein zweiter Versuch Menkens, seinen Schützling unterzubringen. Am Dresdner Hofe war seit langer Zeit eine Art von Hofpoetenstelle, sehr einträglich und nicht minder ehrenvoll, obgleich sie mit dem zweideutigen Namen eines Pritschenmeisters belegt und obendrein mit der Verbindlichkeit an Gallatagen in alter Hofnarrentracht zu erscheinen, belastet war. Diese Stelle wünschte Menke für Günther zu erhalten; denn er hoffte, man würde wohl den gehässigen Namen und die Kleidung solch einem geistreichen Manne erlassen und da des Amtes nichts ander's war, als die Hoffeste, Lustlager, Aufzüge u. dgl. in Versen zu beschreiben, war er des glücklichen Erfolgs gewiß, da Günther derlei Gelegenheitsgedichte spielend und ohne alle Mühe, wohl aus dem Stegreife, zu machen verstand, und dennoch unwillkürlich selbst in solche Reimereien die schönsten poetischen Gedanken

mengte. Günther ging denn wirklich mit den besten Empfehlungen nach Dresden, kam aber, ehe er noch vorgestellt werden sollte, in lustige Gesellschaft, die ihn bis zur Stunde, wo er zu erscheinen hatte, festhielt, so daß er ganz betrunken vor den König trat und beinahe kein Wort hervorstammeln konnte. Er wurde höchst ungnädig entlassen, und an keine Anstellung war mehr zu denken; ja auch sein Gönner Menke war für ihn nun verloren, denn er getraute sich nicht nach Leipzig zurückzukehren. Da irrte er nun wieder von Stadt zu Stadt, weil ihm sein Vater nicht einmal erlaubte das Haus zu betreten, und verschaffte sich kärglichen Unterhalt mit Winkelkuren, Gelegenheitsgedichten und Betteln bei bekannten und unbekannten Herrn vom schlesischen Adel. In Breslau glückte es ihm wieder, als Erzieher in einem adeligen Hause aufgenommen zu werden; aber auch hier verdarb er sich es bald durch seinen Hang zur Trunkenheit. Wir wollen nicht alle die Irrfahrten des Unglücklichen aufzählen und nur noch erwähnen, wie er endlich zu Biltsch von dem Freiherrn von Nimptsch aufgenommen und, von Reue über seine Verirrungen ergriffen, sich und Andern Besserung gelobte. Da war es, wo er seine Phylis, die Tochter des dasigen Pfarrers kennen lernte, und es ist rührend die Gedichte zu lesen, die er damals schrieb, wo aus jeder Zeile der wieder hervorbrechende, gesunde und gute Kern seines Gemüths sichtbar wird. Nur eins derselben wollen wir hersetzen; bis auf Göthe hinauf hat vielleicht kein deutscher Dichter so einfach und so wahr die Empfindung seines Herzens ausgesprochen.

Bekenntniß der Liebe.

So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft,
Und hat an süßer Gluth
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Es schwächt mir weder Geist noch Leib,
Das denen sonst geschieht,
Die Amors stiller Zeitvertreib
Am Narrenseile zieht:
Es redet mir in Lust und Leid
So klug als freundlich ein;
Und läßt mich in der nächsten Zeit
Des Unsterns Meister sein.

Ach Hoffnung, ach du Engelsbild!
Du meiner Güter Rest!
Ich komm und küss' und bleib mein Schild,
Da alles schlägt und preßt!
Komm, flicht uns unsern Hochzeitsschmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, sonst nichts ist stark genug,
Ihn wieder aufzuziehn!

Dieses Mädchen wurde nun seine Gattin; sein hoher Gönner war Fürbitter bei dem besorgten Vater, bewog ihn aber auch bald nach der Vermählung auf die Universität zu ziehen, um sich den Doctorhut zu holen. Da brach denn wieder, sobald er im Freien war, die rohe gemeine Sinnlichkeit mit aller Gewalt hervor und anstatt nach Jena zu reisen, zog er wieder mit lustigen Gesellen, so lange das Geld reichte im Lande herum und verzehrte vollends die letzten Kräfte seines geschwächten Körpers. Endlich, als er schon zu siechen begann, ging er nach Jena, fand wieder einen mitleidigen Edelmann, der ihn daselbst unterstützte; doch seine Reue kam zu spät, denn binnen Jahresfrist starb er im 28sten Jahre seines Lebens an den Folgen seiner wüsten Ausschweifungen. So endete ein Mann, sagt Wilhelm Müller, der unter günstigern Sternen der deutschen Poesie vielleicht einen Umschwung gegeben hätte und sie unmittelbar auf den Weg geführt haben würde, den sie dann erst nach mühseligen Irrfahrten finden sollte. Goethe, bei dem wir manches Gedicht finden, das an Günther erinnert, fällt in Dichtung und Wahrheit folgendes Urtheil über ihn: „Günther darf ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im

höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch das Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, uuo so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Noch verdienen zwei Dichter aus dieser Periode besonders hervorgehoben zu werden: Heinrich Brockes und Benjamin Schmolke. Brockes 1680 zu Hamburg geboren und eben daselbst als Rathsherr 1747 gestorben, war der beliebteste Schriftsteller seiner Zeit, ohne eben viel poetisches Talent zu besitzen; das Musikalische und Malerische seiner Poesie, in welcher er die Natur mit all' ihren Reizen lebhafter und sinnlicher als seine Vorgänger zu beschreiben wußte, flößte dieses allgemeine Interesse für ihn ein; wir führen hier nur ein's seiner Naturgemälde an, woran wir den Vorgänger all' der Natur beschreibenden Dichter von Hagedorn, Haller und Kleist bis Matthisson und Voß erkennen.

Kirsch=Blühe bey der Nacht.

Ich sahe mit betrachtendem Gemüthe
Jüngst einen Kirsch=Baum, welcher blühte,
In kühler Nacht beym Monden=Schein;
Ich glaubt', es könne nichts von größrer Weisse seyn.
Es schien ob wär ein Schnee gefallen.
Ein jeder, auch der kleinste, Ast
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weissen runden Ballen.
Es ist kein Schwahn so weiß, da nemlich jedes Blatt,
Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und sonder Schwärtze hat.
Unmöglich, dacht' ich, kann auf Erden
Was weissers angetroffen werden.

Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe:
Sah' ich von ungefehr
Durch alle Bluhmen in die Höhe,
Und ward noch einen weissern Schein,
Der tausend Mahl so weiß, der tausend Mahl so klar,
Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüthe Schnee schien schwartz zu seyn
Bey diesem weissen Glantz. Es fiel mir ins Gesicht
Von einem hellen Stern ein weisses Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.

Wie sehr ich mich am Irdischen ergötze
Dacht' ich, hat Gott dennoch weit gröss're Schätze.
Die größte Schönheit dieser Erden
Kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden.

Großes Verdienst hat diese Art Poesie, die schon bei den Engländern in Thomson's Jahreszeiten, die Brockes übersetzte, begonnen hatte, dadurch erworben, daß es die Deutschen von dem ermüdenden Sittenlehren der Lehrgedichte in die Natur selbst führte. Hätte sie uns doch vor der schmählichen Unnatur bewahrt, in die wir zu Ende des 17. Jahrhunderts als Nachahmer der Franzosen verfielen, indem wir gleich ihnen in Sitten, Gebräuchen, Sprache, Kleidung, Wohnung, ja in der Natur selbst das Natürliche als gemein und roh verwarfen; die Männer in Perücken und geckenhaftem Anzuge, die Frauen und Mädchen in Reifröcken und abenteuerlichen Frisuren, in possierlichem Drahtpuppenwuste unter beschnittenen Bäumen und Hecken, in schnurgeraden Alleen einhertrippelten, statt des alten deutschen Du mit Sie einander anredeten und am Ende gar Jeder, der nicht zum Pöbel gehören wollte, anstatt deutsch französich redete. Wie das auf die deutsche Redlichkeit und Ehrbarkeit, und auch auf Kunst und Wissenschaft einwirkte, wäre leicht nachzuweisen.

Weit über Brockes steht als Dichter Benjamin Schmolke, geboren 1672, gestorben 1737 als Prediger zu Schweidnitz, der alle Kraft und Fülle der Dichter der Reformationszeit mit der lieblichen Anmuth der zweiten schlesischen Schule verband und gewiß einer der besten Kirchenliederdichter ist. Man lese z. B.

Die holde Pfingst-Taube.

Mit dem Oelblat des Friedens

Angenehme Taube,
Die der Väter Glaube
Längst gesehen hat,
Lasse dich hernieder,
Hier sind Christus Glieder,
Hier ist Gottes Stadt.
Halte Rast,
Erwünschter Gast,
In den Hertzen, die verlangen
Dich jetzt zu empfangen.

Setze dich auf jeden,
Und laß deinen Frieden
Ueber allen seyn.
Wie du dich erhebest,
Auf dem Wasser schwebest,
So kehr bey uns ein.
Zeig uns hier
Das Oelblat für,
Als ein höchst-erwünschtes Zeichen,
Daß die Fluthen weichen.

Was du trägst im Munde,
Zeigt vom Friedensbunde,
Der auf's neue grünt.
Die in Noa Kasten
Als im Kerker rasten,
Sind mit Gott versühnt.
Sturm und Fluth
Nicht schaden thut,
Kirch und Archa schwimmen oben,
Bey der Wellen Toben.

Was du abgebrochen,
Ist uns längst versprochen,
Und diß edle Blat
Ist vom Lebensbaume,
Der in Edens Raume
Langst gegrünet hat.

Träufft es doch
Vom Oele noch,
Welches Jesus lassen fliessen,
Als er leiden müssen.

O Geruch des Lebens,
Der uns nicht vergebens
Unser Hertz erquickt.
Dieses Oelblat kühlet,
Daß man Lind'rung fühlet,
Wenn das Creutze drückt.
Es gibt Krafft
Und Lebens=Safft,
Wenn es wohl wird aufgebunden,
Heilt es alle Wunden.

Bothe von dem Himmel,
Dringe durchs Getümmel
Dieser eitlen Welt,
Und mach eine Stille,
Daß ein Hertz, ein Wille
Uns zusammen hält.
Laß das Blat,
Das dein Mund hat,
Unser aller Lippen rühren,
Deine Sprache führen.

Dieses Friedenszeichen
Laß nicht von uns weichen,
Ja, laß dieses Blat
Gar zum Baume werden,
Der schon hier auf Erden
Deine Früchte hat.
Sterben wir,
Und gehn zu dir,
Laß uns solche Blätter finden,
Cronen draus zu winden.

Nun du liebe Taube,
Unser aller Glaube
Nimmt dich zu uns ein.
Wohnest du bei keinen
Als nur bei den Reinen,
Ach so mach uns rein.
Tauenbart

Bringt Himmelfahrt.
Trag uns einst auf deinen Flügeln
Zu den Sternenhügeln.

Welch poetisches Leben trägt hier die tiefste und wahrste Empfindung eines frommen Herzens, und nicht wird dem lieben Gott in frostigen Reimen vorerzählt, wie gütig und gerecht und weise er sei und wie es zum ewigen Heile führe, recht tugendhaft zu wandeln; Alles ist Poesie, doch eben darum wirksamer, denn Poesie ist schon an sich Religion, heilig und heiligend und erbaut um so mehr, wenn sie religiöse Begriffe und Ideen ausspricht. Zu wundern ist nun nicht, daß die nächst folgenden frommen Sänger selten Schmolke's Ton anstimmten, sie verstanden ihn nicht und hatten ihn nicht, denn Poesie heißt der Ton, der aus seinen Liedern spricht. Die bildliche, spielende und tändelnde Manier, wo möglich noch überladener und schwülstiger, ahmten freilich so Manche nach, und der sogenannten Jesulieder ist eine Legion, die das Evangelium Spöttern Preis gaben und nur verstiegene Mystiker erbaun.

Das Drama.

Eh' wir noch weiter geh'n, um von dem Fortgange der deutschen Poesie zu sprechen, müssen wir noch das Drama erwähnen, welches noch immer bei den Deutschen in der Wiege lag. Zunächst war es Nürnberg, wo seit Ayrer Schauspiele aufgeführt wurden. Hier ging nun auch aus dem Pegnitzer Schäferorden eine neue poetische Richtung in dieser Gattung hervor; der Mann dazu war Johann Klai, 1616 zu Meissen geboren, 1656 als Prediger in Franken gestorben. Er hielt sich in seinen jungen Jahren eine Zeitlang in Nürnberg auf und stiftete wie schon erwähnt worden, gemeinschaftlich mit Harsdorfer den Pegnitzerorden. Hier verfiel er auch auf das Drama, welches aber keineswegs die dialogische Form hatte, sondern eigentlich nur aus einem Monologe be-

stand, der von Liedern und Chören, die von den deutschen Dichtern Reigen genannt wurden, unterbrochen war. Es war also hiezu nur ein Schauspieler, den ein Sängerchor unterstützte, erforderlich. Die Aufführung geschah gewöhnlich in der Kirche nach vollendetem Gottesdienste, und der Stoff war aus der biblischen Geschichte, nur selten mit weltlichen Allegorien ausgeschmückt. Man sieht wie aus diesen Schauspielen die Opern und Oratorien hervorgingen, welche dann zu Hamburg besonders in Aufnahme gekommen. Auf das eigentliche Drama hatten diese Nürnberger Schauspiele wenig Einfluß; besser wirkten die englischen Schauspieler, welche um das Jahr 1600 in Deutschland herumzogen und Trauerspiele sowohl als Lustspiele aus ihrem Vaterlande, wo seit dem großen Shakespeare (geboren 1564, gestorben 1616) das Theater so große Vollendung erreicht hatte, mitbrachten, welche sie dann in Städten und Dörfern meist auf beweglichen Theatern aufführten. Erst später wurden stehende Schauspielhäuser, besonders an den deutschen Fürstenhöfen und in den Reichsstädten erbaut. Diese Engländer erweckten nun die alte Schaulust der Deutschen, und die Schulkomödien kamen wieder mehr in Gang und wurden nach den englischen Mustern immer weltlicher. Dies Alles blieb nicht ohne Wirkung auf die schlesische Schule. So wie Opitz aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen einiges Dramatische übersetzte, thaten auch seine Schüler und Mancher wagte sogar ein deutsches Originalstück. Am thätigsten hierin war der Prediger Rist, Stifter des Schwanenordens, dessen Schauspiele sogar aufgeführt wurden, was bei den übrigen schlesischen Stücken seltener der Fall war. Mehr jedoch leistete hierin die zweite schlesische Schule und vor allen Andreas Gryphius, der so ganz von Natur geschaffen war aus dem Leben zu schöpfen, so, daß er ein großer Schauspieldichter geworden wäre, wenn das damalige erbärmliche Leben in Deutschland ihm das geboten hätte, was dem großen Shakespeare seine Zeit und sein Volk und Land zu bieten hatte. So lernte er von den Holländern das ungenießbare übertriebene Pathos und mitten in wahrhaft poetischen Schöpfungen eine rhetorische Sprache, die alles dramatische Leben vernichtet. Seine besten Trauerspiele sind: Leo Armenius, Katharina von Geor-

gien, Karl Stuart, Papinian, Cardemio und Celinde. Selbständiger und frischer ist er im Lustspiele, wo er wirklich auf dem Wege fortschritt, den schon Hans Sachs eingeschlagen und der dem deutschen Volke so gemäß ist. Seine besten Lustspiele sind: Absurda comica oder Herr Peter Squenz, Schimpfspiel (Posse) in Prosa, von welchem wir unten eine Probe mittheilen; Horribilicribrifax, deutsch, Scherzspiel in Prosa, worin zwei verabschiedete Offiziere, Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides in französischen und italienischen Redensarten von ihren Heldenthaten prahlen und sich mit einem pedantischen Dorfschulmeister Sempronius, der mit lateinischen und griechischen Brocken herumwirft, in komischen Uebertreibungen ergehen.

Absurda comica,

oder

Herr Peters Squentz.

Erster Auffzug.

Peter Squentz, Pickelhäring, Meister Kricks über und über, Meister Bulla-Butän, Meister Klipperling, Meister Lollinger, Meister Klotz-George.

P. Sqentz. Edler, Woledler, Hochedler, Woledelgeborner Herr Pickelhäring, von Pickelhäringsheim und Saltznasen.

Pickelhäring. Der bin ich.

P. Sq. Arbeitsamer und Armmächtiger Mester Kricks, über und über, Schmied.

M. Kricks über. Der bin ich.

P. Sq. Tugendsamer, auffgeblasener und windbrechender Mester Bullabutän, Blasebalckenmacher.

Bullabutän. Der bin ich.

P. Sq. Ehrwürdiger, durchschneidender und gleichmachender Mester Klipperling, Wollbestellter Schreiner des weitberühmbten Dorfes, Rumpels-Kirchen.

M. Klipperling. Der bin ich.

P. Sq. Wolgelahrter, vielgeschwinder und hellstimmiger Mester Lollinger, Leinweber und Mester Sänger.

Lollinger. Der bin ich.

P. Sq. Treufleissiger, Wolwürckender, Tuchhaffter Mester Klotz-George, Spulenmacher.

M. Klotz-George. Der bin ich.

P. Sq. Verschraubet euch durch Zuthuung euer Füsse und Niederlassung der hindersten Oberschenkel auf herumbgesetzte Stühle, schlüsset die Repositoria etwas Gehirnes auff, verschlisset die Mäuler mit dem Schloß des Stillschweigens, setzt eure 7 Sinnen in die Falten, Herr Peter Squentz (cum titulis plenissimis) hat etwas nachdenckliches anzumelden.

P. H. Ja, ja, Herr Peter Squentz ist ein Tiefffinniger Mann, er hat einen Anschlägigen Kopff, wenn er die Treppen hinunterfällt, er hat so einen ansehnlichen Bart, als wenn er König von Neu-Zembla wäre, es ist nur zu bejammern, daß es nicht wahr ist.

P. Sq. Nach dem ich zweiffels ohn durch Zuthuung der alten Phaebussin und ihrer Tochter der großmänlichen Frau Fama Bericht erlanget, daß Ihr Majestät unser Gestrenger Juncker König ein grosser Liebhaber von allerley lustigen Tragoedien und prächtigen Comoedien sey, als bin ich willens, durch Zuthuung euer Geschicklichkeit eine jämmerlich schöne Comoedi zu tragiren, in Hoffnung nicht nur Ehre und Ruhm einzulegen, sondern auch eine gute Verehrung für uns alle und mich in specie zu erhalten.

B. b. Das ist erschrecklich wacker! ich spiele mit, und solte ich 6 Wochen nicht arbeiten.

P. H. Es wird über alle massen schöne stehen! wer wolte nicht sagen, daß unser König treffliche Leute in seinem Dorffe hätte.

M. K. über und über. Was wollen wir aber vor eine tröstliche Comoedi tragiren?

P. Sq. Von Piramus und Thisbe.

M. Kl. G. Das ist übermassen trefflich! man kan allerhand schöne Lehre, Trost und Vermahnung drauß nehmen, aber das ärgste ist, ich weiß die Historie noch nicht, geliebt es nicht E. Herrligkeit dieselbte zu erzehlen.

P. Sq. Gar gerne. Der Heil. alte Kirchen-Lehrer Ovidius schreibet in seinem schönen Buch Memorium phosis, das Piramus die Thisbe zu einem Brunnen bestellet habe, inmittelst sey ein abscheulicher heßlicher Löwe kommen, vor welchem sie aus Furcht entlauffen, und ihren Mantel hinterlassen, darauff der Löwe Jungen außgehecket, als er aber weggegangen, findet Piramus die bluttige Schaube, und meinet der Löwe habe Thisben gefressen, darumb ersticht er sich aus Verzweiflung, Thisbe kommet wieder und findet Piramum todt, derowegen ersticht sie sich ihm zu Trotz.

P. H. Vnd stirbet?

P. Sq. Vnd stirbet.

P. H. Das ist tröstlich, es wird übermassen schön zu sehen seyn: aber saget Herr P. Sq. Hat der Löwe auch viel zu reden?

P. Sq. Nein der Löwe muß nur brüllen.

P. H. Ey so wil ich der Löwe seyn, denn ich lerne nicht gerne vil außwendig.

P. Sq. Ey Nein! Monsieur Pickelhering muß ein Hauptperson agiren.

P. H. Habe ich denn Kopff genug zu einer Hauptperson?

P. Sq. Ja freylich. Weil aber vornemlich ein tapfferer ernsthaffter und ansehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, so wil ich dieselbe auff mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spiles, das ist Anfang und das Ende seyn.

M. Kr. über und über. In Warheit. Denn weil ihr das Spiel macht, so ist billich, daß ihr auch den Anfang und das Ende dran setzet.

M. Klip. Wer sol denn den Löwen nu tragiren? Ich halte es stünde mir am besten an, weil er nicht viel zu reden hat.

M. Kricks. Ja mich düncket aber, es solte zu schrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingesprungen käme, und gar kein Wort sagte, das Frauenzimmer würde sich zu hefftig entsetzen.

M. Klotz-G. Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rathsam wegen schwangerer Weiber, daß ihr nur bald anfänglich sagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, sondern nur Meister Klipperling der Schreiner.

P. H. Vnd zum Wahr-Zeichen lasset das Schurtzfehl durch die Löwen Haut hervor schlenckern.

M. Loll. Wie bringen wir aber die Löwenhaut zu wege? Ich habe mein lebtage hören sagen, ein Löwe sehe nicht viel anders aus als eine Katze. Wäre es nun rathsam, daß man so vil Katzen schinden liesse, und überzüge euch nackend mit den noch bluttigen Fellen, daß sie desto fester anklebeten?

M. Kr. über und über. Eben recht. Es wäre ein schöner Handel, sind wir nicht mehrentheils Zunfftmässige Leute? würden wir nicht wegen des Katzenschindens unredlich werden?

M. B. B. Es ist nicht anders. Darzu habe ich gesehen, daß die Löwen alle gelbe gemacht werden, aber meine lebetage keine gelbe Katze gefunden.

P. Sq. Ich habe einen andern Einfall. Wir werden doch die Comoedi bey Lichte tragiren. Nun hat mich mein Gevatter Mester Ditloff Ochsen-Fuß, welcher unser Rathhauß gemahlet, vor diesem berichtet, daß Grüne bey Lichte gelbe scheine. Mein Weib aber hat einen alten Rock von Früß, den wil ich euch an stat einer Löwenhaut umbbinden.

M. Kr. Das ist das beste so zu erdencken, nur er muß der Rede nicht vergessen.

M. Kl. G. Kümmert euch nicht darumb, liber Schwager, Herr Peter Squenz ist ein gescheidener Mann, er wird dem Löwen wol zu reden machen.

M. Klip. Kümmert euch nicht, kümmert euch nicht, ich wil so lieblich brüllen, daß der König und die Königin sagen sollen, mein liebes Löwichen, brülle noch einmal.

M. P. Sq. Lasset euch unterdessen die Nägel fein lang wachsen, und den Bart nicht abscheren, so sehet ihr einem Löwen desto ehnlicher, nun ist einer difficultet abgeholffen, aber hier wil mir das Wasser des Verstandes schier die Mühlräder des Gehirnes nicht mehr treiben, der Kirchen-Lehrer Ovidius schreibet, daß der Monden geschienen habe, nun wissen wir nicht, ob der Monde auch scheinen werde, wenn wir das Spiel tragiren werden.

P. H. Das ist, beym Element, eine schwere Sache.

M. Kricks. Dem ist leicht zu helffen, wir müssen in Calender sehen, ob der Monde denselben Tag scheinen wird.

M. Kl. G. Ja wenn wir nur einen hätten.

M. Loll. Hier habe ich einen, den habe ich von meines Groß-Vatern Muhme ererbet, er ist wol 100 Jahr alt, und derowegen schier der beste. Ey Junker Pickelhering verstehet ihr euch auffs Calendermachen, so sehet doch ob der Monde scheinen wird.

P. H. Je solte ich daß nicht können, Lustig, lustig ihr Herrn, der Mond wird gewiß scheinen, wenn wir spielen werden.

M. Kricks. Ja ich habe aber mein lebetag gehöret, wenn man schön Wetter im Calender findet, so regnets.

M. Kl. G. Drumb haben unsere lieben Alten gesaget: du leugest wie ein Calender-macher.

P. Sq. Ey das ist nichts, der Mond muß darbey seyn, wenn wir die Comoedi spielen, sonst wird das Ding zu Wasser, das ist die Comoedi wird zu nichte.

M. Kricks. Hört was mir eingefallen ist, ich wil mir einen Pusch umb den Leib binden, und ein Licht in einer Latern tragen, und den Monden tragiren, was düncket euch zu der Sachen?

P. H. Beym Velten das wird gehen, aber der Monde muß in der Höhe stehen. Wie hier zu rathen?

P. Sq. Es solte nicht übel abgehen, wenn man den Monden in einen grossen Korb setzte, und denselben mit einem Stricke auff und abliesse.

M. Kricks. Ja! wenn der Strick zuriesse, so fille ich herunter und bräche Hals und Bein. Besser ist es, ich stecke die Laterne auff eine halbe Picken, daß das Licht umb etwas in die Höhe kommet.

Es hat diese Posse große Aehnlichkeit mit dem Zwischenspiele des Shakespearischen Sommernachtstraums, den aber Gryphius schwerlich kannte, vielmehr ist anzunehmen, daß diese Art Intermezzo's, welches bei verschiedenen alten Lustspielen vorkommt,

auch Schakespeare schon vorgefunden und als einen beliebten Volksspaß in sein romantisches Drama aufgenommen habe, um die unpoetische Menge, der das aetherische Feengewebe nicht zusagen mochte, einigermaßen zu entschädigen. Durch die englischen Schauspieler mag nun dieses Zwischenspiel auch nach Deutschland gekommen sein, wo es denn Gryphius kennen lernte und nach seiner Art bearbeitete.

Weit schwülstiger und geschmackloser als Gryphius ist Lohenstein in seinen Trauerspielen, zu welchen ihm meist die blutigen Gräuel der türkischen und römischen Kaisergeschichte den Stoff liefern. Viel natürlicher und einfacher ist Christian Weise, geboren 1642 in Zittau und daselbst als Rektor 1708 gestorben; seine Trauerspiele taugen wohl nicht viel, desto besser sind aber seine Lustspiele, die er ganz dem gemeinen Volksleben abgelauscht, wie er selbst gesteht, daß er oft Gespräche von Wäscherinnen, Wirthinnen, Köchinnen, Holzschlägern u. dgl. belauscht und aufgeschrieben habe. Ganz recht behauptete er, daß biblische Gegenstände und Jesus nicht auf das Theater gehören und meist sind es Leute aus dem gemeinen Volke, die er auftreten läßt, denen er aber Reden in den Mund legt, welche die Pedanterie und alles undeutsche Wesen aufs Schärfste geißeln. Ueberall ist Anlage und Dialog mit vielem Geschick behandelt und es würden seine Stücke schlichten Landleuten gewiß noch heut zu Tage gefallen. Leider sind sie so selten geworden, daß man kaum ihre Titel kennt; in dem Lesebuch von Wackernagel ist ein Theil aus dem Nachspiel von dem Tobias und der Schwalbe mitgetheilt, wovon wir, weil der Raum nicht mehr gestattet, Einiges hersetzen.

Aus dem Nachspiel von Tobias und der Schwalbe.

Christian Weisens Zittauisches Theatrum Wie solches Anno 1682 praesentiret worden, Bestehende in drey unterschiedenen Spielen. 1 von Jacobs doppelter Heyrath. 2. von dem Neapolitanischen Rebellen Masaniello. 3 In einer Parodie eines neuen

Peter Squenzens von lautern Absurdis Comicis. Dresden 1699. 8°.

Besonderer Titel dieses letztern: Lustiges Nachspiel, Wie etwan vor diesem von Peter Squentz auffgeführet worden, von Tobias und der Schwalbe, gehalten den 12. Febr. 1682.

Erster Handlung anderer Aufftrit.

Robert, Sighart, Cursi.

Rob. Ist es nicht ein Jammer, daß mir die eingebildete Kurtzweil so viel Verdrießlichkeit machet. Ich beredete meinen gnädigsten Herren, er solte sich gefallen lassen, bei der gegenwärtigen Festivität eine schlechte Bauer-Comoedie anzusehen, und vermeinte, es würde sich etwan ein Schulmeister in seiner Kunst sehen lassen. Aber nun werde ich fast von so viellen Kerlen überlauffen, als wir Apostel haben, und jemehr ein jedweder wil befördert sein, desto weniger kan ich Mittel finden alle Narren zuvergnügen.

Sigh. So gehts wer ein Spiel mit Narren anfängt, der hat groß Glücke, wenn ihm nichts närrisches dabey begegnet.

Rob. Doch haben wir den Vortheil, daß wir sie närrisch tracktiren, und also den Ausschlag auch fein närrisch sehen. Doch was wird unser Canzley Diener bringen? Ich halte immer, es wird ein neuer Sollicitante vor der Thüre seyn.

Curs. Mein Herr der Schulmeister von Bettelrode läst sich gar schön befehlen, und bittet, ob er nicht Audientz haben könne?

Rob. Was ist sein Anbringen?

Curs. Allem Ansehen nach will er eine Comoedie übergeben.

Rob. Wir haben uns doch zu dieser närrischen Arbeit einmahl verstanden; last ihn nur herein kommen.

Curs. Er ist von gewaltigen Ceremonien.

Rob. Das mag seyn. Er muß lange reden, ehe er uns zu Tode Complimentiret.

Erster Handlung dritter Aufftrit.

Robert, Sighart, Bonifacius.

Bon. Meinen gebietenden Herren und seiner wohlweisen Magnificentz meinen unterthänigsten Gruß, und alles liebes und gutes anvor.

Rob. Grossen Danck guter Freund, Gott gebe euch wieder so viel. Wer seyd ihr?

Bon. Mein Name ist Bonifacius Lauten=Sack, wolbestallter Kirch=Schreiber zu Bettelrode.

Rob. Wer ist den Schulmeister daselbst.

Bon. Ich habe es als Kirchenschreiber zu verwalten; doch weil unser Dorff eines von den besten ist, so haben Richter und Aeltesten vor acht Jahren einen Schluß gemacht, daß sie nichtmehr einen Schulmeister, sondern einen Kirchschreiber wollen annehmen.

Rob. Nun, nun, so seh ich wol, wenn der Kirch=Schreiber die Chor=Treppe herunterfällt, so steth ein Schulmeister wieder auff. Aber worin bestehet euer Anbringen?

Bon. (Ad Special.) Das kan mich kräncken, daß mich die Herren solch unnöthig Ding fragen, darüber vergesse ich meine Reden: ich möchte immer um einen Abtrit bitten, daß mich mein Sohn draussen noch einmahl überhören könte.

Rob. Nun wie steths, was habt ihr vor ein Anliegen?

Bon. Es ist mir leyd, ich möchte die Herren in ihren Ambtsgeschäften stören.

Rob. Was hilffts? wir sind deswegen da, machts nur fein kurtz, so viel als möglich ist.

Bon. Drum bitte ich auch pro primo, sie wollen mir Ehrengünstig verzeihen, daß ich ihr wohlweise Magnificentz verstöre.

Rob. Gebt euch doch zufrieden. Es ist hiervon nichts zugedencken.

Bon. Aber soll mir die Grobheit verziehen seyn?

Rob. Ja doch ja, begeht nur keine Grobheit und haltet uns lange auff.

Von. Aber woran soll ich erkennen, daß ich dem Herrn gelegen komme?

Rob. Wir wollen euch geduldig hören.

Von. Ja ich sehe es wohl lieber, wenn ich dürffte nieder sitzen, in unsern Dorff-Gerichten bin ich gleichwol eine sitzende Person.

Rob. Cursi bringet doch einen Stuhl her, daß der ehrliche Mann sitzen kan.

Von. Es wäre wol auch hübsch wenn mir eine Ehre angethan würde.

Rob. Wenn ich den Vortrag wüste, so solten mir auch ein Paar Kannen Bier nicht ans Herze gewachsen seyn. Doch worinne beruhet die Sache.

Von. Ihr Wohlweisen Magnificentzen verzeihen mir, ich hatte mich gar fein darauff geschickt gemacht, wie ich reden wolte; aber ich habe den Anfang vergessen, ich kan nicht wieder drauf kommen, und wenn ich nun nicht viel guts machen werde, so möchten sie wol dencken, ich hätte sie verachtet, und hätte ihnen zum Schimpfe nicht reden wollen.

Rob. Wir wollen euch vom Schimpfe absolviren, erlöst uns nur bald von der Ungedult.

Von. Je nun, ich habe auf gnädigsten Befehl ihr Hochweisen Magnificentzen dem Hochgräflichen Geburts-Tage zu Ehren eine schöne trostreiche Comoedie gemacht, die wolte ich nun überreichen und dediciren, auch wenn es seyn solte, öffentlich halten und agiren.

Rob. Es ist gar gut, daß ihr seyd gehorsam gewest: Allein ich kann euch nicht verhalten, daß sich andere Künstler und Componisten mehr eingefunden haben.

Von. Das kan mir nicht schaden, ich weiß doch daß meine Comoedie die allerbeste seyn wird. Ich bin auff der Universität gewesen: Aber wo woltens die andern Flegel gelernet haben?

Rob. Ey, ey, schimpfft ihr niemanden: wer das Lob verdienet hat, dem solls wohl bleiben. Aber von was handelt die Comoedie?

Von. Weil ich meiner Profession nach ein Kirchenschreiber

bin, so habe ich doch ein Geistlich Stück erwehlen müssen, von dem alten Tobias und der Schwalbe.

Rob. Pfuy mit dem garstigen Stücke!

Bon. Ich habe mich beflissen, daß die garstigen Sachen alle daraus blieben sind: und ich weiß, wer die Hertzbrechenden Worte und die andern Künste betrachten wird, der wird gestehen müssen, der Kirchschreiber zu Bettelrode möchte vor einen halben Geistlichen paßiren.

Curs. Mein Herr die Comoedianten haben sich versammelt, und wollen gerne wissen, was sie mit ihren Comoedien thun sollen?

Rob. Sind ihrer viel?

Curs. Ich habe das Verzeichniß auf dem Zettel.

Rob. Herr Bonifacius setzt euch auf die Seite hin, wir wollen einen nach dem andern vornehmen. Aber Herr College er wird reden müssen, daß es einem nicht zu sauer wird.

Sigh. Es ist gar gut. Doch in was vor Ordnung sollen sie verlesen werden.

Curs. Ich habe die Nahmen angeschrieben, wie sich einer nach dem andern angemeldet hat.

(Er fängt an aus dem Zettel überlaut zu lesen:

Stephen Thats, wohlbestalter Blasebalg-Treter zu Lemmerswalde.)

Erster Handlung vierdter Aufftrit.

Die Vorigen und Stephen.

Steph. Herr das bin ich.

Sigh. Seyd ihr der Blasebalg-Treter?

Steph. Ja, was meine ehrliche Ankunfft, Leben und Wandel betrifft, so bin ich ein Blasebalgtreters Sohn, und bin auch numehr in meines seel. Vaters Fußstapffen getreten.

Sigh. Aber wie geht euch das Blasebalgtreten ab? ich sehe wohl, ihr habt ein lahm Bein.

Steph. O mein seel. Vater hatte gar keine Beine, und



kondte doch sein Ampt noch so ziemlich verrichten. Er hat den Organisten manchen geistreichen Gesang zugeblasen.

Sigh. So hat er gewiß die Blasebälge mit der Nase treten müssen.

Steph. Ach nein verstehet mich nur recht. Die Blasebälge liegen überm Kirch-Gewölbe, da gehen ein Paar Stricke herunter, und wenn jemand daran zeucht, so sind die Blasebälge getreten.

Sigh. Das heist aber gegriffen, und nicht getreten.

Steph. Wer kan davor, daß der Nahme in der Cantzeley aufkommen ist. Heist doch mancher auch ein Postreuter und muß allemahl zu Fusse lauffen.

Sigh. Nun wie dem allen, was habt ihr vor ein Anbiengen?

Steph. Ich habe eine Comödie, und wenn ich irgend nicht ankäme, so bitte ich um geschwinde abfertigung. Ich kan nicht lange von Hause bleiben.

Sigh. Ihr werdet wegen der Orgel zu eilen haben. Denn ein ander kan doch die Blaßbälge nicht so juste nach dem Tacte treten.

Steph. Nun seht Herr, ich kriege des Jahres einen halben Thaler Besoldung: wenn ich nun einen Sonntag aussen bleibe, so muß ich flugs einem andern einen Zweyer geben, ders vor mich thut.

Sigh. Vielleicht habt ihr etwas zu hoffen, davon ihr manchen Dreyer werdet bezahlen können.

Steph. Niemand wäre lieber zufrieden als ich.

Sigh. Aber von was handelt die Comödie?

Steph. Ein Mann wie ich steckt voller Blasebälge: Ich habe ein Gespräche zwischen den vier Winden aufgesetzt, die dem Wandersmanne den Mantel nehmen wolten: endlich kömt die liebe Sonne darzu, und thut so gar eine tröstliche Rede, die ein jedweder Christe wohl abschreiben möchte.

Sigh. Aber wo habt ihr solche Kunst her, daß ihr gleichwohl eine Comödie schreiben könt?

Steph. Unser Herr Organist hat auf den Morgen immer solche Kopffschmertzen, so läst er mich manchmahl in die Schule kommen, daß ich die kleinen Kinder überhöre. Nun seth ihrs wohl,

wer halbicht ein Handlanger ist bey der lieben Weißheit, dem fähret immer was kluges in den Halß, das er zu einer Zeit wieder von sich geben kan.

Sigh. Nun es ist gut, setzt euch dort neben den fremden Mann.

Im fünften Auftritt tritt Veit Habermuß, wohlbestellter Avisensänger und Zeitungsschreiber zu Hahnbeisse; nach ihm Melcher Tummernix, wohlbestellter Kantor zu Querlquitsch und noch einige dergleichen vertrackte Namen und Gewerbe auf, deren jeder seine Komödie, die er spielen will, ankündet, bis dann zuletzt die Komödie von Tobias und der Schwalbe des Bonifacius zur Aufführung kommt.

Nach Weises Vorgang wurden nun auf den meisten sächsischen Schulen und wohl auch anderswo in Deutschland solche weltliche Komödien von den Schülern aufgeführt, und es gibt ein schönes Zeugniß von den Predigern und Schulmännern jener Zeit, die bei ihrer gründlichen Gelehrsamkeit, die sie in lateinischen Schriften genugsam dargethan, es nicht unter ihrer Würde hielten, Komödien zu schreiben und von ihren Schülern aufführen zu lassen. Auch auf die Universitäten verpflanzte sich diese Neigung, ja es vereinigten sich ganze Gesellschaften von Studenten, die gleich den englischen Schauspielern im Lande herumzogen und historische Dramen (Staatsaktionen genannt) oder lustige Komödien öffentlich aufführten. So wanderte der berühmte Magister Veltheim um das Jahr 1690 mit einer solchen Schauspielertruppe in Norddeutschland, wo der Breslauer Student Stranitzky mitspielte. Dieser mußte auf Befehl seiner Eltern dem Theater entsagen und reiste mit einem schlesischen Grafen nach Italien, wo er die italienische Posse und den Harlekin kennen lernte. Das erweckte wieder die alte Neigung, und als er über Salzburg heimkehrte, blieb er auf der Durchreise in Wien, wo damals schon eine stehende Schaubühne war. Stranitzky gesellte sich zu den Schauspielern daselbst und übernahm die Person des Lustigmachers, die bisher Pickelhäring hieß, nun aber von ihm zum Hanswurst im Charakter und

Kleidung eines Salzburger Bauers umgestaltet wurde. Es war aber dieser Hanswurst dem italienischen Harlekin nachgebildet, ein tölpischer und dabei verschlagener Narr, der gewöhnlich aus dem Stegreife in den Komödien seine witzigen Einfälle, die freilich oft höchst gemein und roh waren, und seine noch rohern Lazzi oder handgreiflichen Späße einmengte. Dieser Hanswurst fand in Wien um so mehr Beifall, da eben damals dergleichen Späße und Witze durch den berühmten Pater Abraham a Sancta Clara selbst auf die Kanzel gebracht wurden, so daß Religionswahrheiten und Sittenlehren mit allen Ausschweifungen eines barocken Witzes vorgetragen wurden. Von der andern Seite verbreitete sich das deutsche Schauspiel auch nach Dänemark und Schweden und in den Lustspiele des dänischen Dramatikers Holberg (geb. 1684, gest. 1754.) findet man sehr viele Anklänge aus deutschen Komödien. In Deutschland selbst waren außer Zittau und Nürnberg, die Städte Braunschweig, Königsberg, Breslau, Darmstadt und Hamburg (letzteres vorzüglich in der Oper) die Freistätten für das deutsche Theater.

Gottsched und Bodmer.

Während aber die deutsche Poesie so zwischen Kunst und Natur, zwischen Volksmännern und Gelehrten, bald auf Schulen und in Städten, bald an Fürstenhöfen ein schwankendes Dasein ohne Halt und Einheit und ohne festen und sicheren Nationalgeschmack hatte, entspann sich recht zum Glücke ein offener Streit, der diese Wirren aufzulösen und die Gebrechen ungescheut aufzudecken wagte. Die Kämpfer waren Christoph Gottsched, Professor der Philosophie in Leipzig, geb. 1700 gest. 1766, und Jakob Bodmer, Professor der Geschichte in Zürich, geb. 1698 gest. 1785. Ehe wir den Streit erzählen, wollen wir vorher von diesen beiden Männern sprechen, wo wir denn zuerst von Gottsched eine treffliche Schilderung in Göthe's Dichtung und Wahrheit finden, die wir

als Einleitung dieses Paragraphs hersetzen wollen, weil wir durch dieselbe zugleich ein ergötzliches Bild von jener Perückenzeit erhalten, in der sich alle Poesie in breite und langweilige Reimerei, aller Geist in Wasser aufzulösen drohte.

„Unsern Besuch, schreibt Göthe, bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein: denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anstande durchführte."

Dieß war nun der Mann, welcher seit 1727, wo er die poetische Gesellschaft zu Leipzig in eine deutsche Gesellschaft umschuf, an der Spitze der schönen Literatur in Deutschland stand. Ungemeiner Fleiß, Kenntniß der deutschen und französischen Sprache, ein leichter und fließender Styl und ein dreistes Auftreten, etwa

durch seine Gestalt, die ihm ein gewisses gebietendes Wesen gab, unterstützt, scheinen ihm bei reinen Sitten diesen Platz verschafft zu haben, denn an Kenntniß der Alten, überhaupt an gründlicher Gelehrsamkeit, an wissentschaftlichem Geiste und an Dichtertalente stand er weit hinter den Männern der zweiten schlesischen Schule und im Geschmack ist er nicht viel weiter gekommen, als ein Jahrhundert beinahe vor ihm Opitz war. Er hielt nun Vorlesungen über Philosophie und, worauf er sich besonders viel einbildete, über Poesie. Große Verdienste hatte er um die deutsche Sprache, welche er von Schwulst, wie von fremden Wörtern und Redensarten reinigte. Er schrieb eine deutsche Sprachlehre, die in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde und ein halbes Jahrhundert lang in allen Schulen eingeführt war. Auch das ist verdienstlich, daß er durch sein Verzeichniß aller Trauer-Lust- und Singspiele trefflichen Stoff zur deutschen Literaturgeschichte sammelte und das Andenken alter Meister in der Dichtkunst erneuerte. So erweckte er auch den alten Reinecke Fuchs, von dem er eine Ausgabe mit einer prosaischen Uebersetzung veranstaltete. Die deutsche Gesellschaft und seine Vorlesungen, die sehr besucht waren und die ganze strebende Jugend Leipzigs versammelten, wie auch sein Haus, wo seine Gattin Louise Adelgunde Victorie, eine besonders in der französischen Literatur sehr bewanderte und feine Frau und selbst Schriftstellerin, die Unterhaltung belebte, schufen schon um diese Zeit auf dieser Hochschule einen Geist, der sich von dem rohen Wesen der übrigen deutschen Universitäten vortheilhaft auszeichnete. Wäre Gottsched nur dabei stehen geblieben, zu sammeln und zu übersetzen und über deutsche Sprache zu schreiben, so hätte er seinen erworbenen Ruhm bewahrt, allein er wollte auch als Dichter glänzen und als Dictator dem guten Geschmacke Regeln vorschreiben, wo sich denn seine Unwissenheit und Talentlosigkeit bald herausstellte. Man staunte ihn freilich noch lange an, als er sein Buch: die deusche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer herausgab und in seinen Vorträgen über die Dichtkunst seine eigenen Werke als Muster und Beispiele aufstellte. Auch beherrschte er das Theater und die Schauspielergesellschaft der Madame Neuberin, welche damals in

Leipzig spielte und seine langweiligen Stücke, seine Parisische Bluthochzeit, seinen sterbenden Kato, seinen Agis und seine Iphigenia aufführte und sich überhaupt ganz nach seinem Willen fügte. So wurde der Harlekin, welcher bis dahin auf allen deutschen Bühnen sein Wesen trieb, auf seine Veranlassung abgeschafft. Dieß geschah im Jahre 1737, wo in einem von der Neuberin selbst verfertigten Vorspiele, dem Harlekin seine bunte Jacke ausgezogen und in Hänschen oder Peter umgetauft ein weißes Jäckchen angezogen wurde. Das deutsche Lustspiel wurde nun freilich anständiger und manierlicher, aber auch zugleich langweiliger. Der glückliche Erfolg seiner dramatischen Muse bestärkte ihn erst recht in seinem Dünkel und er behauptete geradezu, das goldene Zeitalter der deutschen Poesie sei gekommen und nun die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. Daß weder er, noch seine Schüler und Freunde ein Epos geschrieben, machte ihn nicht verlegen; er lehrte ja, daß nicht Handlungen sondern Begriffe, nicht Einbildungskraft sondern Vernunft und Verstand allein Poesie erzeugten, und darum sprach er mit Verachtung von dem englischen Dichter Milton und von den Italienern Ariost und Tasso. Alle diese Grundsätze wurden nun auch durch Zeitschriften in ganz Deutschland verbreitet, woran Gottscheds Freunde, Schwabe, Schwarz und Triller besonders Antheil nahmen. Von der Erbärmlichkeit des Letztern kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Vorrede zu seinen Poesien liest, wo er unter andern sagt: „der geringste Künstler und Handwerksmann leistet dem gemeinen Wesen mehr nützliche Dienste als der beste Poet.“ Gewaltig zieht er zugleich gegen die „Klopstockschen Rasereien“ zu Felde und verspricht in seinen Poesien „Alles in gewöhnlichen und begreiflichen Worten darzustellen, weil er von den sogenannten schöpferischen Erfindungen weit entfernt sei.“ „Die neuen Heldengedichte,“ fährt er fort, „davon bisher so ein ungestümmes Lärmen zum Trotz der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs allenthalben gehört worden, sind nur für die rauhen und schwermüthigen Bewohner des Saturns — unsere natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden. Schö-

pferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke. Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist." Gegen derlei Grundsätze erhoben sich nun plötzlich in der Schweiz zwei Gelehrte, die bereits vor Gottscheds Auftreten eine Wochenschrift unter dem Titel: der Maler der Sitten herausgaben. Dies waren der schon genannte Jakob Bodmer und sein Freund Jakob Breitinger, Professor der griechischen und hebräischen Sprache. Beide waren gründlich gelehrte Männer und hatten so viel gesundes Urtheil, daß sie ohne eigenes poetisches Talent das Wesen der Poesie besser erkannten als Gottsched. Da sie nemlich dieselbe mit der Malerei verglichen, kamen sie darauf, daß sie ein Erzeugniß der Phantasie sein, und nicht bloße Begriffe, sondern bildlich eingekleidete Gedanken und Handlungen zum Stoffe haben müsse. Daher sie denn das Epos zur ersten und höchsten Gattung der Dichtkunst erhoben und eben weil die Deutschen noch keines hätten, den Kreis ihrer Dichtung noch nicht für geschlossen hielten. Wohl stellten sie auch die Griechen als Muster aller Poesie auf, gaben aber nicht zu, was Gottsched lehrte, daß ihre Poesie auf die Franzosen übergegangen sei. Ihrer Meinung nach standen die Engländer den Griechen sowohl als der Natur viel näher und Bodmer übersetzte auch deßhalb Miltons verlornes Paradies. So entstand denn zwischen den Leipzigern und Schweizern ein Federkrieg, der bald so hitzig wurde, daß man am Ende die Sache selbst ganz aus den Augen verlor, weil die Kämpfenden nun mehr ihre Person verfochten. Um den Vorwurf von sich zu werfen, daß die Gottschedische Schule kein Epos habe, schrieb Gottscheds Schüler, Freiherr Otto von Schönaich, seinen Hermann, ein Heldengedicht, dem bald mehrere nachfolgten; worauf der alte Bodmer, 1752, mit seiner Noachide und mehrern andern biblischen Epopöen auftrat. Allein jetzt wurde man erst gewahr, wie weit alle deutsche Poesie hinter den Nibelungen und andern Volksepopöen des 12. u. 13. Jahrhunderts zurücke war. Der Hermann war ein geistloses Machwerk in gereimten Trochäen, welches also beginnt:

Von dem Helden will ich singen, dessen Arm sein Volk beschützt,
Dessen Schwert auf Deutschlands Feinde für sein Vaterland geblitzt,
Der allein vermögend war, des Augustus Stolz zu brechen,
Und des Erdenkreises Schimpf in der Römer Schmach zu rächen.
Hermann! dich will ich erheben, und dem sei mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht zerstreut;
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget.

Gottsched hatte seine Freude an diesem Gedichte und besonders an dem Versmaße, welches seiner Meinung nach sehr „heldenmäßig" klinge und sich besser zu Epopöen schicke, als die „rauh und wunderlich" klingenden ungereimten Hexameter, wie Klopstock, Bodmer u. a. damals schon geschrieben. Einfacher und und natürlicher war wohl die Noachide, allein poetisch sind nur die Stellen, in welchen Anklänge an Milton's verlornes Paradies wahrzunehmen sind. Uebler noch kam Bodmer mit dem Drama zurechte, worin er es auch mit den Leipzigern aufnehmen wollte. Das meiste Verdienst hat er aber, daß er die Griechen durch seine Uebersetzung Homers und die Minnesinger durch die Herausgabe ihrer Lieder *) dem deutschen Volke bekannt machte. Was Bodmern bald auch in Sachsen und dem übrigen Deutschland Freunde erwarb, war seine edle und bescheidene Weise; seine Poesien gab er gleich einem schüchternen Jüngling meist ohne sich als Verfasser zu nennen heraus, und es ist bekannt, daß er eine scharfe Kritik seiner Noachide, die ihm ein Unbekannter zusandte, in seiner Zeitschrift abdrucken ließ. Die geistreichsten Jünglinge Klopstock Wieland u. a. wallfahrteten zu ihm und fanden bei ihm väterliche Aufnahme und Anregung. Anregung und Erweckung deutscher Herzen war überhaupt sein Streben, und wir wollen in dieser

---

*) Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts aus der Manessischen Sammlung. Zürich 1748.
Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitpunkte; 140 Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Raths der Uralten Zürich. Aus der Handschrift der königl. französischen Bibliothek herausgegeben. Erster Theil. Zürich 1758. Zweiter Theil 1759 in 4.
Chriemhilden Rache und die Klage. Zürich 1757.

Hinsicht nur ein Gedicht von ihm hersetzen, das er beim Anblicke des von Tischbein gemalten Götz von Berlichingen dichtete.

Tischbeins Götz von Berlichingen.

Oft ermahnt' ich mit Eifer die Barden im Lande Thuiskons,
Daß die glänzenden Thaten in ihren Annalen sie sängen
Und die Männer, die Deutschland, was einst den weisen Hellenen
Philopömen, Epaminondas und Aratus, waren,
Oder die Scipionen und Brutus den stolzen Quiriten.
Aber sie faßten den Wink nicht auf. Noch blieb unbesungen
Heinrich der Vierte, geschmückt mit aller Tugenden Hoheit,
So Nationen beglücken. Den Herrscher, den gütigen Vater
Hat noch kein Dichter gefeiert, da chlose Väter den Abfall
Brüteten, und das Herz des fünften Heinrichs vergällten,
Daß er den Trieb der Natur vergaß, und die Pflichten des Sohnes.
Weder von Sachsen der löwenherziae Held in der Reichsacht,
Nach der Friedriche Stemmung entgegen der Herrschaft der Priester
Warfen Funken von Gluth in die Seele. Die Fürsten der Jugend,
Schwabens und Oestreichs letzte Hoffnung, die Brustwehr des Friedens,
Ließ man mit kaltem Blut, wie die Uebelthäter ermorden.
Noch hat das grausame Todesverhangniß Maria's von Brabant
Keinem Dichter das Herz und den Sinn mit Feuer begeistert.
Itzt verkündet mit hoher Begeisterung dein Pinsel, o Tischbein,
Uns die herrlichen Thaten der Helden im Lande Thuiskons,
Welche dem Enkel im Liede zu preisen der Barde verschmähte.
Götz mit der eisernen Hand spricht laut auf der leblosen Leinwand,
Und deines Genius hoher, lebendiger, mächtiger Zauber
War es, der mir entflammte das Herz, erhöhte die Stimme,
Als ich den Berlichinger nun sah, wie erstanden dem Grabe,
Sahe die deutsche Kraft, den deutschen Adel der Seele.
Wandle fort auf der glorreichen Laufbahn! O rette die Edeln!
Rette, die Löwen im Schlachtfeld waren, und Lämmer bei Frauen,
Durch deine göttliche Kunst hinüber zur Nachwelt und spende
Ihren Namen den Ruhm, den ihnen der Barde versagte!

Dieser männliche Ton des Schweizers drang nun bald bei allen wahren Dichtern Deutschlands durch, und da ihm, wie wir im folgenden Abschnitte sehen werden, im bessern Geschmacke schon

Klopstock,*) Haller,**) und Hagedorn***) zuvorgekommen waren, und man auch diese Leistungen auf seine Rechnung schrieb, ward sein Sieg über Gottsched bald vollkommen entschieden. Gottsched tröstete sich über seine Niederlage damit, daß seine Lehrbücher fast in ganz Deutschland auf hohen und niedern Schulen eingeführt wurden und er pflegte oft prahlend auszurufen: „meine Dichtkunst lebet doch, sie lebt." Und so war es wirklich, der Strebenden ist nur immer eine kleinere Zahl, und lange bis in die neuesten Zeiten hatte er sein Publikum, Leute die keine grüne Poesie leiden mögen, und man kann mit Platen ausrufen:

> Zwar Gottsched starb, man bewahrt nur noch in Germanien seine Perücke,
> Doch geht sie vom Kopfe zu Kopf alldort, ihr dürfen wir bringen ein Vivat!

Haller und Hagedorn.

Den Uebergang von bloßer Nachahmung zu eigener Selbständigkeit, von unsicherer und schwankender Schreibart, zu bestimmtem und richtigem Ausdruck machen um diese Zeit zwei Männer, die wenigstens im Lehrgedichte und selbst im Lyrischen auch noch zu Anfang der folgenden Perioden als Muster dienten: — Haller und Hagedorn.

Albrecht von Haller, geb. 1708 zu Bern, Professor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik zu Göttingen, und dann zurückgekehrt Amtmann in seiner Vaterstadt und daselbst gest. 1777, übte die Poesie gleich dem schlesischen Dichtern als Erholung und war Anfangs der Lohensteiner Schule zugethan. Die Griechen

*) Die ersten drei Gesänge der Messiade erschienen schon im Jahre 1748.

**) Die erste Ausgabe seiner Schweizerischen Gedichte erschien 1732. Bern.

***) Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1729 in Hamburg.

und Römer und auch die Britten führten ihn zur Einfalt zurück und sein männlicher Geist schuf ihm die gedankenreiche Kürze. In seiner Jugend dichtete er auch Episches, widmete sich aber dann nur dem Lehrgedichte und der Lyrik. Unter allen seinen größern Gedichten ist das beschreibende Gedicht: die Alpen, das schönste und erhabenste, was dieser Art in dieser Zeit von Deutschen gedichtet worden, wie aus folgender Stelle, die wir anführen, zu ersehen:

Wenn Titans erster Stral der Felsen Höh vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmal was sein Bezirk enthält:
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreiß nicht durchzustralen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Stralen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale widerhallt:
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin und her gekrümmt sich im entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt voll futterreicher Weide
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.

Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen stralt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Doch wer mit einem Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Den großen Bau der Welt aufmerksam durchgereist,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn stehn und forschen heißt,
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt,
Durchsucht das holde Reich der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt.
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stäts graben, nie ergründen.

Wann Phöbus' helles Licht durch flücht'ge Nebel stralet,
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt:
Die Luft erfüllet sich mit lauen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen scheckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold:
Ein ganz Gebirge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin;
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Stralen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Stralt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blat im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethist gebildter Vogel trägt.

Dort wirft ein glänzend Blat in Finger ausgekerbet
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Stralen ein:
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Fried das öde Thal entlaubt,
Wird holer Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit verfehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen
Wölbt sich der feichte Leim mit funkelndem Krystall.
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die düstre Luft und stralet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zu Berge.

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras und senget was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt voll flüßiger Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf:
Ihn wärmt der Erde Gruft und seine Fluten wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der strudelreichen Wellen
Ein schneller Avanson gestürzte Wälder wälzt,
Rinnt der Gebirge Gruft mit unterird'schen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges hoher Bauch gewölbt mit Alabaster
Schließt zwar dieß kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein ezend Naß zermalmt das Marmorpflaster,
Dringt durch der Klippen Fug und eilt gebraucht zu sein:
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an und strömet uns entgegen.

Aus Furkens kaltem Haupt, wo sich in beide Seen
Europens Wasserschatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt:



Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weiße Flut mit königlichem Erzt,
Der Strom fließt schwer von Geld und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt;
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen,
O Beispiel für die Welt! er siehts und läßt ihn fließen.

Verblendte Sterbliche! die bis zum nahen Grabe
Geiz, Ehr' und Wollust stäts an eitlen Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh vergällt.
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet
Und mehr vom Schicksal heischt als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht worum nur Thorheit flehet,
O glaubts, kein Stein macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk bei Müh und Armut lachen,
Die mäßige Natur allein kan glücklich machen.

Elende, rühmet nur den Rauch von großen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht die euch umringt schließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den der sie trägt und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrsucht ihre Knechte
Nach der verschloßnen Thür geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der lang erseufzten Nächte
Raubt euch der stäte Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit blauem Bürgerblut:
Verleumdung, Haß und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut!
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosenbett ein naher Donner blitzt:
Der Geiz bebrütet Gold zu sein und andrer Plage,
Das niemand weniger als wer es hat besitzt:
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bei euch vergnügtes Volk, hat nie in den Gemütern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer noch der Genuß verhaßt;

Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt:
Euch überströmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eitlen Lehren prahlt.
Nichts ist das euch erdrückt, nichts ist das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und sterbet wie ihr lebet.

O seelig, wer wie ihr mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis aus süßer Milch vergnügt,
Der sich bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasserfällen
In unbesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt,
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompetenschall in langen Zelten weckt,
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß der Himmel kan sein Glücke nicht vergrößern.

Wer, wenn er diese Schilderung liest, wird nicht bis in's Innerste gerührt, wer fühlt nicht die Schönheiten der Natur? Und doch stellt sich, wenn man dies Gedicht genau zergliedert, heraus, daß der Dichter, der so für Natur begeistert, selbst nicht sowohl Natur als vielmehr Verstand und Geist gewesen, weniger sinnliche Wahrheit als Ideen darzustellen verstanden. Ueberall herrschen nur Gedanken und Empfindungen vor und die Naturgegenstände selbst erscheinen nur in matten Bildern, was daher kommt, weil das Malen durchaus nicht zur Poesie gehört und wenn ja der Sprache je dergleichen gelungen sind, so müssen wir es in den Schilderungen eines A. Humboldt, Buch, Pöpping u. a. die nach eigener Anschauung, so daß ihre Feder zum Pinsel geworden, schrieben.

Verdrängt nun das Lehrhafte in den Naturgemälden Hallers die Poesie, so gilt es um so mehr von dem Lehrgedichte selbst, wo alle Fülle der Sprache nicht im Stande ist, genügendes Leben in die reiche Saat der körnigsten Sentenzen hineinzubringen. Dasselbe gilt von seinem lyrischen Gedichte, aus welchen wir eins der berühmtesten hier beifügen:

Trauerode

beym Absterben seiner geliebten Mariane.

Soll ich von Deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an Dir gefunden,
Vergrössert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals Deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und Du verdienst sie allzu wohl,
Dein Bildniß war in mir zu kräftig,
Als daß ich von Dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wann von Dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen fang ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kan.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergetzt an Trauer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich seh Dich noch, wie Du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu Dir trat,
Wie Du die letzten Kräfte faßtest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst Du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!

Das Haus hier, wo ich Dich verlohren;
Der Tempel dort der Dich bedeckt;
Hier Kinder . . . Ach! mein Blut muß lodern
Beym zarten Abdruck Deiner Zier,
Wann sie Dich stammelnd von mir fordern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu Dir.

O soll mein Herz nicht um Dich weinen!
Hier ist kein Freund Dir nah als ich.
Wer riß Dich aus dem Schooß der Deinen?
Du liessest sie und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das Dein Verdienst und Blut Dir gab,
Die sinds, wovon ich Dich entrücke,
Wohin zu eilen? in Dein Grab.

Dort in den bittern Abschieds=Stunden,
Wie Deine Schwester an Dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entgieng;
Sprachst Du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt,
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der Dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war Dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließest Du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu seyn;
Du miedst den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hieng ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für Dein Geschick;
Voll Angst, bei meinem kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Lust und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich Dich geliebet,
Weit mehr als ich Dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich Dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie! wann ich Sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl Deiner Huld,
Und die Verehrung Deiner Tugend,
Sind meines Herzens stäte Schuld.

Im dicksten Wald, bey finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich Dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will Dich sehen, wie Du giengest:
Wie traurig, wann ich Abschied nahm:
Wie zärtlich, wann Du mich umfingest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach Dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter Deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt Deine Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft:
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbundne Kraft

Dort lernst Du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für Dich;
Du mischest, mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch Dir auf:
Dort steht die Absicht unsers Scheidens,
Und mein bestimmter Lebens-Lauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebens-würdig wirst du werden!
Nun Dich ein himmlisch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig Dein zu seyn.

Es ist rührend, wie der edle Dichter um seine geliebte Gattin klagt, die ihm so liebend aus der Heimath nach Göttingen gefolgt war und gleich beim Eintritt in diese Stadt durch einen Wagensturz verunglückend einem frühzeitigen Tode anheimfiel. Allein der Dichter spricht nicht die Empfindnng, so gewaltig sie in ihm sein mochte, selbst aus, sondern nur die Gedanken und Betrachtungen über die Empfindung und seinen ganzen innern Zustand. So ist denn auch diese Ode (oder Elegie, wie sie heißen sollte) mehr rhetorisch als poetisch, und keinem Dichter würde sie anders gelungen sein, weil der Gegenstand selbst so wenig zu einer weitläufigern poetischen Bearbeitung geeignet ist, als der Anblick einer Naturerscheinung, immer wird die Klage, sobald sie einzelne Ausrufungen übersteigt, in elegische Erinnerungen und Schildereien des Herzens übergehen. Wenn Göthe ein geliebtes Wesen und ihren Verlust beweint, so läßt er ihren Schatten erscheinen und bringt so sie und seinen Schmerz in's Leben und das ist Poesie.

Euphrosyne. *)

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
 Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
 Der am tosenden Strom auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;
 Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
 Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
 Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
 Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke; sie glüht. Ich staune dem Wunder.
 Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
 Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin, enthülle dich mir, und täusche verschwindend
 Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, deinen
 Göttlichen Namen; wo nicht, rege bedeutsam mich auf,
Daß ich fühle welche du seyst von den ewigen Töchtern
 Zeus und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.
Kennst du mich, Guter, nicht mehr? und käme diese Gestalt dir,
 Die du doch sanft geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
 Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß:
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
 Eingeschrieben und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Thräne:
 Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh! die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
 Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater; blicket noch einmal
 Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken da mich, das Kind, du dem Spiele
 Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands.
 Ach wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!

*) Von der Veranlassung dieses Gedichtes wird im 2. Band die Rede sein.

Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl wie auf dem Breter-Gerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind: du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild;
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach, da warst du so hold, und schütztest ein trauriges Leben;
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte dir lang an dem Busen den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund;
Fragte „Warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O, so zeige mir an wie mir das Beßre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst."
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
„Nein, mein liebliches Kind!" so riefst du, „Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle wie du mich gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trunkensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges festes Gesetz.
Jahre folgen auf Jahre; dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet; es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz: doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft:
Nicht der Jungere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kraftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage:

Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst:
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich dich mir in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde bei jeglichem Schritt steigenden Lebens die Kunst.
Sey mir lange zur Lust, und eh mein Auge sich schließet,
„Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn."
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde:
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du voller Gehalt kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen und suchte
Dich im tiefen Gedräng staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen;
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freut,
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte
Selbst bis zur Pforte des Grabs freudiges Opfer sie bringt:
Guter, dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch,
„Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt ich noch gern: doch ach! die Scheidende weilt nicht
Wie sie wollte: mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht michs dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm: freundlich gewähre mir ihn!
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche massenweis Schatten vom Namen getrennt:
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen

Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber:
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh heruntergesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyrena, trüb noch von dem bräutlichen Tod:
Seh' ich als Schwestern sie an, und trete würdig zu ihnen:
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,
Weiter zu reden: allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete: wallend verschlangen
Wachsende Wolken im Zug beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Zu gleicher Zeit mit Haller trat Friedrich von Hagedorn (geb. zu Hamburg 1708, gest. 1754) auf, gleichfalls Lehrdichter wie Jener, der sich aber auch in der Erzählung und Fabel und ganz besonders im Liede hervorthat, obwohl auch hier das Lehrhafte immer vorwaltet. Er, wie Hoffmann, ein Welt- und Geschäftsmann (Sekretär einer Handelsgesellschaft in Hamburg) bildete einen entschiedenen Gegensatz zu Haller, dem Gelehrten, wie denn auch in seinen Poesien mehr Heiterkeit als Ernst, mehr Laune als Schärfe des Gedankens zu finden ist. Im Liede ist er unstreitig allen Dichtern seiner Zeit vorangeeilt und an Korrektheit und Wohlklang übertrifft er selbst Günther. Wir setzen hier sein Mailied her, um daran zu zeigen, wie die Lyrik dieser vorklassischen Zeit beschaffen gewesen sei.

Der May.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken uns wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen,
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie bulerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch muntre Schallmeien,
Ihr stampfenden Tänzer! hervor.
O Jubel! auf grünender Wiese,
Hebt Hanns die erröthende Liese,
In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner,
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth.

So natürlich und ungeziert auch dieses Lied besonders beim ersten Lesen erscheint, gewahren wir jedoch statt der wahren, lyrischen und unmittelbaren Empfindung, die an allen Dichtern dieser Periode sichtbare Künstlichkeit. Schon die Beiwörter; reizende, reifende, die mehr des Verses halber da sind, dann die matten Zeilen: wie lebhaft ist jetzo die Welt — nun schwindet des Winters Gestalt — die jugendlich scherzende Liebe empfindet die Reizung der Triebe — und dann die gehäuften Hauptwörter, die Triften, den Anger, den Wald — das Ufer, den Hügel, die Gruft — stören durch ihre Absichtlichkeit die lyrische Naivität. Was endlich dem Liede den meisten Eintrag thut, ist, daß der Dichter statt des eigenen Gefühls der Liebe, welches im Mai erwacht und auch ihn zum Gesange begeistert hatte, in philiströser Verschämtheit „Hans und Liese“ fröhlich tanzend vorgeführt werden und dann zuletzt noch die prosaische Lehre mit dem matten Schlußverse:

Was gleichet dem Landvolk an Muth?

Man lese dagegen Göthes Mailied, das unmittelbar der Brust entstiegen, kein leeres und kein müßiges Wort enthält und mit Uhland muß man ausrufen:

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Zeittafel

der deutschen Schriftsteller von Opitz bis Klopstock. 1617—1740.

Fürst Ludwig von Anhalt.
Der Palmenorden . . . . 1617.

Von 1620—1630.

Rudolf Weckherlin.
Valentin Andreä.
Martin Opitz von Boberfeld.
Dietrich von dem Werder, schwedischer Obrist, Uebersetzer Tasso's und Ariost's.
Wilhelm Zinckgref.
Michael Moscherosch (Philander von Sittewald).
Paul Flemming.
Christoh Homburg.

Von 1630—1640.

Jakob Schwieger; Simon Dach.
Paul Gerhardt. Wilhelm Laurenburg.
Johann Rist. Philipp Harsdörffer.
Georg Neumark. Andreas Tscherning.
Joachim Rachel. Johann Klai.

Von 1640—1650.

Andreas Gryph. Hofmann von Hofmannswaldau.
Philipp von Zesen.

Von 1660—1690.

Kaspar von Lohenstein.
Herzog Anton Ulrich von Braunschweig.
Samuel Greifensohn. Christian Weise.
Baron Wilhelm von Leibnitz.
Anselm von Ziegler.

Ludwig Freiherr von Caniẞ.
Pater Abraham.

Von 1700—1720.

Burkard Menke. Benjamin Schmolke.
Heinrich Brockes. Christian Günther.

Von 1720—1740.

Jakob Bodmer. Johann Breitinger.
Christoph Gottsched. Friedrich Liscov.
Albrecht von Haller.
Friedrich von Hagedorn.

Sechster Zeitraum:

Selbständigkeit der deutschen Literatur.

Von Klopstock bis zu Göthes Jugend.

Vom Jahr 1740 — 1773.

Allgemeines.

Ehe wir von diesem Zeitraume sprechen, in welchem sich die deutsche Poesie zur Selbständigkeit und Mustergiltigkeit erhoben, müssen wir die damaligen Zustände Deutschlands beleuchten, in so fern sie auf Kunst und Wissenschaft Einfluß hatten. Was sich nun hiebei unserm Auge darstellt, ist nicht das Erfreulichste: überall Schwäche, Zerfallenheit, ja selbst Erniedrigung. Hat sich unser Vaterland auch von den Wunden des dreißigjährigen Kriegs erholt, sind auch die zerstörten Städte und Dörfer wieder aufgebaut worden, Ackerbau, Gewerbe und Handel in Gang gekommen und ward die kirchliche Freiheit der Protestanten auch gesichert, so kam von einer andern Seite neue Herabwürdigung, Entsittlichung und Schwächung des Volkcharakters. Das war das hereinbrechende Franzosenthum, welches schon Laurenburg, leider vergebens, in seinen Satyren geißelte. Wir wollen jedoch nicht einseitig sein und alles Unsittliche und Schlechte auf unsere überrheinische Nachbarn wälzen, denn es hatte das Volk der Franzosen damals wie immer seine großen Nationaltugenden, deren Annahme uns gar nicht ge-

schadet hätte. Aneignung fremder Sitten an sich bringt keinem Volke Gefahr, aber die Weise, in der diese vor sich zu gehen pflegt, wirkt meist verderblich. Einmal vertauschen nur eben diejenigen im Volke zuerst heimische Sitten, Sprache und Gewohnheiten, die selbst keinen festen Charakter haben. Daß diese ihrer Schwäche und Schlechtigkeit wegen nur auf die schwächste und schlechteste Seiten des Fremden gerathen, ist nun natürlich; daher denn die sittliche Entartung solcher Zwitter. Ersetzen nun diese Leute ihre Unselbständigkeit nicht durch vielen Verstand, so erfolgt durch die Verbindung des Fremden mit dem Einheimischen nothwendig Geschmacklosigkeit in Kunst und Sitte, Hohlheit des Wissens und Zerwürfniß im öffentlichen und häuslichen Leben. Der Gebrauch einer fremden Sprache vollends verdrängt alle natürliche Anlage zu den Nationaltugenden. So ahmten unsere Franzosenfreunde nicht etwa die französische Gewandtheit, Feinheit, Nüchternheit und Munterkeit, nicht ihren regen Lebensmuth und Lebenssinn, sondern das seichte und leichte Gespräch ihrer Schwätzer, die lockern Sitten ihrer Lüstlinge die falsche Moral ihrer Jesuiten, die lächerliche Etiquette ihrer Höflinge, die Koketterie und Modesucht ihrer Frauen nach und setzten die französischen Perücken auf ihr Haupt, und legten all den Plunder damaliger Kleidertracht, welche den menschlichen Körper bis zum Affenmäßigen und Possierlichen entstellte, an, näselten ihre Sprache nach, in der sich Manches sagen läßt, was unser keusches Deutsch gar nicht auszudrücken vermag, und spotteten über die den Deutschen angeborene Frömmigkeit und wurden zum Theil gar katholisch. An dieser Franzosenschaft nahmen zwar die untern Stände in Deutschland wenig oder gar keinen Antheil, desto mehr aber die höhern und das ganze Volk hatte daran zu leiden, daß ihre Fürsten, Prälaten und übrigen Herrn von Adel von dieser Sucht befallen waren; denn diese reisten häufig nach Frankreich, um an dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. sich zu sonnen und verpraßten dort das von dem deutschen Bürger und Bauer mühsam erworbene Geld und brachten gewöhnlich ganze Schwärme von französischen Schmarotzern, Schauspielern, Sängern, Tänzern, Hofmeistern und Gouvernanten mit in ihre Residenzen, wo sie denn halfen den Rest ihrer Einkünfte in sinnloser Verschwendung verzeh-

ren, während der deutsche Unterthan in Elend und Dürftigkeit schmachtete. An der Tafel eines Herzogs Georg Wilhelm von Zelle witzelte eine gewisse Dame d'Olbreuse, bei einer Tafel wo lauter Franzosen speisten: „es ist doch artig, daß der Herzog der einzige Fremde an der Tafel ist." Also einheimisch hielten sich diese Ausländer, als ob sie das Land schon erobert hätten und die Fürsten bei ihnen zu Gaste wären! Da war nun an keinen Palmenorden zu denken, keine Frage nach deutschen Gelehrten, keine Adelung und Krönung deutscher Poeten, mit Geringschätzung und Verachtung wurden Prediger und Professoren behandelt und zurückgewiesen. Dazu kamen dann die Eroberungskriege Ludwigs XIV., in welchen die elsässischen Städte von Deutschland weggerissen, die Pfalz und andere Länder am Rhein grausam und ungestraft zerstört wurden, so daß auch alles Nationalgefühl der Deutschen vollends zu Grunde ging. Was noch das allgemeine Elend vermehrte, war die Verbreitung eines übertriebenen Aufwandes selbst unter dem Mittelstande, der bisher noch am wohlhabendsten war und durch seine einfache Lebensweise und Sparsamkeit das Erworbene auf Kinder und Enkel zu bringen pflegte, nun aber hingerissen von dem Beispiele des Adels auch zu prassen anfing und mit Modesitten Modelastern aller Art anheimfiel, so daß auch im Bürgerstande Armuth, Unsittlichkeit und Charakterlosigkeit zu wuchern begann. Was dann zunächst die Dichter insbesondere betraf, war außer der Verachtung der Großen, die höhnende Geringschätzung, die ihnen von den meisten Gelehrten, Predigern und Professoren zu Theil ward. Im dreißigjährigen Kriege, wo eben der Tumult die Musen verscheuchte, schaffendes Leben in die Köpfe kam, mußte auch die Pedanterei der Schulgelehrten dem mächtig gebietenden Volksleben nachgeben und sich feiner gebärden. Nach dem westfälischen Frieden setzte sie sich aber wieder auf den Katheder und war jetzt unter französischer Perücke nur noch gravitätischer und verfolgte nur noch unduldsamer, was nicht nach ihren Regeln einherschritt. Prediger und Professoren, die Verse oder gar Komödien schrieben, hatten viel zu leiden denn das hies man allotria, eitlen und gottlosen Kurzweil und zuletzt verbannte man auch jeden, der außer der Bibel deutsche Bücher las und so wurde es wahr, was schon

Weise sagte: „Die Schule sei ein zu schattiger Ort, wo man dem rechten Lichte selten nahe komme."

In diesen Umständen aber traten — unsern Stolz muß es erheben — die Männer auf, welche Protestantismus, deutsche Treue und Glauben, deutsche Sitten und Sprache und deutsche Ehre retteten, und unser geistiges Leben von der Knechtschaft befreiten, in der es seit beinahe 100 Jahren hinwelkte. Wenn man liest, wie diese Männer, meist aus den niedern Ständen entsprossen, armselig und dürftig lebten, kaum des Sonntags einen ganzen Rock hatten*), um in anständiger Gesellschaft zu erscheinen, hungernd und Noth leidend in ihren Dachstübchen Empfindungen und Gedanken hegten, die eines Königs würdig gewesen wären: so ergreift uns hohe Bewunderung und es ist wahrhaft Sünde an ihren Werken, die freilich noch nicht alle Vollendung haben, hämisch zu mäkeln und ihr Andenken, das uns heilig sein sollte, mit Geringschätzung zu entweihen. — Wollen wir aber wissen, woher diesen Männern die Kraft kam zu solchen Anstrebungen, so müssen wir außer den Vorarbeiten und bisherigen Dichterschulen und Gesellschaften besonders zwei Quellen anführen, aus denen das meiste poetische Leben sich ergoß; das war das Studium des griechischen und römischen Alterthums und die Erfassung des innersten Kerns der christlichen Religion, ersteres von den Gelehrten, letzteres vom deutschen Volke ausgehend. Es unterschieden sich um diese Zeit schon merklich sogenannte humanistische und pietistische Schulen, so daß die Jugend in erstern vorzugsweise zur alten Literatur, in letztern für das Christenthum gebildet wurde. In jenen trat nun zur römischen die griechische Sprache immer mehr hinzu, und mehr und mehr wurde bei der Worterklärung auch auf den großen Sinn der Alten hingewiesen, doch ein Mangel in diesen Lehranstalten war es, daß man die deutsche Sprache beinahe mit Verachtung vom Unterrichte ausschloß. Die Einseitigkeit dieser Bildung, die Unfruchtbarkeit der damaligen Theologie bewog um's Jahr 1690 zwei deut-

*) Es ist bekannt, daß Klopstocks Verleger in Halle diesem erst ein neues Beinkleid und Weste machen ließ, ehe er ihn bei seinen Freunden und Bekannten in der Stadt aufführen mochte.



sche Männer, Philipp Spener (starb 1701 als Probst zu Berlin) und Hermann Franke (starb 1727 als Pastor und Professor zu Halle) statt der lateinischen Theologie und der Predigten den Kandidaten des Predigeramts Bibellesen und Kinderlehren (Katechisationen) zu empfehlen, die Schuljugend in deutscher Sprache zu unterrichten und besonders auf Erweckung frommer Gesinnungen zu dringen. Da letztere von jeher unter dem deutschen Volke heimisch war, so fand diese Schule, welche von den Theologen gleich Jakob Böhme verspottet und verketzert wurde, bald allgemeinen Anhang und man kann sagen, daß in dieser Zeit religiöser Sinn herrschend war im protestantischen Deutschland, so daß die Knaben auf die lateinische Schule den frommen unvertilgbaren Sinn schon mitbrachten. Daher denn diese Mischung von altklassischer und christlicher Bildung der Dichter dieser Zeit; welche Früchte aus diesen Keimen entsprossen seien, wie sich daraus auch Vaterlandsliebe erzeugen konnte, lehrt die Geschichte der deutschen Wissenschaft. Während die französische, militairisch-jesuitische Bildung der vornehmen Stände alle Nationalität und ächte Bildung verdrängte und gar wenig Großes erzeugte, erhuben sich aus den untern Ständen die Zierden der Nation, die Anführer zu einer neuern bessern Zeit, zur Freiheit, Selbständigkeit und Aufklärung, die Tröster und Lehrer des gemeinen Volkes, und die Barden in den Kämpfen bis auf unsere Tage.

Ehe wir aber noch von diesen sprechen, folge hier die

Zeittafel

der deutschen Dichter von 1740 — 1773.

Gärtner	geb.	1712	gest.	1791.
Rabener	„	1714	„	1771.
Gellert	„	1715	„	1769.
Kleist	„	1715	„	1759.
Winkelmann	„	1717	„	1768.

Elias Schlegel	geb.	1718	gest.	1749.
Gleim	„	1719	„	1803.
Lichtwehr	„	1719	„	1783.
Uz	„	1720	„	1796.
Sulze	„	1720	„	1779.
Möser	„	1720	„	1794.
Götz	„	1721	„	1781.
Luise Karschin	„	1722	„	1791.
A. Cramer	„	1723	„	1788.
Klopstock	„	1724	„	1803.
Kant	„	1724	„	1804.
Giseke	„	1724	„	1765.
Ramler	„	1725	„	1798.
Weiße	„	1726	„	1804.
Zachariä	,	1726	„	1777.
Dusch	„	1727	„	1757.
Mendelsohn	„	1729	„	1786.
Lessing	,	1729	„	1781.
Denis	„	1729	„	1800.
Geßner	„	1730	„	1787.
Wieland	„	1733	„	1813.
Friedrich Nicolai	„	1733	„	1811.
Musäus	„	1735	„	1787.
Pfeffel	„	1736	„	1809.
Willamov	„	1736	„	1777.
Gerstenberg	„	1737	„	1823.
Heinrich von Nicolai	„	1737	„	1817.
Schubart	„	1739	„	1791.
Engel	„	1741	„	1802.
Hippel	„	1741	„	1796.
Claudius	„	1743	„	1815.
Thümmel	„	1738	„	1817.
Kretschmann	„	1738	„	1809.
J. Georg Jacobi, der Dichter,	„	1740	„	1814.
Lichtenberg	„	1742	„	1799.
F. H. Jacobi, der Philosoph,	„	1743	„	1819.

Herder	geb.	1744	gest.	1803.
Michaelis	„	1746	„	1772.
Gotter	„	1746	„	1797.
Göckingk	„	1748	„	1828.
Bürger	„	1748	„	1794.
Gr. Chr. Stolberg	„	1748	„	1821.
Hölty	„	1748	„	1776.
Heinse	„	1749	„	1803.
Göthe	„	1749	„	1833.

Die Vorläufer der Mustergiltigkeit.

Noch dauerte der Kampf zwischen Gottsched und Bodmer, während in Deutschland und in der Schweiz Männer aufstanden, die man mit Recht die Vorläufer des klassischen Zeitalters nennen darf, weil sie an Reinheit und Zierlichkeit der Sprache alle bisherigen deutschen Schriftsteller und an wahrem poetischen Talente auch die genannten Meister der beiden sich feindlich gegenüberstehenden Schulen übertrafen. Noch entzückten Haller und Hagedorn das deutsche Volk, da vereinigte 1744 Christian Gärtner (Professor in Braunschweig) einige strebende Freunde zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, die den Titel: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Leipzig und Bremen, führte, worin sie ihre poetischen Versuche und ihre Ansichten über Poesie, allerdings mehr im Sinne Bodmer's als Gottsched's mittheilten. Freundschaft, Liebe, Religion und Tugend, ernstes Streben nach gründlichem Wissen und tieferes Eindringen in den Geist der Alten und über Alles hohe Vaterlandsliebe begeisterten die strebenden Jünglinge und an den Früchten dieses Bundes kann man erkennen, wie ernst und redlich die Bestrebungen dieses Dichterbundes gewesen seien. Die ältesten Mitglieder waren: Elias Schlegel, Rabener und Gellert, unter denen Schlegel die ersten lesbaren Trauer- und Lustspiele schrieb; schade daß eben

dieser geistreiche Mann so früh, in seinem 31. Jahre, starb; er hätte dem deutschen Theater schon damals ein Lessing oder noch mehr werden können, denn am poetischen Genie hatte er in diesem Zeitraume wenige seines Gleichen. Rabener, der als Obersteuerrath in Dresden lebte, schrieb bloß Satyren in Prosa, wo er Thorheiten des Mittelstandes mit gutmüthiger Laune durchzog; er hatte darin wohl einen Vorgänger an Liscov, dessen Geißel aber viel schmerzlicher einhieb auf Pedanten und Aftergelehrten und der deshalb verfolgt im Kerker starb. Am wohlthätigsten wirkte Fürchtegott Gellert, aus Heynichen bei Leipzig, Professor in Leipzig; ein stiller, bescheidener und kränklicher Mann, der bei geringen Kräften das Talent besaß, das Volk zu rühren und zu vergnügen. Seine Fabeln und Erzählungen waren aber auch für jenes wie geschaffen, wo der Volksroman in schmutzige Gemeinheit ausgeartet, und sonst das meiste Epische, wie der Lohensteinische Arminus, zu gelehrt ausgestattet war. Er versuchte sich auch im Dramatischen, doch sind seine Lustspiele freilich nur matte, dialogisirte Lesestücke, denn wie sollte der still hinlebende Mann zur Welt- und Theaterkenntniß gekommen sein. Im Kirchenlied hat er wohl weder Schmolken noch Gerharden erreicht, doch wird der Erguß seiner frommen Seele zuweilen zu wahrer Poesie und der Sänger des Morgenliedes: Mein erst Gefühl, des Lobgesanges: Gott ist mein Lied, er ist der Gott der Stärke, und mancher anderer Hymnen wird leben, so lange Deutsche zu Gott beten und singen werden. Noch in unsern Tagen hört man schlichte Werk- und Landleute mit Rührung von ihm und seinen Schriften sprechen, und Matthisson erzählt, wie er in der Schweiz ein junges Landmädchen gefunden habe, das Gellerts Fabeln und Erzählungen auswendig wußte und nichts sehnlicher wünschte, als dem Manne, der sie geschrieben, einen Maien auf das Grab legen zu können. Indessen traten von Jahr zu Jahr neue Mitarbeiter zu der Gärtnerischen Zeitschrift bei, namentlich: Cramer, Adolph Schlegel (des Elias Bruder), Ebert, Gisecke, die sich als Gottesgelehrte meist im Kirchenliede und didaktischen Gedichten zeigten. Beschränkte Zustände, widrige Schicksale und endlich Trennung der Freunde in verschiedene Gegenden von Niedersachsen machten, daß

sich ihre Poesie in diejenige Wehmuth und Trauer auflöste, die bald eine allgemeine Stimmung der Deutschen wurde, da die Armen wirklich damals unter dem Drucke unväterlicher Regierungen wenig Anlaß zur Heiterkeit haben konnten. Darum denn die religiöse Poesie als Trösterin, und der Mann, der darin das höchste leistete und den Deutschen ein religiöses Epos gab, so freudige Aufnahme fand. Gottlieb Klopstock war es, einer der größten Dichter der Deutschen, der mit seinem Geiste nun schon vorwärts strebte und auch der Nation und allen Dichtern einen Weg zeigte, der zum Ideale der Poesie und zu höhern Lebensbestrebungen führte.

Deutscher Strom.

Im Schwarzwald quillt ein kleiner Bach
In hoher Tannen Schatten,
Und rieselt nur so allgemach
Als wollte er ermatten.

Doch rechts und links viel Börnlein sich
In's klare Bett ergießen,
Mit ihm allsammt gar hastiglich
Im Schwalle weiter fließen.

Und schnell und immer schneller rennt
Er wie vom Sturm getragen,
Wie wenn sich hoch am Firmament
Gewitterwolken jagen.

Und nimmer kann in seinem Wald
Das rasche Strömlein weilen
Man sieht es mächtig schwellend bald
In's Thal hinunter eilen.

Und rechts und links ergießt sich drein
Ein Flüßchen nach dem andern,
Die dann durch Eich' und Tannenhain,
Hinaus zum Lande wandern.

Hinaus zum deutschen Vaterland
Wo andre Sitten leben,

In fremden Zungen sich die Hand
Zum Gruß die Männer geben.

Doch wo er strömt in mächt'gem Schwall
Der deutsche Strom voll Leben
Da sieht man hoffend überall
Den deutschen Geist auch schweben.

Bis an die Mündung, wo umher
So Türk' als Russe starren
Und gleich dem Bauer in der Mähr
Auf Flusses Ende harren.

Der Fluß der endet nimmermehr,
Das wollte ich euch singen,
Am Ende wird er gar zum Meer:
Wer will ein Meer bezwingen?

Klopstock.

Gottlieb Klopstock wurde 1724 zu Quedlinburg geboren und von seinen, theils von der Landwirthschaft, theils von bürgerlichem Gewerbe sich nährenden Eltern, nach damaliger Sitte in alter Gottesfurcht und Sittenreinheit auferzogen. Auf der Schulpforte gewann er die Liebe zu den alten Klassikern, in denen er sich die gründlichste Kenntniß verschaffte, wie denn überhaupt bei ihm unter allen deutschen Dichtern zuerst ein tieferes Eindringen in den großen Sinn der Griechen wahrzunehmen ist. Dabei regte sich in ihm mächtige Vaterlandsliebe und neben lateinischen und griechischen Gedichten verfaßte er schon auf der Schule deutsche Oden und Hymnen und studierte neben der griechischen Mythologie auch die norddeutsche oder skandinavische, woher denn in seinen Gedichten Teut, Wingolf, Freia, Bragur und andere Gottheiten vorkommen. Um Theologie zu studiren, begab er sich zuerst nach Jena und darauf nach Leipzig, wo er sich bald zu dem Dichterbunde gesellte, der in den Bremer Beiträgen, wie schon ge-

sagt, seine poetischen Versuche und seine Ansichten über Poesie und Literatur niederlegte. Hier faßte er den Entschluß von Heinrich dem Vogler ein Heldengedicht zu schreiben, begab sich aber nach Langensalza in Thüringen, um die Erziehung der Kinder eines Verwandten daselbst zu übernehmen. Hier lernte er die Schwester seines Freundes Schmidt, die gefühlvolle Fanny kennen, an die so manches schöne Gedicht gesungen wurde. Doch erwiederte das Mädchen seine Liebe nicht und der frohe Sinn des Jünglings, der eben jetzt in seinem vollsten Leben blühte, verwandelte sich in stille Wehmuth und er sang

An Fanny.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schicksal
Brechend im Tode nun ausgeweint hast,
Und still anbetend da wo die Zukunft ist
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,
Nun auch verweht ist oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward,
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist und deines Auges
Still heitres Lächeln und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen, wenn du vom Volke nicht
Bemerket deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,
Des Nachruhms werther als ein unsterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen beglückteren, doch nicht edlern!
Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn,
Dann wird ein Tag sein, den wirst Du auferstehn,
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!
Dann wägt die Wagschal in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich:
Was in der Dinge Lauf izt mißklingt
Tönet in ewigen Harmonieen.
Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,

Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der rechten fasse
Und mich, unsterbliche, zu dir führe.
Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen, dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen
Und dich umarmen, dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt unaussprechlich süße Freuden,
So unaussprechlich, als izt mein Schmerz ist.
Rinn unterdeß, o Leben. Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft:
Ihr andern seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

Auch auf die Wahl des Stoffes zu seinem Epos hatte diese Leidenschaft entscheidenden Einfluß, denn statt den deutschen Helden Heinrich zu besingen, entschloß er sich den Messias und das Werk der Erlösung in einem großen Epos zu feiern, wovon die ersten drei Gesänge schon im Jahre 1748 in den Bremer Beiträgen herauskamen. Die Erscheinung dieses Werkes ergriff die sämmtliche deutsche Dichterwelt und auch den gebildeten Theil des Volkes, das Dichtungen bisher las, mit Allgewalt; denn alles gewahrte den mächtigen Geist, der ihn belebte, der ihm eine Sprache verlieh, wie sie noch kein Dichter vor ihm gewagt hatte. Und da er einen religiösen Stoff gewählt hatte und die Prediger selbst über die Messiade Kanzelvorträge hielten, verbreitete sich die Theilnahme bald auch unter das Volk. Hätte nicht seine Vorliebe für das Griechische ihn statt des Reims den Hexameter und im Ganzen statt des volksmäßigen deutschen eine antike Form wählen lassen, so wäre dieses Gedicht, einem so durchaus deutschen Herzen entsprossen, gewiß ein Gemeingut des deutschen Volks geworden, dem es nun durch eben diese Form größtentheils unzugänglich geblieben. Schon die Anlage des Gedichts zeigt von einer gigantischen Phantasie, die selbst den Britten Milton überbietet. Wie die Liebe, die gekränkte Liebe ihn zu seinem Messias begeisterte,

war es auch die Liebe, welche den Sohn Gottes vom Himmel herabsteigen ließ die Menschen zu erlösen, die durch das ganze Epos mit göttlicher Milde weht und dieselbe Empfindung theilt sich allen Gestalten mit einer wahrhaft schwärmerischen Weichheit mit, wenn er uns zu dem Wohnplatze der Schutzengel führt, von den Engeln der Erde erzählt, welche die Seelen zarter Kinder zum Himmel vorbereiten, wenn er uns Maria vorführt, wie sie zu ihrem Sohne fleht, daß er sein Leben rette, wenn er des Pilatus Gattin Portia für ihn bitten läßt, wenn die Jünger von Emaus ihre Sehnsucht nach dem Meister aussprechen; ja bis zur Schilderung des jüngsten Gerichtes lauter Liebe, unaussprechliche, innige Liebe! Darum sind auch die weiblichen Gestalten, diese Trägerinnen aufopfender Liebe, so schön geschildert und Hermann Niemeyer macht mit Recht das weibliche Geschlecht wieder aufmerksam auf dies Gedicht, welches zur Veredlung desselben mehr als irgend ein anderes Werk beitragen dürfte. Doch auch an erhabenen Stellen fehlt es nicht, ja der Flug der Phantasie und die Glut der Empfindung wie die Stärke des Ausdrucks zeigt sich in dergleichen Stellen eben am deutlichsten, wenn er den erhabensten unter allen Engeln den gottgewählten Eloa, wenn er die Größe Gottes und des Himmels, wenn er den Satan und die Hölle schildert, wenn Eloa den Messias feierlich zum Gerichte ruft, wenn Ariel einen Stern vor die Sonne rückt um bei der Kreuzigung Jesu die Erde zu verfinstern u. s. w. Doch bei allen diesen Schönheiten fehlt dem Gedichte die sinnliche Gestaltung und so wird es zu einem Lehrgedichte, wo das Bestreben zu rühren und zu erschüttern den Dichter häufig zu rhetorischen Ausschmückungen verleitet, die den Leser meist kalt lassen. Klopstock mußte selbst fühlen, daß er einen Stoff gewählt, dem keine menschliche Kraft gewachsen ist und darum brauchte er beinahe 20 Jahre bis das Gedicht vollendet war und sichtbar ist in den letzten Gesängen seine Ermattung.

Derselbe Mangel an sinnlich plastischer Gestaltung drückt auch seine lyrischen Gedichte und meist ist es der unsinnliche (abstrakte) Stoff, welchen eine poetische Bearbeitung und ein poetisches Interesse hindern. Man denke nur an die Oden: Lehrling der Griechen, die beiden Musen, Mein Wissen und ähnliche.

Daher denn Schiller trefflich von ihm sagt: „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und in's Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Dichtkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als Er, aber ohne es, wie Er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hatte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr

Vieles von jener enthusiastischen Liebe aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichem Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist."

Wahrhaft poetisch aber wird er, wenn er in seiner Elegie an Ebert, in seiner Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, an die Freunde des Dichters sein empfindungvolles Herz ausgießt und wir möchten diesen Gedichten nur die horazische Kürze wünschen, um sie als Muster der Lyrik zu bezeichnen. Aecht poetisch sind auch seine Elegien an Fanny, Cilli, Selmar und Selma und sein Rosenblatt und alle Gedichte, worin die innersten Gefühle seines liebenden Herzens sprechen; auch hat er das Verdienst, zuerst unter allen deutschen Dichtern seiner Zeit dies gewagt zu haben, denn seit Hoffmann, der deswegen so verlästert wurde, wagte es keiner von seiner Empfindung so offenbar zu sprechen. Schade ist es freilich, daß er auch in diesen Gedichten den Reim vermied; welchen Reiz hätte dieser herbeigeführt, da in allen seinen Dichtungen so viel Musik klingt; doch den Ton der alten Lyra, mit welchem die griechischen Versarten müßten gesungen werden, den konnte er nicht so treffen, daß er allgemein wäre erkannt und empfunden worden. So geschah es, daß selbst seine so ganz nationalen Lieder: Heinrich der Vogler, das deutsche Mädchen, Wir und Sie und ähnliche, wie auch seine schönen Kirchenlieder nie volksthümlich geworden sind. Nur die gelehrten Dichter und insbesondere seine Freunde und bis auf heute alle Freunde und Kenner griechischer Poesie ergriff der Zauber seiner Muse, die so hohen Flug genommen und so rein das Ideal der Schönheit wiedergegeben. Auch Bodmer war entzückt über die Messiade und als er hörte, daß den Dichterjüngling der Schmerz unglücklicher Liebe niederdrücke, lud er ihn ein nach der Schweiz zu kommen und auf den Alpen zu genesen. Klopstock folgte der freundschaftlichen Einladung und mehrere Oden, vor allen: der Zürchersee feiern die heitern Tage, die er verlebte. Hätte er doch hier bei Bodmer die alten Dichter der Minnezeit lieb gewonnen; das Nibelungenlied von ihm bearbeitet, wie hätte solch ein Werk die deutsche Poesie gefördert; doch so wurde er nur

mehr in seiner bisherigen Richtung bestärkt, fortzufahren mit der Messiade und mit den griechischen Sylbenmaßen, nichts deutsch als die nordischen Götternamen. Bodmer aber war so ergriffen von der Messiade, daß er in seinen alten Tagen noch eine Noachide schrieb; wie denn später auch Wieland, Geßner und andere Dichter nach ihm religiöse und biblische Epen und Idyllen dichteten, andere wieder sich in skandinavischen Bardenliedern vernehmen ließen.

Nach Deutschland heimgekehrt wurde Klopstock von dem hochgebildeten Minister Bernstorf dem König von Dänemark empfohlen, der ihn mit einem ansehnlichen Gehalte nach Kopenhagen berief, wo er sich denn hinbegab und ganz seiner Muse leben durfte. Hier vermählte er sich 1754 mit der geistreichen Margaretha (Meta) Moller, aus Hamburg, welche in seinen Gedichten Cilli heißt, ihm aber schon nach 4 Jahren durch den Tod entrissen ward. Nach Bernstorf's Entlassung zog Klopstock mit Beibehaltung seines Gehalts und dem Titel eines dänischen Legationsrathes nach Hamburg, das er nur auf kurze Zeit verließ, um sich nach Karlsruhe zu begeben, wohin ihn der Markgraf Friedrich von Baden berufen hatte. Er kehrte aber bald wieder zurück; es scheint der deutsche Hof ihm nicht mit der Achtung begegnet zu sein, die einem solchen Dichter wohl gebührte. Im Jahre 1791 vermählte er sich mit seiner vieljährigen Freundin Johanna von Winther und nahm zugleich großen Antheil an der französischen Revolution, weil er davon auch für deutsche Freiheit viel erwartete. Er erhielt deshalb von dem Nationalconvente das französische Bürgerrecht, welchem er aber mit Unwillen entsagte, als er die Ausartung der Freiheitsmänner sah, und Ludwigs XVI. Haupt unter dem Henkerbeile fiel. Er starb im hohen Alter, 1803, der letzte unter seinen Freunden, wie er in seiner Elegie an Ebert vorausverkündete; er liegt begraben in Ottensee an der Seite seiner Meta. Er war und lebte ganz als ein Dichter, unbekümmert um Gnade der Fürsten, denen er jedoch gebührenden Ehrenzoll spendete, wenn sie ihn verdienten; und weil es doch Fürsten gab, die ihn erkannten und belohnten, und weil auch die Zeitgenossen ihm die Früchte seiner Muse zahlten, konnte

er unabhängig leben, ohne ein Amt suchen zu müssen. Doch war er bei diesem freien und ungebundenen Dichterleben ein strengsittlicher und bescheidener Mann, der nicht zu prassen begehrte, weil er der Welt eine Messiade geschenkt hatte, sondern wie ein ächter deutscher Hausvater still und bürgerlich lebte, ein Muster für Dichter aller Zeiten. Nie wird das Volk die Dichter geringschätzen und verdammen, wenn sie es nicht durch leichtsinnigen Wandel und Uebermuth verwirken.

Gleim.

Heiterer und zum Theil weltlicher war ein anderer Dichterbund, der sich um das Jahr 1740 in Halle bildete. In dieser Stadt waren schon früher die ersten Gegner Gottscheds, Pyra und Lange, aufgetreten, welche sich in reimlosen Versen versuchten und dem griechischen Liederdichter Anakreon in fröhlichen Gesängen nachahmten. Ihnen folgten eben daselbst Ludwig Gleim aus Halberstadt, Peter Uz aus Anspach, Niklas Götz aus Worms, Wilhelm Ramler aus Kolberg, an die sich dann später Ewald von Kleist aus Zeblin in Pommern, Friedrich Nicolai aus Berlin und andere gesellten. Ihr Bestreben war gleich Hagedorn und Hoffmann durch ihre Gedichte weniger zu belehren als zu erheitern. Auch diese Freunde mußten sich, wie die Leipziger, nach Vollendung ihrer akademischen Studien trennen, jedoch bestand ihre Freundschaft auch in der Entfernung fort, ja aus Briefen und Gedichten sieht man die Verbindung immer inniger werden. Die Meister dieses Bundes waren Gleim und Ramler, von welchen jener nach Halberstadt, dieser nach Berlin zog, so daß diese beiden Städte von nun an der Mittelpunkt dieses Dichterkreises wurden. Am thätigsten war Gleim, der so recht mit Leib und Seele Dichter war und bald durch fröhliche Lieder, bald durch poetische Episteln, bald wieder durch Fabeln und Erzählungen heitere Weisheit und Lebensverschönerung lehrte, indem er sich durch

jede Gelegenheit zur Poesie stimmen ließ, ohne jedoch viel Mühe und Sorgfalt auf sie zu verwenden. Es war, wie sein Freund Klamer Schmidt sie selbst nennet, die Dichtung der Bagatelle, worin aber das beabsichtigte Spiel der Grazien und Amoretten eben zu sehr die Absicht verräth, so daß es meist gemachte, nicht unmittelbar aus der Empfindung hervorgequollene Mittheilung ist. Müssen wir indessen auch gestehen, daß in Gleims Gedichten, die er eben zu spielend und ohne Uebermaß poetischen Talents in zu großer Menge dichtete, viel Leeres, Mattes und Alltägliches erscheint, bleibt ihm doch das Verdienst unter den Dichtern seiner Zeit zuerst wieder daran gedacht zu haben, die alten Minnelieder und die Romanze und Ballade der Spanier und Engländer auf die Bahn zu bringen. Letztere sind freilich nur matte Versuche, denen eben das Eigenthümlichste dieser Gattung, das Romantische abgeht, doch in seinen Uebertragungen der Minnelieder*) hat er wenigstens, wenn er auch nicht immer treu übersetzte, den naiven Ton getroffen, der in diesen anmuthigen Wiegenliedern unserer Nation durchweg lebt. Nehmen wir z. B. das kleine Liedchen (nach Walther von der Vogelweide)

Auf diesem Klee hat sie gesessen,
Und meine Laute mir gestimmt:
O Gott! wie könnt' ich sie vergessen,
Die mir so viel Gedanken nimmt!

Auf diesem Klee hat sie gesessen,
Und einen Apfel mir geschält:
O Gott! wie könnt ich sie vergessen,
Die mir auf allen Auen fehlt!

Auf diesem Klee hat sie gesessen,
Und ihre Liebe mir geküßt:
O Gott! wie könnt' ich sie vergessen,
Die mir so gut gewesen ist!

---

*) Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773. und Gedichte nach Walther von der Vogelweide. Halberstadt 1779.



oder

der Empfang des Winters.

Der Winter kommt, behangen
Um seine blassen Wangen
Mit Flocken und mit Eiß;
Er kommt und färbt die Felder,
Die Wiesen und die Wälder,
Und alles, alles weiß.

Die Sänger auf den Zweigen,
Die kleinen Vögel, schweigen,
Und ziehn aus ihrem Hayn;
Ich aber, ich empfange
Den Winter mit Gesange,
Den Winter, ich allein.

Denn ihm, dem Schnee-Erfinder
Troz ich, ein Ueberwinder,
Und wär er noch so rauh,
Mit Feuer in dem Busen,
Für meine lieben Musen,
Und meine liebe Frau.

oder

an einen jungen Herrn.

Hast du dein Pfund vergraben,
Steig in dein Herz, und sprich
Zu deinem Herzen: Freund, wir haben
Verschlafen, dünket mich.
Wenn dann dein Herz dich höret,
Dich, Kaiser oder Graf!
Dann auf aus deinem Schlaf!
Und hin, wo Weisheit lehret!
Und hin, mein junger Freund!
Wo schwache Tugend weint,
Die deinen Schutz begehret:

Und hin in Ewigkeit!
Mit Fleiß und schneller That
Erspart man sich die Zeit,
Die man verschlafen hat.

Gleims Freunde ahnten wohl nicht, daß diese Nachbildungen das Beste seien, was er je gedichtet; allein sein Beispiel wirkte doch und unbewußt nahmen die jüngern Dichter allmälig diese Keime einer poetischen Vergangenheit auf und der Anfang zur Romantik war so zugleich der Anfang zur poetischen Lyrik, aus der das Didaktische dann weichen mußte. Die 17 Fragen zu dieser Sammlung verfehlen gewiß ihre Wirkung nicht und weil sie uns darthun, wie wenig die Poesie des Mittelalters damals noch bekannt war, wollen wir sie hersetzen:

„Man hat, sagt er, dem Herrn Professor Bodmer, zu Zürch, es zu danken, daß eine alte Sammlung ihrer Gedichte schon im Jahr 1758 vom Untergang gerettet ist.

Zwar ist, seit dieser Zeit, dieselbe dem größten Theil unsrer Gelehrten unbekannt geblieben: man findet aber doch darin einen Walther von der Vogelweide, mit welchem sich behaupten ließe, daß die Zeiten der sogenannten Minnesinger einen Anakreon, und einen bessern, als die unsrigen, schon gehabt hätten, und es wären Aufgaben für Akademien der Wissenschaften:

1) Ob in jenen Zeiten wir unsern Homer wohl nicht auch schon gehabt haben?
2) Ob Akademien Nutzen stiften könnten, wenn sie den Geist, die Sprache, die Sitten ihres Volkes in den ältesten Zeiten, den ihrigen zur Warnung oder zum Muster vorstellten?
3) Ob in den Bibliotheken Deutschlands, besonders der Stifter und Klöster, ältere Denkmale des deutschen Geistes und Herzens, itzt noch die Speisen der Motten seyen?
4) Was für Mittel sich finden, die älteste deutsche Sprache zu lernen und zu studiren?
5) Ob, anstatt den Mönchen ihre Pfründen zu nehmen, für

Staat und Kirche nicht etwa besser und gerechter sey, das Studium der schönen Künste, besonders die vaterländischen Alterthümer, den Mönchen anzubefehlen, und die Mönchswissenschaften, und mit denselben Sünden und Faulheit aus den Klöstern zu verbannen?

6) Ob durch das Studium der Landessprache die Griechen unter allen Völkern in den Wissenschaften es am höchsten gebracht?

7) Ob das Studium der alten deutschen Literatur, insonderheit des Lobgesangs eines Unbekannten auf den heiligen Anno, dem großen Opitz Geist und Sprache gegeben?

8) Ob Wettstreit der Virtuosen in den schönen Künsten, oder derer in den Ritterspielen, Kaisern und Königen mehr zum Ruhm gereiche?

9) Warum von Opitz bis auf Bodmer und Wideburg, und von diesen bis auf Lessing und Rambach, die Aufmunterung zum Studiren des alten deutschen Geistes und Herzens bey deutschen Gelehrten so wenigen Eingang gefunden?

10) Ob Geschichtschreiber oder Dichter eines Helden Namen und Thaten auf die Nachwelt bringen?

11) Ob es einen Kaiser oder König unsterblicher mache, von einem Dichter seines Volks, oder von einem Fremden gesungen zu werden?

12) Warum die deutschen Kaiser und Könige seit den Zeiten der Minnesinger, den vaterländischen Musen abgeneigt gewesen?

13) Warum es unter den deutschen Fürsten seit diesen Zeiten keine deutsche Dichter gegeben?

14) Seit wann die deutschen Ritter den Ehren der Dichtkunst entsagen?

15) Was für Schätze der alten deutschen Literatur in den brittischen Bibliotheken, wie nach dem Hikes sich vermuthen läßt, noch etwa sich finden?

16) Obs der Mühe lohne, zu diesen Alterthümern, wie die Britten zu den Griechischen, oder wie die Dänen zu den Arabischen, Wallfahrten anzustellen?

17) Obs einem deutschen Fürsten Kosten machen würde, deutsche Gelehrte zu solchen Wallfahrten auszurüsten?"

Während dem geschahen Dinge in Deutschland, die das Selbstgefühl der Nation wieder wecken mußten und der Fürst, über den sich Klopstock und die Dichter alle so bitter beklagten, daß er die vaterländische Muse verachte, war es, der dies bewirkte und eben dadurch die deutsche Poesie besser förderte, als hätte er selbst deutsche Verse geschrieben. Schon im österreichischen Erbfolgekriege lenkte Friedrich ii., König von Preußen, durch seine Siege die Aufmerksamkeit von Europa und die allgemeine Bewunderung aller Deutschen auf sich. Doch die Fürsten neideten ihm seine Größe und zwangen ihre Völker, die meist den Helden der Zeit im Herzen trugen, gegen ihn nochmals zu Felde zu ziehen. Der siebenjährige Krieg (1756 — 1763) konnte aber Friedrich nicht brechen, er erhöhte seinen Ruhm und erhob seine Macht nur noch mehr und weil es nicht nur ein Krieg um die Dauer des preußischen Staates, sondern zugleich ein Kampf für die Erhaltung des Protestantismus und der deutschen Freiheit war, und weil im feindlichen Heere großen Theils ausländische Interessen obwalteten, war es kein bloßer Kampf der Ideen und der errungene Sieg war also zugleich ein Sieg der Nationalität, und Friedrich II. erschien Allen als ein Mann des Volkes, den selbst die in den feindlichen Heeren geschlagenen Soldaten priesen. Die sächsischen Dichter enthielten sich zwar anfangs, in das Lob desjenigen einzustimmen, der über ihren Fürsten gesiegt hatte, und Klopstock und die andern konnten ihm noch außerdem die freiere Denkungsart in Glaubensmeinungen nicht verzeihen; dafür vereinigten sich die Hallenser Freunde, ihn zu verherrlichen. Gleim schrieb seine Kriegslieder, die freilich denen der alten Schweizer: Veit Weber und Halbsutter u. a. nicht gleich kommen und wenig Poesie enthalten, aber doch als Ausdruck warmer Vaterlandsliebe ein neues Interesse im deutschen Volke erweckten. Einen höhern Flug nahm Ramler (seit 1748 Professor der Kadettenschule in Berlin), der seinen König in Oden, meist im griechischen Versmaße besang. Dies letztere und der häufige Gebrauch griechischer Mythen und Anspielungen haben ihn aber dem allgemeinen Verständnisse entfremdet. Großes Verdienst hat

er sich aber durch seine Uebersetzungen lateinischer Dichter, besonders des Horaz, erworben, weil sie an Treue und Wohlklang schon bei weitem alle frühern Uebersetzungen übertrafen und die Deutschen mit den poetischen Schönheiten der Alten vertrauter machten. Ueberhaupt war Ramler Kenner des guten Geschmacks und wirkte sowohl durch seine Vorlesungen, die er zu Berlin über deutsche Literatur hielt, als auch Herausgaben und Verbesserungen älterer und neuerer Dichter. Zu dem Hallischen Dichterkreise gehört auch Ewald von Kleist, welcher in der Schlacht bei Kunnersdorf, 1759, den Heldentod fand, den er sich selbst gewünscht, wenn er also singt:

„Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel!“

Er hat die meiste Aehnlichkeit mit Klopstock, dessen elegische Schwermuth durch alle seine Gedichte weht. Sein beschreibendes Gedicht der Frühling hat malerische Stellen und auch der Wohllaut des Verses zeichnet es aus, nur vermißt man, eben weil er verständlicher als sein Vorbild ist, oft den idealen Flug. Nach Klopstock hatte sich auch Salomon Geßner aus Zürch gebildet, der Idyllen in Prosa dichtete. Schade, daß er neben Klopstock auch noch die französischen Dichter zu Mustern nahm; so geschah es nämlich, daß der Mann mitten im Lande der Hirten und der Alpen eine schale und süßliche Empfindelei und eine arkadische Schäferwelt malte, wie sie auf dem Theater zu Versailles vorgestellt zu werden pflegte. Das machte freilich, daß eben er unter allen deutschen Dichtern die Ehre hatte, zuerst ins Französische übersetzt zu werden. Ueberdieß haben fast alle Dichter dieses Zeitraums auch geistliche Lieder gedichtet, die ihres gesunden Sinnes und ihres edlen Ausdrucks halber Muster dieser Gattung geworden; nur wenige haben, wie der fromme Schwärmer Graf von Zinzendorf, Stifter der Herrnhuter, die verzückte und tändelnde Weise wieder angestimmt. Noch sind unter den Lyrikern dieser Schule Weiße, Dusch und Zachariä zu nennen, welche so

ziemlich alle in der Gleimischen Weise im Lyrischen und Didaktischen verfuhren. Von Zachariä müssen wir jedoch besonders sprechen, weil er durch seine komischen Epen schon wieder einen Schritt vorwärts und zwar zum weltlichen Epos machte. Sein Schnupftuch, sein Phaëton, sein Renommist sind den komischen Heldengedichten der Engländer und Franzosen nachgebildet, und bilden gleichsam einen Gegensatz zu dem religiösen Epos und zu den Idyllen. Leichtfertig und ohne Sorgfalt entworfen und gearbeitet, enthalten sie gar wenig Komisches und noch weniger Poetisches, da man aber in der Zeit des Lyrischen und Didaktischen so viel hatte, waren sie der Lesewelt willkommen, und als Schilderungen damaliger Sitten haben sie noch jetzt ihren Werth.

Lessing und das Drama.

Lange noch hätten sich die Deutschen mit ihrer idyllischreligiösen Epik, mit ihrer didaktischsentimentalen Lyrik und ihrer Naturmalerei nutzlos abgemüht, ohne zu der Poesie zu gelangen, deren das deutsche Volk bedurfte; wäre nicht Lessing gekommen, der mit rastlosem Streben alles wilde Gestrüppe um den deutschen Parnaß herum ausrottete, um ihn frei zu machen von fremden Auswüchsen und keinem Führer außer den alten Griechen traute, mit denen er den Gipfel erklomm, wo er zur allgemeinen Freude des deutschen Volkes das Drama aufpflanzte. Ehe wir aber von dem sprechen, was dieser Mann, ein zweiter Luther, im Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, durch Lehre und Beispiel Großes that, wollen wir noch eine kurze Skizze seines Lebens entwerfen. Gotthold Ephraim Lessing wurde 1729 zu Kamenz in der Niederlausitz geboren und war der Sohn eines gelehrten Predigers daselbst. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte er einen unbezwinglichen Hang zu Wissenschaften und legte auf der Fürstenschule zu Meißen den Grund zu einer gediegenen Gelehrsamkeit, die sich bei ihm auf der Kenntniß der alten Griechen und Römer aufbaute

Mit dieser Kenntniß verband er aber auch das Studium der neuern Sprachen, der französischen, englischen, italienischen und spanischen, so daß er schon frühzeitig einen Ueberblick der Weltliteratur hatte. Sodann bezog er die Universität Leipzig, wo ihm nun freilich weder Gottsched noch Gellert noch die übrigen Professoren genügten; nur der große Philolog Ernesti konnte ihn noch fesseln. Dafür eignete er sich gleich den griechischen Jünglingen durch gymnastische Uebungen jene Leichtigkeit und Anmuth der Sitten und des Anstandes, welche den damaligen deutschen Gelehrten meist fehlte, glücklich an, und mit gleichgesinnten Freunden, Weiße, Zachariä, Mylius u. a. führte er ein heiteres den Wissenschaften und den geselligen Freuden gewidmetes Leben. Seine Vorliebe für das Theater, das er in der edelsten Form bei seinen Griechen kennen gelernt hatte, führte ihn auch in die Gesellschaft der Schauspieler und der schon oben erwähnten Directrice Neuberin. Mit Weiße vereinigte er sich schon damals, alle Kräfte anzuwenden, das deutsche Drama zu verbessern, welches noch damals in der französischen Manier Gottscheds befangen war und außer den Schauspielen des früh verstorbenen Elias Schlegel kaum ein taugliches Theaterstück besaß. Da entstanden denn seine ersten Dramen: der junge Gelehrte 1747, der Mysogin oder Weiberfeind 1748, die Juden und der Freigeist 1749, der Schatz 1750. Allein diese Dramen sind noch immer, bei aller Lebhaftigkeit des Dialogs, doch nur Nachahmung der alltäglichen Umgangsweise und französischen Redseligkeit, die damals in allen deutschen Stücken herrschte, und also schwache Versuche zu nennen, und haben bloß das Verdienst, daß darin durchweg deutsche Sitte herrsche. Indessen hörte Lessing's Vater von dem Treiben seines Sohnes und seinem Umgang mit Schauspielern und ließ ihn nach Hause kommen. Lessing gehorchte, zeigte aber bei gelegenheitlicher Prüfung, daß er seine Zeit in Leipzig bei allem dem trefflich genutzt hatte, denn wie Göthe richtig bemerkt: „Lessing, im Gegensatz von Klopstock und Gleim, konnte es wagen, zuweilen die persönliche Würde wegzuwerfen, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick zu ergreifen und aufzunehmen und er gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshause und Weltleben, da er gegen sein

mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte." Nach dem Wunsch seines Vaters setzte er seine theologischen Studien auf der Universität zu Wittenberg fort und verschaffte sich schon hier durch philologische und theologische Schriften, die er herausgab, einen Namen; wurde aber auch zugleich wegen seiner freien Ansichten in verdrießliche Händel mit der Geistlichkeit verwickelt. Das veranlaßte ihn Wittenberg zu verlassen nnd nach Berlin zu ziehen, wo er mit Ramler, Moses Mendelsohn und dem gelehrten Buchhändler Friedrich Nikolai in Verbindung trat und durch kritische Aufsätze aller Art in Berlin, wo damals der berühmte französische Schriftsteller Voltaire im großen Ansehen am Hofe lebte und französische Literatur die Akademie der Wissenschaften beherrschte, auf's kräftigste deutsche Literatur verbreitete, so daß zu Ende des 7jährigen Krieges diese Stadt der Mittelpunkt unserer Nationalbildung wurde. Im Jahre 1755 unternahm er mit einem jungen Kaufmanne eine Reise durch Deutschland und kehrte beim Ausbruch des 7jährigen Krieges wieder nach Leipzig zurück, wo er den Dichter und Major von Kleist, der bei der preußischen Besatzung daselbst stand, und den dramatischen Dichter von Brave kennen lernte. Nun war schon in Lessing die Neigung für das englische Drama entschieden, das bürgerliche Trauerspiel Miß Sara Samson hat schon ganz die brittische Färbung. Mit diesem Drama, welches mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, bezweckte er, erstlich die Sucht der Franzosen nur immer Heroen aus der römischen und griechischen Vorwelt auf die Bühne zu bringen und zugleich den steifen Gang der in Versen geschriebenen Tragödien dadurch zu verdrängen, daß er einen bürgerlichen Stoff bearbeitete und zwar in Prosa bearbeitete, die er aber so meisterhaft schrieb, daß sie jetzt noch zum Muster dient. Freilich ist eben dadurch auch den zahllosen Nachahmern zu den nachher so beliebten und unpoetischen hausgebackenen Schauspielen in seichter Prosa, Thür und Riegel geöffnet. Wirklich erhoben sich schon damals bessere Schauspieldichter, unter denen zuerst der schon genannte Felix Weiße zu nennen ist. Dieser, (er war 1726 zu Annaberg in Sachsen geboren und starb 1804 als Kreissteuer-Einnehmer in Leipzig) beschenkte die deutsche Bühne mit mehreren

Lustspielen, doch ist es vor allen sein nach Shakespeare gedichtetes Trauerspiel Richard III., welches ihm Ruhm verschaffte. Großes Verdienst erwarb er sich auch durch seine Singspiele, welche Gottsched ganz von der Bühne verbannen wollte: die Liebe auf dem Lande, der Dorfbarbier, die Jagd, der Erntekranz, von Kapellmeister Hiller in Musik gesetzt, haben lange Zeit durch ihre natürliche Anmuth das deutsche Volk ergötzt. Poetischer jedoch als er waren zwei Jünglinge, die leider beide frühzeitig dahinstarben: von Cronegk und von Brave. Ersterer dichtete das Trauerspiel Codrus in Versen, welches von den Herausgebern der Bibliothek der schönen Wissenschaften den Preis erhielt; letzterer den Freigeist, ein bürgerliches Trauerspiel in Prosa, und Brutus, ein heroisches Trauerspiel in Versen. So trefflich diese Stücke waren, erinnerten sie doch immer an den französischen Geschmack, weshalb Lessing nun mit aller Gewalt auf Shakespeare hindeutete. Darum begrüßte er auch mit Jubel die deutsche Uebersetzung dieses großen Dichters, welche eben damals Wieland veranstaltete, während er doch wieder selber durch die Uebersetzung Diderot's von der großen Art dieses Dichters ablenkte. Dionys Diderot war einer der kühnsten Schriftsteller Frankreichs, der sich eben damals an die Spitze derjenigen Freidenker stellte, die als Herausgeber der sogenannten Encyclopädie die Encyclopädisten heißen und allen Gesetzen der herkömmlichen Schicklichkeit den Krieg ankündigten. Diderot nahm sich insbesondere vor, die bisherige gezierte Hofpoesie zur Natur zurückzuführen, weswegen ihn denn Lessing übersetzte, um die sogenannte klassische Literatur der Franzosen durch einen Franzosen bei seinen Landsleuten herabzusetzen. Das war nun großer Gewinn rücksichtlich der natürlichen und einfachen Schreibart, der meisterhaften Zeichnung des äußern und innern Menschen und des lebhaften Dialogs; denn alles dieses konnte man aus den Schriften Diderots lernen. Dafür schlich sich aber auch manche irrige Ansicht der Encyclopädisten ein, die es auf eine einseitige Verstandesbildung anlegten, da ihnen der deutsch-protestantische Urstoff mangelte, welcher höher und bis zu der Herrschaft der Vernunft hinstrebt und es ist zu wundern, daß Lessing, der ganz von diesem Streben beseelt war, diese Abweichung nicht erkannte.

Eben so nachtheilig wirkte der Diderot'sche Geschmack auf das Drama; die schroffe Scheidung zwischen Tragödie und Komödie wurde aufgehoben und in die Mitte das sogenannte Schauspiel und rührende Lustspiel gestellt, ein Umstand, der uns Deutschen zuletzt das echte Lustspiel ganz unmöglich machte. Einige Jahre später hat Lessing selbst diesen Irrthum eingesehen und zugleich mit Justus Möser auf die Wiedereinführung des deutschen Hanswursts gedrungen.

Im Jahre 1760 kehrte Lessing wieder nach Berlin zurück und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Indessen brachte sein unstetes Leben und der geringe Ertrag seiner literarischen Arbeiten ihn oft in die drückendsten Umstände, aus denen er sich durch Annahme einer Sekretär-Stelle bei dem General von Tauenzien retten mußte. Er ging in dieser Anstellung nach Breslau und lebte daselbst beinahe fünf Jahre in wüsten Zerstreuungen eines Campagne-Lebens, worin jedoch die frischeste und lieblichste Frucht seines poetischen Geistes zur Welt kam. Das ist sein bestes Lustspiel: Minna von Barnhelm. „Man erkennt leicht", sagt Göthe, „wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnet. Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunde, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt."
Es war also die große Idee, die Deutschen zu einem Volke zu verbinden, eine Idee, die erst in neuester Zeit im Volke lebendig wird, die diesem Schauspiel zu Grunde liegt und wodurch es schon

zu einem echten Kunstwerk sich erhebt. Doch außer dem hat es mehr Schönheiten, als es bisher anerkannt worden und man müßte es nur von unsern großen Schauspielern aufgeführt sehen, um wahr zu nehmen, welch' reiches Leben in diesem deutschen Characterstücke obwalte. Diese liebenswürdige und anmuthige Sächsin, die mit allem Zauber weiblicher Anmuth und Milde so viel sittliche Kraft und Herzensreinheit zeigt, so daß es uns mächtig ergreifen muß, daß wir Deutsche solche Mädchen besitzen. Und dieser Preuße, welch' ein Mann, daß er aus edlem Stolze dem Glücke entsagen kann, dieses Mädchen sein zu nennen. Alle, auch die übrigen Nebenpersonen, wie nach der Natur, wie ächt deutsch gezeichnet! Diese ehrliche Haut von Wachtmeister, dieser treue Werner! Diese muntere Franziska, die nicht mit der gewöhnlichen Stubenmädchen-Ergebenheit, nein mit der Liebe einer sich freiwillig unterordnenden Schwester so ganz für ihre Gebieterin lebt und wirkt. Wolle doch kein hochgebornes Fräulein mit Verachtung auf dieses Mädchen herabblicken: die Treue deutscher Diener und Unterthanen ist aus dem Volkscharakter selbst entsprungen und die Großen fahren wohl, wenn sie dieselbe nicht als knechtischen Tribut, sondern als Liebesopfer auf- und annehmen. Auch für seinen Franzosenhaß hat der Dichter eine Gestalt gefunden; der Spieler Riccaut de la Marliniere hat, indem er durch sein Kauderwelsch und seine Bettelei belustigt, vielfache Bedeutung; er sollte die Deutschen warnen vor der Schlangenpolitik Frankreichs, die sich schon seit dem 30jährigen Kriege so verderblich in Deutschlands Angelegenheiten mengte, und jetzt, zu Anfang dieser Periode, der Kaiserin Maria Theresia ihr Erbe streitig macht, dann im 7jährigen Kriege den tapfern Friedrich von Preußen vernichten wollte. Es war der Anfang zur Erhebung deutscher Nationalität, daß diese Franzosen seit der Schlacht bei Roßbach auch auf der Bühne als feige Landstreicher und Speichellecker der Großen dargestellt wurden. Uebrigens sei dadurch nicht das große Volk unserer Nachbarn herabgesetzt, wenn man das falsche Spiel ihrer Politiker in Bezug auf uns in seiner verächtlichen Gestalt aufführt und die Betrüger brandmarkt, die ja jetzt noch häufig über den Rhein herüberkommen, uns Deutschen im Spiele (im eigentlichsten Sinne des Wortes) das Geld abzunehmen. Die Charakter dieses

Meisterstücks, dieser Tellheim, diese Minna, diese Franziska, dieser Werner und der Franzose sind hernach unzählige Male in deutschen Schauspielen von Jünger, Schröder, Iffland, Kotzebue u. a. nachgeahmt worden, was auch die Ursache ist, daß Minna von Barnhelm seiner Originalität gleichsam entkleidet vor uns dasteht, und nicht mehr den Reiz des Neuen für uns hat. Könnte man immer verhüten, daß der Jugend nicht gleich zu Anfang neuere Werke in die Hände kämen, so wäre dieses Lustspiel, als erstes Lesebuch einer erwachsenen Jungfrau, gewiß eben so unterhaltend als bildend.

Mendelsohn's philosophische Schriften und mehr noch Winkelmanns Geschichte der alten Kunst weckte Lessing wieder zum literarischen Leben. Joachim Winkelmann war eben damals in Italien, um dort die Werke der alten Kunst, über die er schon in seiner Heimath studirte, mit Augen zu sehen. Mit welchen Hindernissen der Mann zu kämpfen hatte, wie er lange Zeit als Schulmann sich abarbeiten mußte, ehe er diese Reise möglich machen konnte, ist in seiner Lebensgeschichte, und welch' ein Mann er gewesen sei, in der Denkschrift Göthe's: Winkelmann und sein Jahrhundert, zu lesen. Als er nun endlich auf klassischem Boden und vorzüglich zu Rom die Kunstdenkmäler aus altrömischer und griechischer Zeit sah, da wurde es ihm erst lebendig, was er über die Kunst der Alten gelesen und gedacht hatte. Alle seine Beobachtungen theilte er nun der Welt und zunächst auch seinen Landsleuten in mehreren deutschen Schriften mit. Es ist begreiflich, wie dadurch die ganze Bildung des Alterthums und das Leben des römischen und griechischen Volkes erst recht aufgefaßt und beurtheilt werden konnte, während man bisher nur Worte und Sprache lernte oder Sachkenntnisse ohne die höhere Deutung aus den hinterlaßnen Schriften schöpfte. Um die Wirkung eines solchen Studiums recht deutlich zu machen, wollen wir z. B. nur den bisherigen Geschmack der europäischen Menschheit in Hinsicht des menschlichen Körpers erwähnen. Da hielt man nun allgemein das französische Muster, d. h. einen durch die Perücke vergrößerten Kopf, durch lange Westen verlängerten Leib und bartloses Angesicht; bei den Frauen aber eine aufgethürmte Frisur, einen um die Hüfte eingepreßten Leib u. dgl.,

wie damals die Mode war, für das Ideal eines schönen Körpers, — also gänzliche Abweichung von der Natur. Nun zeigt aber ein Blick auf die alten Statuen, auf den vatikanischen Apoll, auf die mediceische Venus, ganz andere Ideale, in denen der Künstler nichts Anders gethan, als daß er alle Schönheit, die er in der Natur an einzelnen Gegenständen entdeckt hatte, mit Meisterhand in einem Bilde vereinigte. Ist nun dadurch erst möglich geworden, daß wir allmälig wieder zu unserer natürlichen Gestalt gekommen sind, so sind wir auch auf demselben Wege in den Künsten, ja selbst in den Wissenschaften und dem Leben zur Naturwahrheit zurückgekehrt und es erhebt unser Nationalgefühl, daß der Mann, welcher ein solches Studium begründete, auch ein Deutscher gewesen sei. Wie Winkelmann auf Lessing wirken mochte, läßt sich denken; er war ja so geistesverwandt mit ihm und hatte seit frühester Jugend sich mit der Kunst, insbesondere mit Malerei und Musik beschäftigt und die Poesie mit vollem Kunstbewußtsein betrieben, so daß er aus übertriebener Bescheidenheit oder der ihm eigenen Art alle Thätigkeit des Geistes von einer andern Quelle herzuleiten, als man gewohnt war, erklärt, daß er gar kein Dichter sei, sondern mit kalter Besonnenheit nach den Regeln der Kunst arbeite. Dieser Anregung von Winkelmann danken wir seinen Laokoon, das erste deutsche Werk, welches über Kunst und Poesie nächst Winkelmann Bedeutendes und Ersprießliches gesagt. Er zeigt darin das höchste Gesetz der alten Kunst, welches ist Schönheit und Ideal der Form. Auf die Dichtkunst wandte er nun dieses Gesetz insbesondere an und sagte daß in ihr, da sie nicht wie die bildende Kunst Körper im Raume darstelle, sondern Bewegungen in der Zeit zum Gegenstande habe, Idealschönheit der Handlungen das oberste Ziel sei. Sodann ging er noch einen Schritt weiter und führte den Begriff der Poesie wieder zu seiner Reinheit und Einfachheit zurück und behauptete, daß alle die musikalischen, malerischen und belehrenden Gattungen, die nicht Handlungen zum Gegenstande hätten, nicht zur Poesie gehörten und stellte, wie schon früher Gryphius und Hoffmann gethan, Epos und Drama in den Vordergrund aller poetischen Formen, da sie sich der bildenden Kunst nähern. Weil er dadurch nun auch die Anforderung, daß ein poetisches Werk moralisch sein müsse, als unwesent-

lich auf die Seite schob, konnte er bei den damaligen Begriffen nicht anders als mißgedeutet werden; die allzueinseitigen Sittenrichter dachten nicht, daß jede Unsittlichkeit, wenn sie von den Gesetzen der Natur und der Vernunft abweicht, auch zugleich die ideale Schönheit verliert und daß namentlich Lessings Muse reiner und keuscher als irgend eine ist, wenn man nicht etwa einige Jugendgedichte, die nicht einmal mit seiner Genehmigung gedruckt wurden, dagegen anführen wollte.

Noch war der Laokoon nicht vollendet, als er im Jahre 1765 den General Tauenzien und Breßlau verließ, um wieder in Berlin unabhängig seinen literarischen Beschäftigungen zu leben. Die Zeit nach dem 7jährigen Kriege zeigte zum ersten Mal wieder eine Ermannung des deutschen Volkes und ein gemeinsames Streben. Auch auf die Poesie und besonders auf die dramatische hatte das großen Einfluß, und das Auge, welches die großen Thaten mit mächtiger Erhebung und wahrem Interesse mit angesehen, wollte nun in dem aufgeregten Zustande fort und fort ein ähnliches Schauspiel auch auf der Bühne sehen. Diese Theilnahme für's Theater zeigte sich besonders in Wien und Hamburg, wo schon im 17ten Jahrhundert so Vieles dafür geschehen. Lessing, dem diese Wendung nicht entging und der von der Gründung einer guten Nationalbühne mit Recht Vieles erwartete, was die Bewegung der Deutschen fort erhalten und leiten konnte, war schon im Begriff, sich an die Spitze einer Schauspielergesellschaft zu stellen, um so unmittelbar auf diesen Zweck hinzuarbeiten. Da bekam er eben einen Ruf nach Hamburg, um daselbst als Dramaturg zur Verbesserung und Veredlung der Schauspielkunst mitzuwirken. Hier erschien nun seine treffliche Dramaturgie, in welcher über die aufgeführten und aufzuführenden Dramen und über die Aufführung selbst die geistreichsten Beurtheilungen dem Publikum mitgetheilt wurden. Da brach er nun endlich das bisherige Ansehen des französischen Geschmacks völlig, deckte die Blößen der Voltairischen Dramen, die man wahrhaft abgöttisch verehrte, auf und behauptete kühn, ohne ein Dichter zu sein, doch ein viel besseres Schauspiel schreiben zu können, als die hochgepriesenen französischen wären. Minna von Barnhelm, das damals zuerst auf die Bühne kam und das später

erschienene Trauerspiel, Emilie Galotti, rechtfertigten seine Aussage, bewiesen aber auch, daß er wirklich ein Dichter sei. Weil sich die Franzosen hauptsächlich auf den griechischen Philosophen Aristoteles beriefen, nach dessen Regeln der Dichtkunst sie genau zu verfahren meinten, bewies er geradezu, daß sie diesen feinen Kenner der Poesie und des Theaters nicht verstünden und rückte ihnen den Hauptgrundsatz desselben vor: daß die Poesie Nachahmung der Natur sei. Nach diesem Grundsatze war denn auch Shakespeare mit all seiner Regellosigkeit, als getreuer Sohn der Natur, ein Dichter ganz im Sinne des Aristoteles, darum er ihn auch wiederholt den Deutschen anempfahl; indem er aber auch zugleich die unberufenen Nachahmer desselben, welche wohl die Unregelmäßigkeit aber nicht die schöne Natur trafen, mit Strenge zurückwies, zeigte er auf die Mitte zwischen altgriechischem (antikem) und Shakespearischem Drama hin, als auf die Stelle, wo nur einzig ein deutsches Theater gedeihen könne. Auch auf die spanische Poesie, welche von den Franzosen herabgesetzt wurde, machte er aufmerksam, wie er denn auch die Vorzüge des französischen Lustspiels hervorhob. Als sich Lessing darauf die Kaufmannswitwe König, eine hochgebildete Frau, verlobte, schien sich sein unruhiges und sorgenvolles Leben zu einem häuslichen Wohlbehagen umzugestalten; allein mehrere äußere Umstände, fehlgeschlagene Unternehmungen und vor allen die Unzufriedenheit der Schauspieler, welche keinen so strengen Kunstrichter haben wollten, verleideten ihm den Aufenthalt zu Hamburg. Glücklicherweise empfahl ihn Professor Ebert zu Braunschweig (der alte Freund Klopstocks) an seinem Hofe und Lessing zog schon 1770 nach Wolfenbüttel, wo er mit dem Titel eines braunschweigischen Hofraths das Amt eines Bibliothekars übernahm. Nachdem er hier wieder seine volle Thätigkeit als gründlicher Gelehrter bezeugte, begab er sich 1775 als Reisegesellschafter mit dem Erbprinzen nach Italien. Nur kurz war daselbst sein Aufenthalt, doch reichte er hin seinen rastlos strebenden Geist immer mehr zu bereichern und als er zurückkehrte, setzte er wieder mit verjüngter Kraft seine literärische Thätigkeit fort, zog sich aber eben durch dieselbe, da er rücksichtlos das Gebiet der Wahrheit wie der Schönheit erweiterte, unsäglichen Verdruß von allen Seiten zu. Weil er die freimüthige Schrift eines

Freundes herausgab und die Grundsätze darin vertheidigte, wurde er von dem Hamburger Pastor Göze hart angegriffen und verketzert. Da schrieb er — 1781 — das dramatische Gedicht: Nathan der Weise, worin er die hohe Idee aussprach: daß nicht die Glaubensform, sondern die Tugend den Werth des Menschen bestimme. Ein Jude, ein Muhamedaner, ein junger edler und ein alter, verabscheuungswürdiger Christ treten in diesem Schauspiele handelnd auf und bezeugen, wie so wenig die Religion, Alles aber die Denk- und Handlungsweise dieser Menschen dazu beitrage, sich im Kampfe mit äußern Verhältnissen und mit eigener Leidenschaft zu bewähren. Der Sultan Saladin von Jerusalem legt dem Juden Nathan die Frage vor: was für ein Glaube ihm der beste dünke. Wir wollen nur die eine Scene ganz hersetzen; vielleicht genügt sie, zum Lesen des ganzen Stücks zu reizen.

Siebenter Auftritt.

Saladin. Nathan.

Saladin.

(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung? — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig ist und nutzt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel:

Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So stolz-bescheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.

Sultan.

Ich versteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,

Auf einen Vater endlich von drey Söhnen;
Die alle Drey ihm gleich gehorsam waren,
Die alle Drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der Dritte, — so wie Jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern Zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem Jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen;
Das ging nun so, so lang' es ging. Allein
Es kam zum Sterben; und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, Zwey
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwey Andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden in's Besondere;
Gibt Jedem in's Besondere seinen Segen —
Und seinen Ring; — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin

(der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein Jeder
Mit seinem Ring', und Jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst! der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)
fast so unerweislich, als
Uns jetzt der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort seyn auf meine Frage? ....

Nathan.

Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen Alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch, deren Blut wir sind? doch Derer, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bey dem Lebendigen! der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen!)

Wir sehen, wie glücklich Lessing gewesen, in einem Märchen, das er dem italienischen Dichter Boccaccio entlehnte, seine Lehre darzustellen; welch' ein gelungenes Werk dieses Drama in ästhetischer Hinsicht, die sittliche Seite abgerechnet, sei, wollen wir hier, so viel es der Raum gestattet, darthun.

Zuerst sind es die herrlichen Charaktere, die uns in jeder einzelnen Scene, auch in der vor uns liegenden, mit so deutlichen und kräftigen Zügen, wie bewegliche Statuen vor den Augen schweben. Erstens der sinnlich-leidenschaftliche, doch verständige und im Grunde edle Sultan, der Anfangs nur eines Vorwandes Willen nach der Wahrheit forscht, aber doch endlich, von derselben ergriffen, ausruft:

„Bei dem Lebendigen! der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen!"

Und so bricht seine bessere Natur hervor, die sich gleich zu Anfang des Gesprächs, wenn auch nur nach Art der Großen rhetorisch, in folgenden Versen verräth:

„Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!"

Worauf der alte Nathan erwiedert:

„Ja! ja! wenn's nöthig ist und nutzt"

Mit diesen Worten ist Nathan gezeichnet, mit seinem festen Bewußtsein, mit seinem entschiedenen Willen, mit seiner scharfsinnigen Klugheit. Man müßte ihn dieser Schlangenklugheit wegen hassen, wäre er nicht eben so edel, nicht eben so liebreich und sittlich groß, so daß selbst der einfältige Klosterbruder ausrufen muß:

„Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beßrer Christ war nie!"

Nathan ist ein Vollendeter, den das Leben und seine gute Natur und sein reiner Gottesglaube vollendet hat, währenddem Saladin nur erst ein Werdender ist; doch zeigt sich in dieser Gestalt, daß auch aus dem sinnlich-schwärmerischen Muhamedanismus ein edler Charakter sich entwickeln könne, denn Keime zur Tugend liegen in jeder Religion.

Damit, wer etwa noch nicht das Meisterstück gelesen, nicht um das Vergnügen und den Genuß überraschender Züge gebracht werde, enthalten wir uns, den ganzen Plan mitzutheilen, und machen nur auf die Hauptpersonen der ganzen Gruppe aufmerksam und führen zu diesem Zwecke wieder den zweiten Auftritt im dritten Aufzug an. Nathan hat eine Pflegetochter Recha, die es aber nicht weiß, daß sie nur eine Pflegetochter sei. In seiner Abwesenheit brannte sein Haus ab und ein junger Tempelherr rettet das Mädchen aus den Flammen. Sie glüht vor Dankbarkeit für den edlen Jüngling; er läßt sich aber nicht wieder sehen, so oft sie auch ihre Gesellschafterin Daja, eine Christin, nach ihm sendet. Aus Christen- und Ritterstolz weigert er sich zu kommen, bis Nathan von seiner Reise zurückgekehrt, ihn aufsucht und zu einem Besuche in seinem Hause bewegt.

Zweiter Auftritt.

Zu den Vorigen der Tempelherr, dem Jemand von außen die Thüre öffnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha.

(fährt zusammen, faßt sich und will ihm zu Füßen fallen.)
Er ist's! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.

Dieß zu vermeiden,
Erschien ich bloß so spät: und doch —

Recha.

Ich will
Ja zu den Füßen dieses stolzen Mannes
Nur Gott noch ein Mal danken; nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank; will ihn so wenig,
Als ihn der Wassereimer will, der bey
Dem Löschen so geschäftig sich erwiesen.
Der ließ sich füllen, ließ sich leeren, mir
Nichts, dir nichts: also auch der Mann. Auch der
Ward nur so in die Glut hineingestoßen:
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;

Da blieb ich ungefähr, so wie ein Funken
Auf seinem Mantel! ihm in seinen Armen,
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns Beyde
Herauswarf aus der Glut. — Was gibt es da
Zu danken? In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müssen einmal nun so handeln; müssen,
Wie etwas besser zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Wasser holen.

Tempelherr

(der sie mit Erstaunen und Unruhe die Zeit über betrachtet.)

O Daja, Daja! Wenn, in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß sich zu empfindlich rächen, Daja! —
Doch wenn du nur von nun an besser mich
Bei ihr vertreten willst.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß diese kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da sehr
Geschadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?
Und war't mit Eurem Kummer geitziger
Als Eurem Leben?

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind! —
Wie ist doch meine Seele zwischen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verstellt — der Schreck.

(Pause, unter der er in Anschauung ihrer sich wie verliert.)

Recha.

Ich aber find' Euch noch den Nähmlichen. —

(Dergleichen; bis sie fortfährt, um ihn in seinem Anstaunen zu unterbrechen.)

Nun, Ritter, sagt uns doch, wo Ihr so lange
Gewesen? — Fast dürft' ich auch fragen: wo
Ihr jetzo seid?

Tempelherr.

Ich bin — wo ich vielleicht
Nicht sollte seyn —

Recha.

Wo ihr gewesen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht solltet sein gewesen?
Das ist nicht gut.

Tempelherr.

Auf! — auf! — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — ah schön!
Nun kann ich zuverlässig doch ein Mal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr.

Was? was? Ob's wahr,
Daß noch daselbst der Ort zu sehn, wo Moses
Vor Gott gestanden, als . . .

Recha.

Nun, das wohl nicht.
Denn wo er stand, stand er vor Gott. Und davon
Ist mir zur Gnüge schon bekannt. — Ob's wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bei weitem nicht so mühsam sei,
Auf diesen Berg hinauf zu steigen, als
Herab? — Denn seht: so viel ich Berge noch
Gestiegen bin, war's just das Gegentheil. —
Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht sehn?

Tempelherr.

Weil ich Euch hören will.

Recha.

Weil Ihr mich nicht wollt merken lassen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch gar nichts Wichtigers
Von diesem heiligen Berg' aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?

Tempelherr.

So muß ich denn
Euch wiederum doch in die Augen sehn! —
Was? Nun schlagt Ihr sie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erst in Mienen,
In zweifelhaften Mienen lesen will,
Was ich so deutlich hör', Ihr so vernehmlich
Mir sagt? — verschweigt? — Ach Recha! Recha! Wie
Hat er so wahr gesagt: „Kennt sie nur erst!"

Recha.

Wer hat? — Von wem? — Euch das gesagt?

Tempelherr.

„Kennt sie
Nur erst!" hat Euer Vater mir gesagt;
Von Euch gesagt.

Daja.

Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempelherr.

Allein wo ist er denn?
Wo ist denn Euer Vater? Ist er noch
Beym Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da?
O mich Vergeßlichen! Nein, nein; da ist
Er schwerlich mehr. — Er wird dort unten bei
Dem Kloster meiner warten; ganz gewiß.
So red'ten, mein' ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh', ich hol' ihn . . .

Daja.

Das ist meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt! Ich bring' ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht so, nicht so! Er sieht mir selbst entgegen;
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß? . . .
Er könnte bei dem Sultan leicht . . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit

Gekommen sein. — Glaubt mir; es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh'.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn; wenn ich
Nicht schleunig, schleunig geh.

(Ab.)

Da sehen wir nun zwei Gestalten in schöner anmuthiger Jugend. Das gefühlvolle schwärmerische Mädchen voll Liebe und Dankbarkeit und zugleich voll Unschuld und Reinheit; sie versteht des Templers Verwirrung nicht zu deuten und nähert sich doch so zutraulich dem fremden Manne, der ihr das Leben gerettet. Der Tempelherr dagegen, den wir schon seiner edlen That und seines Standes halber, als einen tapfern und kühnen Jüngling, als eine romantische Gestalt liebgewinnen, wird uns noch lieber durch seine Schwäche, womit er dem Eindrucke unterliegt, welchen das liebe Mädchen auf ihn macht. Wir sehen aber, weil wir es seiner Kraft zutrauen, einen Kampf in seinem Innern entstehen; denn als Tempelherr darf er überhaupt nicht solcher Neigung folgen und dann als Christ kein Judenmädchen lieben. Zu diesem Kampfe sehen wir ihn schon am Ende der Scene Anstalt machen, indem er eilig sich entfernt, zum Schrecken der armen Recha, die ihn nicht begreift.

Beide diese anmuthigen Charaktere sind auch erst im Werden, allein voll der schönsten Blüthenkeime; aber um sich innerlich zu vollenden, müssen sich die überspannten Zustände ihrer Gemüther erst durch Zerstörung ihrer schönsten Hoffnungen entwickeln, daß auch sie zu jener Ruhe gelangen, die zur sittlichen Vollendung nöthig ist.

Sehen wir auf die Darstellung selbst, so finden wir eine Meisterschaft im Dialog, eine Leichtigkeit und Klarheit der Sprache, eine sinnlich belebende Musik im Verse, und nur eben so viel Bilder-

aufwand, als nöthig ist, den edlen Gedanken zu tragen, wie etwa die griechischen Opfermädchen ihre Blumen in zierlich geflochtenen und Bänder umflatterten Körbchen trugen. Welche Lyrik ist z. B. in Rechas leidenschaftlicher Rede, mit der sie ihrer Freundin, die sie allmälig zur Christin bekehren will, entgegnet. Das gute Mädchen liebt ihren alten Vater und will nicht von dem Glauben lassen, weil er ihres Vaters Glauben ist; Daja aber meint sie durch den Ritter zu verlocken, indem sie sagt:

Sperre dich, so viel du willst!
Des Himmels Wege sind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Ritter selber wäre,
Durch den sein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdest?

Recha.

Daja!
Was sprichst du da nun wieder, liebe Daja!
Du hast doch wahrlich deine sonderbaren
Begriffe! „Sein, sein Gott! für den er kämpft!"
Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott,
Der einem Menschen eignet? der für sich
Muß Menschen kampfen lassen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn man's für den nicht ist, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich so hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuspiegeln?
Was that er dir, den Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit deines Landes Unkraut, oder Blumen
So gern zu mischen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir sagen:
Ich selber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet,
So ausgezehrt durch seine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, sauersüßem Dufte,
Mich so betäubt, so schwindelnd! — Dein Gehirn
Ist dessen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die stärkern Nerven nicht, die ihn vertragen;
Nur schlägt er mir nicht zu. Und schon dein Engel!
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin

Gemacht? — Noch schäm ich mich vor meinem Vater
Der Posse! —

Daja.

Posse! — Als ob der Verstand
Nur hier zu Hause wäre! — Posse! Posse!
Wenn ich nur reden dürfte.

Recha.

Darfst du nicht?
Wann war ich nicht ganz Ohr, so oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht stets Bewunderung, und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigste
An ihnen nie. Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns so oft gesagt;
Darüber hast du selbst mit ihm so oft
Dich einverstanden! warum untergräbst
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das ist kein
Gespräch, womit wir unserm Freund' am besten
Entgegen sehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . .
Horch, Daja! — kömmt es nicht an unsre Thüre?
Wenn er es wäre! Horch!

Man hat das Schauspiel ein didaktisches Gedicht genannt, wegen der Idee, die ihm zum Grunde liegt; allein es ist vielmehr eine durchaus plastische Dichtung, worin die Gedanken, die demselben zum Grunde liegen, in sinnlichen Gestalten und Handlungen und zwar in vollem Leben so dargestellt werden, daß Empfindung und Phantasie zugleich mit dem gesammten Denkvermögen angeregt und ergriffen werden. Man könnte es vor unwissendem Landvolke aufführen und es wird sich daran ergötzen, und zugleich den großen Sinn verstehen, gleich wie es ein gebildetes Publikum durch seine edle Haltung noch immer anzieht. Einen großen Vor-

zug hat dieses Schauspiel vor den übrigen Lessingischen, daß es in Versen geschrieben ist; indem er durch seine prosaischen Dramen die Flut unpoetischer Produktionen veranlaßte, die gleich nach ihm die deutschen Bühnen überschwemmten und mittelmäßige Köpfe gleichsam berechtigte, sich durch diese zwanglose Schreibart die Arbeit zu erleichtern, stellte er durch seinen Nathan wieder die ätherische Form der griechischen Tragödie her. Was Lessing durch den Nathan gewirkt, wie er dadurch das deutsche Volk gehoben und aufgeklärt, hat er selbst nicht erfahren; er starb noch in demselben Jahre 1781 und zwar in Unmuth über seine Gegner, die in ihrer Blindheit den Mann verketzerten, der unsere Nation von den Fesseln des französischen Geschmacks und von der Pedanterei und der Herrschaft unwissender Gelehrten in philologischen und theologischen Kenntnissen befreite, und eine Duldung lehrte, die noch in unsern Zeiten zu den frommen Wünschen gehört. Was er als Lyriker in leichten Liedern und poetischen Erzählungen leistete, ist wohl nicht erheblich; großes Verdienst hat er sich aber durch seine Prosa errungen, die ihrer Kraft und Schärfe, ihrer Klarheit und Anmuth nach, wie sie eben so leicht und beweglich, als rasch und lebendig den Gedanken unmittelbar aus seinem Geiste holt und ihn eben so klar und anschaulich darstellt, daß sie noch heute, nachdem so viele und so große Schriftsteller nach ihm aufgetreten sind, den besten Mustern an die Seite zu stellen ist.

Wieland und der Roman.

Wir haben gesehen, wie durch Klopstock die Lyrik, durch Lessing das Drama gehoben worden, nur das Epos noch zurückgeblieben sei, weil sich ersterer im Stoffe vergriffen hatte, auch die poetischen Erzählungen der Hallenser Freunde und die komischen Epopäen Zachariä's keine wirkliche Bereicherung dieser Gattung gewesen. Diesem Mangel sollte nun ein Mann abhelfen, der eben um diese Zeit, im Lande des mittelalterlichen Minnesangs, in Schwaben auftrat. Das war Martin Wieland (geb zu Holzheim

bei Biberach 1733, gest. zu Oßmannsstädt 1813). Bei seinem Vater, einem wohlunterrichteten Landprediger, ward er gleich Klopstock und Lessing mit den alten Klassikern großgezogen und in Tübingen studirte er die Rechte, jedoch mit getheilten Kräften, indem er schon seit seiner frühesten Jugend eine unbezwingliche Neigung für die Poesie gehegt. Klopstocks Messias ergriff auch ihn mit Allgewalt, und als er dann auch zum Vater Bodmer nach der Schweiz zog, und dort im Hause dieses Patriarchen fünf Jahre lang zubrachte, dichtete er ganz in jener Klopstock-schweizerischen Weise religiöse Idyllen und Epen (den geprüften Abraham) und bekämpfte sogar die harmlose Heiterkeit der Bremer Dichterfreunde und die Anakreontiker Gleim und Uz. Im Jahre 1760 kam er aber als Kanzlei-Director nach Biberach und lernte in dieser Stellung, wo ihm bei seinem Fleiße und Talente noch immer genug Zeit übrig blieb, gerade diejenigen französischen und englischen Schriftsteller kennen, die seiner bisherigen Richtung entgegengesetzt waren. Dazu kam der Umgang mit der vornehmen Welt, in die er durch das Haus des mainzischen Ministers Grafen Stadion eingeführt wurde. Seine natürliche Heiterkeit und Beweglichkeit gewannen bald wieder die Oberhand und seine Muse gab sich ganz der lebensheitern, ja leichtfertigen Manier der Franzosen und der sogenannten Philosophie der Grazien hin, die einen weisen Genuß des Lebens lehrt, so daß aus unserm Gerhard ein Hoffmann von Hoffmannswaldau wurde. Zugleich beschäftigten ihn nun wieder die alten Griechen, besonders Anakreon und Lucian, und nach Xenophon versuchte er ein Heldengedicht über das Leben des jüngern Cyrus, worin ihm sichtbar (es war dies zu Anfang des siebenjährigen Krieges) Friedrich der Große als Held vorschwebte. Allein für das höhere Epos war sein sinnlich behagliches und mehr scherz- als ernsthaftes Naturell nicht geeignet; er fühlte das und ließ die begonnene Arbeit mit dem fünften Gesange liegen. Eben so wenig gelang ihm das Drama, seine Johanna Gray, seine Clementine von Porreta und auch seine spätern, der alten Geschichte entnommenen Schauspiele ermangeln des dramatischen Interesses und wurden auch ihres französischen Zuschnitts wegen von Lessing hart mitgenommen. Er suchte nun bei den Britten,

wohin schon Bodmer und vor Allen Lessing wies, das wahre Muster dramatischer Poesie, und übersetzte binnen vier Jahren Shakespeare's Werke, eine Unternehmung, welche zugleich von seinem unermüdeten Fleiße, von gründlicher Kenntniß der englischen Sprache und von einem außerordentlichen Talente, Fremdes auf heimischen Boden zu verflanzen, zeigt. Denn die Uebersetzung ist nie etwa wörtlich, auch nicht so genau, als es Gelehrte wünschen, aber sie ist so, daß die deutsche Nation endlich einmal einen allgemeinen Begriff von diesem großen Dramatiker bekam und grade zuerst nur so viel bekam, als sie brauchen konnte, ihr eigenes Drama zu erheben und von dem französischen Regelzwang zu befreien. Die Wirkung war auch in ganz Deutschland außerordentlich. Lessing begrüßte die Uebersetzung mit lautem Beifall und man sah bald diese neue Dramen, welche Voltaire und sein Schüler Friedrich II. abscheuliche Stücke nannten, die nur würdig wären, vor den Wilden in Kanada aufgeführt zu werden, auf allen deutschen Bühnen. Nur auf die Muse Wielands selbst hatte dieser große Genius wenig Einfluß; er war ihm zu unähnlich und zu wenig verwandt, was auch aus der Uebersetzung selbst abzumerken und hatte überhaupt zu wenig Talent für das dramatische. Sonderbar, daß er nicht darauf verfallen, Moliere's und Crebillon's und anderer Franzosen feine Lustspiele in deutscher Nachbildung zu geben, die noch damals in sehr schlechten deutschen Uebersetzungen vorhanden waren; er, der feine Gesellschafter, hätte gewiß den Ton getroffen und uns mit einer Gattung beschenkt, die in Deutschland eben nicht sehr gepflegt wurde. Allein ihn zog nun schon entschieden das Epische und insbesondere das heitere, komische Epos an, und so entstand Don Sylvio von Rosalva, ein neuer Don Quixote, worin er sich selbst aller bisherigen Phantasterei entledigen wollte, indem er sie lächerlich machte. Darauf folgte der Agathon, Idris, Musarion, die Grazien, Diogenes, der neue Amadis und eine ganze Reihe allerlei poetischer Erzählungen in Versen und in Prosa, theils aus der Christenwelt, theils aus dem Ritterthum des Mittelalters. So ist er denn mit Glück auf das Romantische gerathen, welches er aber nicht aus den deutschen Minnesingern und deutschen Volksfagen, sondern aus

den Werken der französischen Troubadours schöpfte, so daß man bei ihm schon eine bunte und lachende Ritterwelt, den König Arthur und die Ritter von der Tafelrunde, die Helden Karl des Großen u. s. w. zu schauen bekommt, und zwar eingehüllt in die durchsichtigen, vom Rosenlichte morgenländischer Poesie beleuchteten Feenwolken; denn auch in den Orient nach Persien und Arabien, nach Afrika und Mexiko griff seine schaffende Hand und die wunderreiche Tausendundeinenacht deutete er weiblich aus. Alle diese verschiedenartigen Elemente, griechische und morgenländische, naive und sentimentale Poesie verstand er aber mit unnachahmlicher Leichtigkeit in einander zu verschmelzen, die neu gewonnenen Gestalten mit französischer Eleganz auszustatten, und zugleich mit seinem liebenden deutschen Gemüthe zu beleben; denn von den Franzosen nahm er nicht etwa das Steife, Gezwungene, Gezierte, sondern nur das Feine und Leichte; wie er überhaupt aus allen fremden Nationalitäten nur das aufnahm, was seiner schwäbischen, heitern und beweglichen aber durchaus tüchtigen, deutschen Weise zusagte. Freilich that er so der Wahrheit und der richtigen Auffassung fremder Zustände großen Eintrag und die Gelehrten verzeihen ihm dergleichen nicht; auch hatte er von der französischen Leichtfertigkeit viel angenommen und nicht selten die Schranken der deutschen Sittsamkeit und Sittenreinheit überschritten; allein es will scheinen, daß diese Weise, mit so unwiderstehlichem Reize dargeboten, zu seiner Zeit nothwendig gewesen sei, um die finstere und herzlose Prüderie und Tugendspielerei, die damals herrschte, zu bekämpfen. Als ächter Romantiker hat er die Sentimentalität und Herzensliebe zum Hauptgegenstand seiner Poesie erhoben, indem er die allzugeistige Liebe Klopstocks mit der allzusinnlichen der Troubadours verschmolz und eine Tugend lehrte, die mit weisem Genuß des Lebens vereinbar ist. Am anmuthigsten hat er dies in seiner Musarion besungen, ein Gedicht, welches unter allen seinen Werken dieser Periode den Vorzug errungen. Man nennt es gewöhnlich ein Lehrgedicht und somit würde es nach dem Ausspruche der neuesten Aesthetiker eben so gut kein Gedicht sein, weil eben das Didaktische nicht zur Poesie gerechnet werden darf. Allein man möge immer Gleim's Hallabat, Lichtwer's Recht der Ver-

nunft, Kästner's Kometen und Tscharners Bewässerung der Aecker für Lehrgedichte halten, da sie wirklich nichts anders, als trockene Lehren mit malerischen Beschreibungen und rhetorischen Figuren ausgeschmückt enthalten; doch in der Musarion ist es nicht die nackte Lehre, sondern eine kleine Gruppe sinnig und anmuthig zusammengestellter Personen, Phanias ein junger Grieche voll Lebensüberdruß, Musarion ein heiteres Mädchen und zwei zänkische Philosophen, welche uns durch ihre Charaktere, verschiedene Situationen und Handlungen interessiren, so zwar, daß sie einen leichtfertigen Leser leicht die verborgene Lehre übersehen lassen. Darum ist es eben kein Sittenbuch für die Jugend, allein die Poesie darin verdient um so mehr Anerkennung, als sie eine trockene Lehre so anschaulich und so anmuthig einkleidet. Ausführlicher ist beinahe derselbe Grundsatz in dem Romane Agathon abgehandelt, wo er mit seiner Meisterschaft sowohl ein Muster der Prosa aufgestellt, aber auch zugleich das verführerische Beispiel gegeben hat zu all den unzähligen Romanen, die darnach in Deutschland herausgekommen sind. Daß in den Bestrebungen nach epischer Poesie auf den Roman verfallen wurde, liegt entweder in dem Unvermögen, einen poetisch erfundenen Stoff in höchst vollendet poetischer Form wiederzugeben, oder auch in der angebornen Redseligkeit, endlich in der Vorliebe der Zeit für solch breites und gemeines Ausspinnen. Diese Vorliebe wieder ist das Zeichen einer Zeit, wo an die Stelle des Vaterlandsinnes und der Begeisterung für große Thaten und große Helden nur die Neigung zum häuslichen Wohlbehagen und solche Empfindungen treten, die sich im geselligen und Familienleben erzeugen und wo also für ein Nationalepos, in welchem die Erinnerung großer Vergangenheit und das Bewußtsein eines großen Volkslebens waltet, keine Empfänglichkeit zu erwarten ist. Darum sind in der Mitte des 18. Jahrhunderts in England und früher noch in Frankreich so dickleibige Romane geschrieben worden, welche im Grunde nichts als Jeremiaden über die drückende Lage sind, in welcher damals selbst in dem freien England zartfühlende Menschen schmachteten, welche bei großen Talenten den Besitzern der Macht und der Glücksgüter ihr Theil abzugewinnen nicht verstanden oder Lust hatten. Nach den Mustern dieser englischen Romane entstanden nun auch die

deutschen, die sich von den frühern, deren wir schon oben erwähnten, dadurch unterschieden, daß sie nicht wirkliche Begebenheiten ganz prosaisch und trocken mit Moral versetzt, sondern erdichtete Begebenheiten in empfindungs- und geistreicher Sprache, worin der Kampf des Wirklichen mit dem Idealen und die höhere geistige Liebe mehr oder minder poetisch dargestellt wurde, enthielten. Hegel nennt diesen neuen Grundstoff das Romanhafte und eine Auflösung des romantischen. „Dies Romanhafte," sagte er, „ist das wieder zum Ernste, zu einem wirklichen Gehalte gewordene Ritterthum. Die Zufälligkeit des äußerlichen Daseins hat sich verwandelt in eine feste, sichere Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft und des Staats, so daß jetzt Polizei, Gerichte, das Heer, die Staatsregierung an die Stelle der chimärischen Zwecke treten, die der Ritter sich machte.' Dadurch veränderte sich auch die Ritterlichkeit der in neueren Romanen agirenden Helden. Sie stehen als Individuen mit ihren subjektiven Zwecken der Liebe, Ehre, Ehrsucht oder mit ihren Idealen der Weltverbesserung dieser bestehenden Ordnung und Prosa der Wirklichkeit gegenüber, die ihnen von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg legt. Da schrauben sich nun die subjektiven Wünsche und Forderungen in diesem Gegensatze in's Unermeßliche in die Höhe; denn jeder findet vor sich eine bezauberte, für ihn ganz ungehörige Welt, die er bekämpfen muß, weil sie sich gegen ihn sperrt und in ihrer spröden Festigkeit seinen Leidenschaften nicht nachgibt, sondern den Willen eines Vaters, einer Tante, bürgerliche Verhältnisse u. s. f. als ein Hinderniß vorschiebt. Besonders sind Jünglinge diese neuen Ritter, die sich durch den Weltlauf, der sich statt ihrer Ideale realisirt, durchschlagen müssen und es nun für ein Unglück halten, daß es überhaupt Familie, bürgerliche Gesellschaft, Staat, Gesetze, Berufsgeschäfte u. s. w. gibt, weil diese substantiellen Lebensbeziehungen sich mit ihren Schranken grausam den Idealen und dem unendlichen Rechte des Herzens entgegensetzen. Nun gilt es, ein Loch in diese Ordnung der Dinge hineinzustoßen, die Welt zu verändern, zu verbessern, oder ihr zum Trotz sich wenigstens einen Himmel auf Erden herauszuschneiden, das Mädchen, wie es sein soll, sich zu suchen, es zu finden, und es nun den schlimmen Verwandten oder

sonstigen Mißverhältnißen abzugewinnen, abzuerobern, und abzutrotzen. Diese Kämpfe nun aber sind in der modernen Welt nichts Weiteres, als die Lehrjahre, die Erziehung des Individuums an der vorhandenen Wirklichkeit und erhalten dadurch ihren wahren Sinn. Denn das Ende solcher Lehrjahre besteht darin, daß sich das Subjekt die Hörner ablauft, mit seinem Wünschen und Meinen sich in die bestehenden Verhältnisse und die Vernünftigkeit derselben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr sich einen angemessenen Standpunkt erwirbt. Mag Einer auch noch so viel mit der Welt sich herumgezankt haben, umhergeschoben worden sein, zuletzt bekömmt er meistens doch sein Mädchen und irgend eine Stellung, heirathet und wird ein Philister so gut wie die Andern auch; die Frau steht der Haushaltung vor, Kinder bleiben nicht aus, das angebetete Weib, das erst die Einzige, ein Engel war, nimmt sich ohngefähr eben so aus wie alle Andern; das Amt gibt Arbeit und Verdrüßlichkeiten, die Ehe Hauskreuz und so ist der ganze Katzenjammer der Uebrigen da."

Auf diese Art hätte denn der Roman, wie auch Hegel meint, das Verdienst, dem Phantastischen und Ueberspannten entgegenzuwirken und war zunächst auch Wielands Absicht. Doch führt eben diese Gattung von einer andern Seite zur Verweichlichung und Erschlaffung; denn nur in fest zusammengedrängter Kraft erhebt sich die Seele und darum ist eben das Epos, welches alle Kräfte des Menschen auf einen Punkt hinreißt, die poetische Form der Helden und großer Nationen, während der Roman Gedanken und Empfindungen nach allen Seiten hinschweifen und sich in dem willenlosen Herumirren ermatten läßt. Wie merklich schon um diese Zeit die Wirkung des Romans auf das weibliche Geschlecht gewesen sei, bewährt uns ein kleines Gedicht von Götz:

An eine Romanleserin.

Ich weiß was dich verderbt und mir im Wege steht:
Ein luftiger Roman hat dich so aufgebläht,
Aus Schwachheit bildest Du Dir ein,
Man müsse Hermann selbst, um Dich zu lieben, sein,

Und Niemand dürfe sich erkühnen,
Dich anders, als Thusnelden, zu bedienen;
Begreife Dich, geliebte Schäferin!
Laß doch nicht jeden Harlekin,
Wenn er Dich lobt, das Lob der Demuth Dir entziehn!
Ich weiß, ich bin kein Gott, kein Halbgott und kein Riese,
Wie aber bist Du denn Banise?
Bist Du denn eine Königin?
Bist Du denn eine Huldgöttin?
Nein, Du bist nur ein Kind nach meinem Sinn,
Ein holdes allerliebstes Mädchen,
Mit Namen Käthchen.

In Erfurt beschäftigte sich Wieland mit historischen Studien und Politik und die Frucht davon war: der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian, ein historischer Roman, worin gezeigt wird, was die Fürsten und Edlen aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. „Es ist Alles was ist, gerade so, wie es zur Zeit, da es ist, sein kann" — das ist der Grundsatz und die Lehre, auf welche das ganze Buch hinausläuft, und man kann im Ganzen wahrnehmen, wie er darin die französischen Aufklärungsschriften benützte, ohne jedoch seine feste deutsche Gesinnung und ein liebevolles Herz für die Wohlfahrt der Menschen aufzugeben. Nicht lange blieb er in Erfurt, die Herzogin Amalie von Weimar lernte ihn kennen und übergab ihm die Erziehung ihrer beiden Söhne. Nun in Weimar erst, wo sich bald unter dem Schutze der hochgebildeten und hochherzigen Fürstin, gleichwie im Mittelalter und im 17. Jahrhundert, eine glänzende Freistätte deutscher Poesie und Wissenschaft erheben sollte, begann Wieland's volle Thätigkeit, von der wir aber, weil sie in die Zeiten der nächst folgenden Periode fällt, erst an seinem Orte sprechen werden.

Poesie nach dem Hubertsburger Frieden.

Kehren wir von Wieland zurück zu den übrigen Dichtern, so sehen wir die Meisten nach den Schrecken des siebenjährigen Krieges in einer aufgeregten Stimmung, welche fast die ganze Nation damals ergriffen hatte. Was aber alle Empfindungen und Gedanken belebte, war Vaterlandsliebe, welche bald klar, bald dunkel und unbestimmt ausgesprochen, mitten im Frieden eine unfriedliche geistige Gährung erzeugte. Als Chorführer eines vaterländischen Gesangs schritt nun wieder Klopstock voran, mit seinem Bardieten, einer Art von dramatischen Gedichten in dem Geist und Gewande der altdeutschen Barden, wie man sich dieselben nach den kargen Nachrichten lateinischer Chroniken in der Phantasie vorstellte. Da erschien zuerst Hermann's Schlacht 1769, voll großer Gedanken und in Sprache und Wendungen eben so neu als kühn und wohlklingend. Zu gleicher Zeit wirkte noch eine andere Erscheinung auf die deutsche Dichterwelt; wir meinen den caledonischen Naturdichter Ossian, welcher um diese Zeit von dem Wiener Jesuiten Denis, einem Mann, dem selbst Göthe in seinen jugendlichen Recensionen Gerechtigkeit widerfahren läßt, ins Deutsche übersetzt wurde. Es ist noch nicht ausgemittelt, wenn dieser Dichter lebte uud ob die Gedichte wirklich von ihm sind; der Britte Macpherson gab sie in englischer Sprache und behauptete sie bei den Hochschotten, wo sie noch im Munde des Volkes lebten, gesammelt zu haben. Es sind meist Schilderungen caledonischer Helden, Schlachtengemälde, Klagen der Sänger oder empfindsamer Mädchen über die Gefallenen, Landschaftsgemälde, wo die erhabene Pracht eines nördlichen Landes mit Eis und Schnee bedeckter Berge und Flächen dargestellt wird und die nur mit wenig Zügen gezeichneten Heldengestalten wie Schatten durch die Nebel dahinrauschen. Die Empfindungen, welche in diesen Liedern vorherrschen, sind sanfte, klagende Wehmuth und innige, zarte Liebe; Alles geistiger noch, als im Minnesang. Freudig stürmten die Helden in den Tod, weil sie nicht die gefallenen Freunde und Väter überleben

wollen, und die Mädchen gleichen zarten Lichtgestalten, welche bei rauher Berührung dahinfließen und auf die Leichen der Geliebten hinstürzen und sterben; Blitze umzucken die Sterbenden und die Strahlen des Mondes heben ihre Seelen empor zum Himmel. Solche Lieder sang der Barde Ossian, des großen Fingals Sohn, der alle Helden hinsinken sah und auch seinen Sohn Oskar und dessen Trost im Alter die Geliebte Oskar's die liederreiche Malwina ist. Diese Wehmuth und Sehnsuchtspoesie, diese phantastische und träumerische Nebelwelt hat zu sehr in unsere Poesie hineingegriffen, als daß wir nicht wenigstens ein Lied hersetzen sollten:

Culmath.

Nach der Uebersetzung Ahlwardt's.

Hört die Stimme der reizenden Culmath,
Als sie einsam am Hügel saß.

Es ist Nacht. Ich bin allein,
Verloren am Hügel des Sturms.
Es brauset der Wind im Gebirg;
Dem Felsen entstürzet der Bergstrom.
Mich schützet vor Regen kein Obdach,
Verloren am Hügel des Sturms.

Entsteig', o Mond, dem Gewölk;
Erhebt euch, Sterne der Nacht!
Leit' ein Licht zu der Stätte mich hin,
Wo, einsam, mein Geliebter ruht,
Ermüd't von der Arbeit der Jagd,
Sein Bogen neben ihm, entspannt,
Die Hunde keuchend, um ihn her.
Hier muß ich sitzen allein
Am Felsen des moosigen Stroms.
Es brüllet der Strom und der Sturm
Nicht hör' ich die Stimme des Theueren.
Warum verzögert mein Sealgair,
Warum der Bergsohn, sein Versprechen!
Hier ist der Fels, hier ist der Baum,
Und hier der brüllende Strom.
Hier zu sein mit der Nacht versprachst du.

Ach, wohin ist mein Scalgair geirrt?
Den Vater wollt' ich fliehen mit dir,
Mit dir den Bruder voll Hochmuth.
Lang' waren feind sich unsre Stämme:
Wir sind nicht feind uns, o Scalgair!

Still eine kleine Weil', o Wind!
O schweig ein Weilchen, du Strom,
Daß meine Stimm' erkling umher,
Daß mein Verirrter mich höre.
Scalgair, Culmath ist's, die ruft:
Hier ist der Baum und hier der Fels;
Scalgair, Theurer, ich bin hier!
Warum säumst zu kommen du?

Sieh, der stille Mond erscheint;
Es glänzet im Thale die Flut.
Grau dämmern die Felsen der Jäh'n.
Ich seh ihn nicht auf der Berghöh'.
Vor ihm spielen die Hunde nicht her,
Der Ankunft Nahe verkundend.
Hier muß ich sitzen allein. —

Wer liegt da zur Seit auf der Heide?
Bist du's, mein Geliebter, mein Bruder?
Sprecht mit mir, o meine Theuren!
Nicht geben Culmath sie Antwort.
Sprecht mit mir, ich bin allein;
Die Seel' ist geängstigt von Furcht mir. —
Todt sind sie; die Schwerter vom Kampf roth!
O mein Bruder, o mein Bruder,
Warum erschlugst du meinen Scalgair?
Warum, Scalgair, erschlugst du den Bruder?
Ihr waret mir beide so lieb.
Was soll zu eurem Preis ich sagen?
Schön warst unter Tausenden du
Auf Berghöh'n; furchtbar im Kampfe er.
Sprecht mit mir; hört meine Stimme;
Hört mich, Söhne meiner Liebe! —
Sie schweigen, sie schweigen auf ewig.
Kalt, kalt ist ihre Brust des Staubs.

Vom Felsen des Hügels herab,
Vom Gipfel der stürmischen Jäh'n,
O redet, ihr Geister der Todten,

Redet, zagen will ich nicht.
Wohin ginget ihr zur Ruh?
In welchem Geklüft des Gebirgs
Soll finden ich euch, ihr Geschied'nen?
Nicht tönt ein leiser Laut im Wind,
Nicht halb verweht Antwort im Sturm.

Ich sitz' allein in meinem Gram;
Ich harre des Lichtes mit Thränen.
Grabt die Gruft, ihr Freunde der Todten;
Schließt sie nicht, bis Culmath kommt.
Mein Leben entfleucht wie ein Traum:
Warum blieb ich, säumend zurück?
Hier will ich ruhn mit meinen Freunden
Am Strome des hallenden Felsens.
Wann Nacht auf den Hügel sich senkt,
Wenn laut sich erheben die Winde,
Dann soll stehen mein Geist in dem Luftstrom,
Meiner Freunde Tod betrauernd.
Hören wird aus der Hütte der Jäger,
Fürchten meine Stimm' und lieben;
Denn süße Laute soll die Stimm'
Ertönen um meine Geliebten;
Sie waren Culmath so theuer. —

Da kam denn zur Vaterlandsliebe noch ein zweites Ingrediens der neuern Bardenpoesie: die höchste Sentimentalität, ein sehnsüchtiges Schwärmen nach Jenseits und eine gestaltlose Poesie, die durch unberufene Nachahmer zu dem mit Rechte verspotteten Nebulismus hinführte. Schon die ersten und in mancher Hinsicht ehrenwerthen Nachtreter Klopstock-Ossianischer Dichtweise: Denis, Gerstenberg, Kretschmann, versündigten sich an der wahren Poesie durch den Wörterschwall, womit sie die Armuth und Eintönigkeit der Empfindungen und Gedanken zu ersetzen meinten. So geschah es, daß das Volk bald dieser Barden satt war und als Klopstock, fünfzehn Jahre später, auf seine Hermannsschlacht, seinen Hermann und die Fürsten, und sodann Hermanns Tod folgen ließ, fand er schon wenig Leser mehr.



Glücklicher waren jene unpoetischen Schriftsteller, die sich des Romans bemächtigt hatten; sie errangen sich in dem Maße die Gunst des Publikums, als der größere Theil desselben in jene weichliche Empfindsamkeit versunken war, die sich statt der stürmischen und zuschreitenden Vaterlandsliebe einwiegenden Träumen einer idealen Welt hingab. Schon lange vor Wieland weinten solche Leser und Leserinnen über das brittische Richardson's Pamela, Klarissa und Grandison, und der wackere Musäus (Rektor in Weimar) mochte in seinem neuen deutschen Grandison diese romanhafte Empfindelei noch so witzig und launig durchhecheln, er konnte den Hang zum solch' Richardson'schen Thränenbade nicht mehr aufhalten. Schon Gellert's moralisirender Roman: Leben der schwedischen Gräfin G**, fand großen Beifall, mehr noch die allerdings geist- und empfindungsreichen Familienromane des Joh. Thimot. Hermes; Geschichte der Miß Fanny Wilkes und Sophiens Reise von Memel nach Sachsen in 6 Bänden, weil darin das ganze deutsche Familienleben dargestellt wird, woran sich denn die empfindsame Lesewelt so gern spiegelte und immer wieder von dem allgemeinen National-Interesse in das enge Haus zurückgeführt wurde. Das Vorzügliche haben Hermes Romane, daß sie gegen die prosaische Nüchternheit und den schlechten Geschmack mancher damaliger Schriftsteller mächtig ankämpften. Da nun zugleich mit ihm Wielands Romane erschienen, welche von der vornehmen Welt begierig aufgenommen wurden, so war schon in den 70gen Jahren die Romanen-Lectüre in allen Ständen allgemein. Und selbst der alte Haller suchte auf diesem Wege seine politischen Grundsätze mitzutheilen; doch sind seine Romane: Usong, Alfred, Fabius und Cato so rein didaktisch und ohne allen poetischen Aufschwung, daß sie ebenso wie Klopstocks Bardiete zu spät kamen, um Interesse zu erwecken.

Eine eigene Art von Lectüre bildeten zu dieser Zeit die Briefsammlungen, unter welchen außer Gellerts Briefen, die von Abt und Mendelsohn, Winkelmann und Lessing, selbst Rabeners und Klopstocks einen meist ernsten und bedeutenden Gehalt haben; dafür sind aber die Briefe der sogenannten Grazien-dichter oder der Halberstädter Freunde, Gleim, Georg Jacobi,

Uz, Göckingk u. a. m. eben so tändelnd und bis zum Lächerlichen in Freundschaftsversicherungen und gegenseitigen Versicherungen zerfließend. Um einen Begriff der Weise dieser Männer zu haben, wie sie zwar wohlmeinend, doch etwas zu unmännlich sich in einer Zeit gebärdeten, wo die kräftige Jugend bereits das männliche Zeitalter der deutschen Poesie aufzuwecken begann, wollen wir hier zwei solcher Briefe mittheilen.

Herr Gleim an Herrn Jacobi.

Halberstadt den 29. Jänner 1768.

Wie viel, wie viel, mein liebster Freund, hätt' Ihr Gleim mit Ihnen zu sprechen, von Ihren beiden liebenswürdigen Briefchen, von Ihrem Amor, der mir so viele süße Dinge schwatzet, von unsern Mädchen, die sich schon wieder nach meinem Jacobi erkundigten, von Ihrem liebenswürdigem Vater, der mit der Stelle des Briefes an seinen lieben Sohn mich ganz bezaubert hat. O er sollt' ihn nur ganz kennen, er ist Vater, aber er kennt ihn nicht so ganz, wie Gleim ihn kennet, seinen lieben Sohn! Fehler hab' ich nicht an ihm erkannt; er irret sich, mein lieber Jacobi; Fehlerchen waren es, und auch diese nicht einmal. Nicht vermindert, sondern viel vermehrt hat sich meine Liebe zu ihm. Seine liebenswürdige Gefälligkeit, sein ganz offenes Herz, das keiner Verstellung fähig ist, seine Fontainische Naivetó, seine großen Talente, deren ich nun noch mehr entdeckt habe, dieses alles, und vieles, das ich jetzt nicht sagen kann, hätte meine Hochachtung und Freundschaft sehr vermehrt, wenn sie sich vermehren ließe. Verloren hat mein Jacobi nicht, aber Gleim vielleicht! Den Kopf voll Geschäfte war dieser oft nicht so heiter, wie er bei dem Besuche seines Lieblings hätte sein sollen. Vergeben Sie es ihm, mein liebster Freund! Er sagte seine Meinung Ihnen offenherzig; und warum nicht? Kann die Freundschaft nicht recht gut damit bestehen? Diese Frage sollte nicht an Sie gerichtet sein; Sie bejahen sie, und dieses wußt ich ja schon. Ueberdem betrafen unsre verschiedene Meinungen große Kleinigkeiten.

Aber, mein Liebster, ich muß, ich muß aufhören, meine Register liegen aufgeschlagen, ich würde vor dem General-Kapitul nicht fertig, wenn ich dem Vergnügen, mit meinem Jacobi zu zu reden, mich überließe. Ich umarme Sie, wie Sie das zärtlichste Mädchen.

Herr Jakobi an Herrn Gleim.

Halle, den 6. Febr. 1768.

Heute, bester Freund, sollte das längst entworfene Briefchen in Versen gemacht werden; aber die Abreise meiner Freundin nach ihrem Gute, wo sie nun den ganzen Winter bleiben will, machte mich misvergnügt. Gegen Abend fiel es mir ein, die Geburt des Cupido zu besingen. Welch ein Gegenstand! Schon sah' ich ihn in einer Wiege von Myrthen und Rosen; um ihn her hört' ich Grazien von seinen künftigen Thaten ihm Wiegenlieder singen, und in der Ferne rasselten Vulkans Schmiede, um die Waffen des Götterkindes zu verfertigen. Hirtinnen nahten sich voll Ehrfurcht dem Amor, sahen ihn lächeln, und gaben, bei ihrer Zurückkunft auf die Fluren, ihrem Schäfer den ersten Kuß. Alles dieses sah ich und doch konnt' ich es nicht besingen. O bedauren Sie mich, mein liebster Gleim! In Wahrheit, alles ist umsonst, mich hören die Musen nicht, seitdem ich meinen Freund, und mit ihm alle Vergnügen der Zärtlichkeit verlassen mußte. Zu zwei Briefchen ist schon der Plan gemacht, und wenn der Abend kommt, seh' ich traurig auf den verflossenen Tag zurück, der mich für meinen Gleim nichts dichten ließ. Eine gewisse Traurigkeit der ich nicht widerstehen kann, schlägt jede Begeisterung nieder. Diese begleitet mich überall, selbst in der Gesellschaft bei unserer liebenswürdigen Fürstin. Wär' ich doch morgen so glücklich, nur zwei Zeilen von meinem theuersten Gleim zu bekommen! Diese würden meinem Herzen wieder einige Empfindungen der Freude geben. Seit acht Tagen war ich ganz von ihm verlassen. Die fatalen Register! Von

der Freundschaft und von den Musen werden sie verwünscht! Schreiben Sie mir noch nicht, mein Liebster? o so eilen Sie zu Ihrem Jakobi, der ohne Sie ganze Tage trauert. Hier ist kein Gleim, den ich lieben kann. Schon schlägt es Ein Uhr, ich bin ganz müde; schlafen Sie wohl, mein allerbester Freund!

Eben so tändelnd wie die Briefe war dann auch die Poesie dieser Graziendichter, deren Vater noch immer der in seinem Leben so ehrwürdige und menschenfreundliche Gleim war und unermüdlich jedes aufkeimende Talent aufmunterte und so in der besten Meinung den deutschen Parnaß mit vielen Mittelmäßigen, ja Schlechten bevölkerte. In der Fabel, die noch immer eine Lieblingsgattung dieses Kreises war, reihten sich außer Lichtwehr, auch Pfeffel und Willamov an, in der poetischen Erzählung der unpoetische Heinrich von Nicolai, im Liede Georg Jakobi, Claudius und Göckingk. Am nächsten stand Gleim der gefühlvolle Georg Jakobi, der sich wirklich als ein ächter Minnesinger ganz dem schönen Geschlechte widmete, wo ihm denn in der That manches Lied wohl gelang, wie z. B. In einem deutschen Eichenhain, Vergänglichkeit, Lob der Rose, an die Natur, die Tempel, das Aschermittwochslied, Litanei, auf das Fest aller Seelen. Auch Claudius hat in seiner gemüthlich drolligen Weise manches Lied gesungen, das noch im Volke lebt, nur sinkt er zu oft in's Gemeine und Alltägliche herab. Er gab eine Volkszeitschrift, den Wandsbecker Boten, heraus, worin er in poetischen und prosaischen Aufsätzen zur Aufklärung und sittlichen Bildung des Volkes besonders in Norddeutschland das Seinige redlich beitrug. Göckingk war ausgezeichnet in der poetischen Epistel; ein Mann von unbescholtenem Rufe und bewahrtem Amtsfleiße, der die Poesie eben wie einst die Schlesier als Unterhaltung und Erholung trieb. Nicht zu leugnen ist, daß manche dieser Gedichte und Lieder ein schönes poetisches Leben athmen, nur tragen sie meist den kränkelnden Keim

einer übertriebenen mehr gemachten als natürlichen Empfindsamkeit an sich. Dies wollen wir in einem der besten Gedichte von Jakobi, das wir hier beifügen, deutlich machen.

Lob der Rose.

Rose komm! der Frühling schwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Mayenblumen starben hin.
Oeffne dich beim Luftgetöne
Dieser Fluren! Komm, o schöne,
Holde Blumenkönigin!

Als du kamst im ersten Lenze,
Hiengen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal:
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
Weit umher im Sonnenstrahl.

Libanon's umwölkte Gipfel
Hoben ihre Zedernwipfel
Duftend in den Morgenschein;
Doch auf demuthvollem Throne
Solltest du der Schöpfung Krone
Der Geschaffnen Wonne seyn.

Und du giengst mit leisem Beben
Aus der zarten Knosp' in's Leben:
Erd und Himmel neigten sich:
Und es huldigten die Wiesen,
Nachtigallen Chöre priesen,
Alle Nymphen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge schlugen
Froh die Flügel, Winde trugen,
Wo die Luft im Jubel war,
Deinen Balsam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich in's Haar.

Die von Weiberanmuth sangen,
Mahlten sie mit Rosenwangen;
Jede Seele gut und mild,
Arglos, unschuldsvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham und Tugend,
Zu den Knospen hingebückt,
Hüllten unter deinem Namen
Ihr Geheimniß: Bräute kamen
Nicht umsonst mit dir geschmückt.

Da begann der rauhe Zecher
Den von dir umkränzten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Gieng das Volk, mit deinen Blättern
Weg und Tempel zu bestreun.

Mit verjüngtem Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten segnend ihre Söhne:
Daß hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose, sterblich sei.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todesnacht.

Fromme fiengen an zu loben;
Sahn gen Himmel, ließen droben,
Zwischen Palmen ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.

Rose, komm! In stiller Feier,
Unter jungfräulichem Schleier,

Warten Lilien auf dich;
Und, für deine Schönheit offen,
Wallt mein Herz in süßem Hoffen:
Lebenshauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe wirst mich, trauter
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht:

Daß in deinem holden Wesen
Wir der Seele Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

Wer freut sich nicht, wenn der Lenz in seiner vollen Pracht schon da steht und die Blumenflur nur noch der königlichen Rose harrt. Diese Empfindung gab dem Sänger das Lied ein, allein kaum die erste Strophe ist unmittelbarer lyrischer Erguß; schon in der zweiten beginnt das Didaktische mit vielem rednerischen Schmucke. Da werden denn die Begriffe in ihre einzelnen Merkmale zertheilt und jedes Hauptwort bekommt sein bezeichnendes Bei- oder Zeitwort und so wird das Poetische, wenn es ja das ist, in's Breite gezogen. So schön die vierte und fünfte Strophe ist, läßt sie uns doch kalt und man wird versucht zu glauben, dem Dichter habe das Herz nicht gepocht, als er sie schrieb, die letzte Wendung

„Mädchen flochten
Unter Perlen dich in's Haar."

ist vollends gezwungen und des Reimes wegen da; denn wie hängt das mit der Huldigung und dem Entzücken über die Rose zusam men, daß sie noch gepflückt werde; früher erschien sie doch gleich

einer Königin, der sich Alles neigte und nun fällt der Dichter plötzlich aus der sinnbildlichen Darstellung und läßt sie als eine natürliche Rose in die Haare flechten. In der sechsten und siebenten Strophe ist schon Alles nüchterne Prosa, sogar ohne Redeschmuck. Das Sylbenmaß nöthigt den Dichter fünf Zueignungsworte: gut, mild, arglos, unschuldsvoll, bescheiden zu geben und wie geschraubt ist der einfache Gedanke: daß die Rose Scham bedeute in fünfthalb gedehnten Zeilen oder Versen ausgedrückt! So geht es denn fort und man erfährt in schöngereimter Prosa, daß der rohe Zecher den mit Rosen bekränzten Becher den Grazien weihte, daß man Tempel und Wege, die die Helden im Siegeszuge gingen, mit Rosen bestreute, und daß sogar Greise, vom Dufte angezogen, zu dieser Blume hinschlichen und da ihre Söhne lehrten: daß alles Schöne, selbst die Rose sterblich sei. Das ist nun wieder ein Gedanke, der bei den meisten Menschen Anklang findet, deren einzige Erhebung zum Idealen es ist, daß sie an das Lebensende denken; allein der Gedanke ist schon so abgenützt, daß er nur in leisester Andeutung oder in einem anmuthigen Bilde wiederkehren darf, um poetisch zu sein. Dasselbe gilt von den nächstfolgenden Strophen, wo dem Freunde Rosen auf das Grab gelegt und von frommen Seelen Rosen in dem Siegeskranze der vollendeten Geister gedacht werden. Zuletzt soll die Rose uns von der Weisheit Gottes unterrichten,

„Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht"

und unsern Geist zum Heiligthume schöner Gottesengel tragen. So muß denn die religiöse Erhebung, wie bei den meisten Lyrikern dieser Zeit, den Abschluß des Gedichtes bilden, der durch seinen musikalischen Nachklang fortlebe in unsern Herzen. Allerdings kann solche Erhebung zum höchsten Wesen diesen Nachklang bewirken, wenn er wie bei Klopstock wirklich poetisch empfangen und ausgesprochen wird, wie dort in der Frühlingsfeier:

„Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!"

Suchen wir nun den Ursprung des Gedichtes zu erforschen, so nehmen wir wahr: daß sich der Dichter von der Sehnsucht nach der lieben Rosenzeit leicht bewegt hingesetzt habe, um eben die Rose zu begrüßen. Allein er hätte müssen ein Klopstock uno mehr sein, um das zu vermögen; im Gefühle des Unvermögens kam er nun in's Lehrhafte und erzählt die Schöpfung der ersten Rose und ihren Cultus. Wie er am Ende wieder sie anruft, ist es keine natürliche Empfindung, sondern eine gemachte oder gedachte, wie denn das ganze Gedicht mehr gedacht als empfunden, mehr gemacht als gedichtet erscheint.

Herder.

Das beste Mittel die matte und mehr künstliche als natürliche Dichtung zu verdrängen und an ihre Stelle wahren und lebendigen Erguß der Empfindungen und Gefühle zu setzen, war allerdings die alte Naivität, lebendige Sinnlichkeit und bestimmte Gestaltung oder Plastik der alten Griechen zu studieren. Wir haben gesehen, wie dadurch Klopstock gefördert wurde, und nun wirklich an Wahrheit der Empfindung und an Lebendigkeit des Ausdrucks in seinen Oden und Elegien den Griechen gleichkam. Doch konnte er im Epos und Drama die plastische Vollendung nicht erreichen; er war meist unglücklich in der Wahl des Stoffes, der fast immer so übersinnlich oder fremdartig war, daß er jeder poetischen Bearbeitung widerstrebte, selten wenigstens aus seiner individuellsten Persönlichkeit und einem individuellen Zustande entsprang. Ein Dichter mußte kommen, der es verstünde, die einmal in der Zeit gegebene und beinahe mitgeborene Sentimentalität oder Empfindsamkeit so zu beherrschen, daß er frei mit seinen Empfindungen gebährend, sie

naiv und unmittelbar, sinnlich und lebendig, darstelle, oder vielmehr gestatte, daß sie sich selbst (objektiv) gestalten und darstellen und zwar mit derselben Sinnenwahrheit, wie etwa Bildsäulen getreu der Natur in allen Richtungen des Körpers dastehen; ein Dichter, der wieder, den Minnesingern gleich, singend aus dem Stegreife sich und sein Herz ausspreche, und den flüchtigen Gedanken, gepaart mit schönen Bildern seiner Phantasie, schmucklos hinaussende in die Welt, wie Stimmen eines Begeisterten oder Trunkenen, nicht um zu lehren, sondern um mitzutheilen dem Wesen seiner Gattung, was er sinne und empfinde, weil es ihn drängt nicht allein zu tragen, sei es Leid oder Freud, sei es Hoffen oder Zagen; ein Dichter, der im Epos und Drama Menschen und Handlungen vorführt, wie er sie im Leben und in der Phantasie veredelt und verklärt geschaut, doch immer treu nach der Natur und selbst in übersinnlichen Gestalten bestimmte Umrisse nach den Gesetzen der sinnlichen Natur und einer durch Anmuth und Schönheit geregelten Einbildung befolgt. Und solch ein Dichter war Göthe. Doch ehe wir noch von diesem außerordentlichen Genius sprechen, müssen wir eines Mannes gedenken, der auf die Entwickelung desselben mächtig eingewirkt und zu Ende dieser Periode in der deutschen Poesie eine gewaltsame Umgestaltung vorbereitete. Johann Gottfried Herder (geb. 1744 zu Morungen in Preußen, gest. 1803 zu Weimar) war der Sohn eines armen Schulmeisters, der sich durch alle Drangsale seiner hilflosen und unberathenen Jugend, gleich Winkelmann, rastlos strebend, auf eine Höhe der Wissenschaft und der Einsicht erhoben, womit er bald über alle seine Zeitgenossen emporragte. Zu diesem Eifer gesellte sich ein glühendes, für Menschenwohl begeistertes Herz, zu der Schärfe seines Denkvermögens eine weitschweifende Phantasie, so daß ihm Poesie und Kunst Bedürfniß wurde, ohne jedoch die Gabe zu besitzen sein Inneres äußerlich bequem zu gestalten. Er studierte in Königsberg Theologie; wurde Lehrer an der Domschule zu Riga, und reiste dann mit einem Prinzen durch einen Theil von Deutschland und Frankreich, bis er 1770 den Ruf als Hofprediger und Consistorialrath zu Bückeburg erhielt. Ganz wie Lessing umfaßte Herder das gesammte Gebiet der Wissenschaften und trat wie jener überall

sichtend, richtend, bahnend, niederreißend und bauend auf, nur daß ihm die Ruhe und Harmonie Lessings, der überall bestimmte Regeln setzte und dessen folgerechte Lehrart fehlte, da er nicht selten dem Schwunge seiner Phantasie und der Reizbarkeit seiner Empfindungen folgte und den Grundsatz aufstellte, daß nur Naturpoesie, wie sie bei allen Völkern von selbst entstanden, wahre Dichtung und daß nur ein Genie befähigt sei, sie auszuüben. Daher bekämpft er mit Lessing die Nachahmung der Franzosen, aber auch die Nachahmung der Griechen und verlangte allenthalben Originalität. Darum suchte er auch bei den Griechen, Hebräern und Nordländern die Naturdichtung auf und bestrebte sich das Sinnliche und Leidenschaftliche wie das Regellose derselben in getreuen Uebersetzungen nachzubilden, welche er dann später in den Stimmen der Völker mittheilte. So holte er das alte deutsche Volkslied aus seiner Vergessenheit wieder in's Leben, wie er denn überhaupt in allen Zweigen des Wissens auf den Ursprung und auf die Urzustände der Menschenwelt zurückführte. In Straßburg lernte er Göthe kennen, der fünf Jahre jünger als er, sich wie an einen Lehrer und väterlichen Freund anschloß. Hier war es Ossian und Shakespeare, die ihn vorzüglich beschäftigten, und die begeisterten Mittheilungen über diese Natur- und Volksdichter legte er in den Blättern für deutsche Art und Kunst, die er gemeinschaftlich mit Göthe herausgab, nieder. Um das gleichzeitige Bestreben beider Männer anschaulich zu machen, stehe hier die Bearbeitung eines alten Volksliedes:

Röslein auf der Haide,

von Herder.

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ichs nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden,
Röslein wehrte sich und stach,
Aber es vergaß darnach
Beim Genuß der Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Haidenröslein,
von Göthe.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden!
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,

Aber es vergaß darnach
Beim Genuß der Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Hat nicht schon in diesem kleinen Liedchen der Jünger den Meister übertroffen? Das Sylbenmaß ist erstlich bei Göthe musikalischer, störend dagegen ist der jambische Anfang der einzelnen Strophen bei Herder:

Es sah ein Knab
Der Knabe sprach u. s. w.

War so jung ist leichter und anmuthiger, als: sah, es war so frisch u. s. w.; auch ist: Lief er schnell es nah zu sehn viel lebendiger und ausdrucksvoller, als: Und blieb stehn es anzusehn. In der zweiten Strophe ist die Wiederholung des Bindewörtleins daß unbequem; deutlicher und leichter drückt sich Göthe aus, als ob es hieße: kurzum ich will's nicht leiden. Prosaisch ist dann: Aber es vergaß darnach beim Genuß der Leiden.

Es ist nichts bezeichnender, als was Zelter über diese beiden Mäner in seiner markigen Weise aussprach, indem er an Göthe schreibt: „In Ihrem Verhältnisse zu Herder und dessen ganzem Umfange ist eine Ironie von höchster Urbanität enthalten. Die Art wie Sie an ihm hinaufblicken, die edle Reverenz gegen einen ernsten, deutschen, eifrigen, gelehrten, geistvollen, geistlichen Mann, der unvollendet geblieben, weil das Leben kurz und das Leiden und Suchen lang ist, nimmt sich ganz heroisch ja herkulisch aus. Aus dem Wenigen, was ich von Herder kenne und verstehe, kommt es mir vor, wie einer der in tiefen und hohen dunklen Regionen Erkenntniß sucht und manchmal länger ausbleibt, als wir andern Geduld haben zu erwarten, was er mitbringt. Dagegen Sie, wie ein fröhlicher Jäger, mit dem geprüften Werkzeuge neben uns zu verweilen scheinen, um richtig treffend herabzuholen was sich errei=

chen läßt und man endlich brauchen lernt; ja wohl gar zu unsern Füßen uns zu zeigen, was wir in der Höhe suchten."

Recht zum Glücke der deutschen Literatur haben sich zwei einander so entgegengesetzte Geister vereinigt, um im Sturme das zu erringen, was die deutsche Poesie bald darauf so groß gemacht.

Göthe's Jugendjahre.

Wolfgang Göthe, zu Frankfurt a. M. geb. 1749, gest. zu Weimar 1832, war der Sohn eines Frankfurter Rechtsgelehrten, der den ersten Unterricht von seinem wohlunterrichteten Vater erhielt und schon frühzeitig große Anlagen zu Kunst und Wissenschaft zeigte. Man muß seine Selbstbiographie, die er unter dem Titel Dichtung und Wahrheit mitgetheilt, lesen, um sich von der frühesten Entwickelung seines Geistes zu belehren. Wie schon in seiner Kindheit das Dichtertalent, genährt von der Mährchenwelt, sich regte, schildert er selbst in dem Gedichte: der neue Amadis. Auch eines Märchens erwähnt er in Dichtung und Wahrheit*) aus jener Periode, wo schon prophetisch sein Kampf zwischen alter und neuer Zeit, sentimentalisch didaktischer und naiv plastischer Poesie, und der Sieg der letztern dargestellt wird. In Leipzig sollte er, nach des Vaters Wunsche, die Rechte studieren, allein ihn zog der allgemeine Hang damaliger Jugend — es war zur Zeit als Klopstock, Lessing, Gleim, Ramler und die andern Dichter schon in ganz Deutschland gefeiert wurden — zur Poesie. Es ist recht kläglich zu lesen, wie es dem armen Jünglinge erging, der weder bei seinem ernsthaften und nur auf ernsthafte Studien haltenden Vater, noch bei andern Männern sich Rath's erholen konnte, weil Poesie noch immer für nutzlose Tändelei und mit Fleiß und Sittlichkeit unvereinbar gehalten wurde, wobei man nicht versäumte auf Günther und ähnliche Gesellen warnend hin-

---

*) I. Theil. S. 78. Der neue Paris.

zudeuten. Konnten auch Männer, wie Haller und Gellert, das Vorurtheil durch ihr Beispiel schwächen, so hatte man doch wieder die Freude, daß beide in vorgerückten Jahren der dichtenden Muse abschworen, jener seine Poesien Jugendsünden nannte, deren er sich schämte, dieser seine Zuhörer ernstlich abmahnte, Verse zu machen. Gottsched blieb sich zwar bis in sein Alter getreu, allein der Besuch Göthe's bei ihm, (der schon oben geschildert worden) war eben nicht geeignet, Vertrauen zu ihm zu erwecken. So erzählt er selbst, wie die gebildete Gattin eines Professors, Madame Böhme, die ihn übrigens die feinern Sitten des Umgangs lehrte und dem ungezogenen Haufen renommistischer Studenten entzog, auch von seinen poetischen Bestrebungen ablenkte. Inzwischen ward ihm Letzteres einerseits ersprießlich, wie er selbst erzählt. „Worauf aber, schreibt er, Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geschmack freilich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündfluth überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Flut wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl gibt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wäßrigen einen solchen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neuern bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdieß Gattin eines Mannes, der mit der Poesie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte sie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verse oder Poesie von nahmhaften, schon im guten Ansehen stehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm: denn ich behielt nach wie vor Alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; allein ihre

Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das Erste was sie mir ganz entsetzlich herunter machte, waren die Poeten nach der Mode von Weiße, welche so eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden und mich ganz besonders ergötzt hatten. Besah ich nun freilich die Sache näher, so konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatt' ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Gesellschaft. Und so waren mir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses niedergemäht und ich sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und Dasjenige als todt zu verspotten was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte." — Als er nun vollends täglich von seinen Tischgenossen, die meist Mediciner waren, die Namen Linné und Büffon mit Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen hörte, während Dichter gar nicht oder mit Geringschätzung erwähnt wurden, warf er alle seine niedergeschriebenen Gedichte in's Feuer und ergab sich auch selbst auf eine Zeitlang naturhistorischen Studien. Indessen brach seine poetische Natur doch wieder hervor, als neue Erscheinungen: Wieland's Musarion, Lessings Minna von Barnhelm und selbst Gleims Grenadierlieder herauskamen, welche letztere ganz vorzüglich auch schon in Sachsen auf Friedrich den Großen hinwiesen, der immer mehr bei allen Deutschen als Nationalheld zu gelten begann, wodurch denn auch der erste wahre und höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen. „Jede Nationaldichtung" sagt Göthe selbst, „muß schaal sein oder schaal werden, die nicht auf dem Menschlichersten ruht, auf den Erzeugnissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden, als die Götter selbst, die, wenn sie die Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist." — So mochte ihn schon damals der Gedanke beschäftigen, Episches und

zwar Nationalepisches zu dichten und manche Entwürfe unvollendeter Versuche mögen schon damals entstanden sein; doch werden wir sehen wie in der Folge dergleichen Pläne bei ihm zu einem Nationaldrama umschlugen, weil er sich nicht überzeugen konnte oder seiner natürlichen Anlage nach nicht wollte, daß durch ein Epos allgemeines Interesse erzeugt werden könne. Desto mehr zog ihn seine jugendliche Empfindsamkeit, die durch lebhafte Neigung für ein Mädchen noch erhöht wurde, zur Lyrik; nur wollte er nicht in das Weichliche der Graziendichter verfallen und suchte nach einer Form, die ihn der naiven Dichtweise der Griechen näher brächte. Ein von Kleist ausgesprochenes Wort: „er sei auf seinen Spaziergängen nicht müßig; sondern gehe eben da auf Bilderjagd," gab ihm schon einen Fingerzeig, dem zu folgen war. Er suchte sich nun auch in der freien Natur Bilder, um darnach Gedichte zu entwerfen; da aber die Gegend um Leipzig nur wenig dazu geeignet war, poetische Gedanken zu erwecken; so daß er Alles, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild und dann in ein Gedicht verwandelte. Von der Lyrik ging er sehr bald zur Dramatik über uud aus dieser Zeit sind uns noch zwei Lustspiele geblieben: die Laune der Verliebten und die Mitschuldigen. Das erste, ein idyllisches Schauspiel, wird gewiß noch heute mit Vergnügen gelesen, ja selbst auf der Bühne gesehen; es erinnert wohl an jene Geßnerische Manier, allein Empfindungen und Ausdruck haben schon so viel Wahrheit und Natur, wie keiner seiner Zeitgenossen aufweisen kann. Ganz im französischen Geschmacke, zierlich und lebhaft ist das Lustspiel: die Mitschuldigen, das jedoch, soviel Vorliebe auch selbst Göthe dafür hegte, sich nie einer besondern Gunst bei dem Publikum erfreuen konnte, und man bedauert mit Recht, daß der Dichter auf so schlechte Charaktere und Zustände so Viel aufwenden mochte. Unter mehrern Bekannten und meist ältern Freunden, denen sich Göthe darauf in Leipzig zugesellte, ist vor allen der berühmte Maler, Friedrich Oeser zu nennen, bei welchem er das Zeichnen lernte. Dieser Mann hatte durch seine Neigung zum Bedeutenden und Allegorischen, wodurch jedes seiner Gemälde immer etwas zu sinnen gab, großen Einfluß auf ihn, indem er nicht nur den Geschmack

in Kunstsachen bildete, sondern auch allen Bestrebungen des Jünglings durch Aufmunterung und Belehrung eine sichere Richtung zu geben wußte. Von der Art und Weise dieses Mannes, wie er überall bedeutende Gedanken anzubringen pflegte, erzählt *Göthe* unter andern folgendes: „*Oeser* hatte auf den Vorhang des neuen Theaters zu Leipzig die Musen auf die Erde versetzt, anstatt sie wie gewöhnlich schweben zu lassen. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des *Sophokles* und *Aristophanes*, um welche sich alle neuern Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und Alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche! durch die freie Mitte sah man das Portal des Tempels und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, grade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte *Shakespearen* bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigene Hand der Unsterblichkeit entgegengehe." Durch *Oesers* belehrenden Umgang wurde er nun immer mehr mit der Kunst befreundet und *Winkelmanns* damals erscheinende Werke, wie auch *Lessing's Laokoon* steigerten diese Neigung bis zur Begeisterung. So ließ er wieder die deutsche Literatur aus den Augen und wandte sich zu den geliebten Alten, „die wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und Beziehungen, den Horizont seiner geistigen Wünsche begrenzten," und tauschte seine deutschen Bücher für griechische Autoren ein. Eine schwere Krankheit, die auch gehoben noch einige Spuren zurückließ, nöthigte ihn Leipzig zu verlassen und nach Hause zurückzukehren, wo er gepflegt von einer geliebten Schwester, wieder genas und auf Geheiß des Vaters nach Straßburg zog, um daselbst seine juridischen Studien zu vollenden. Hier begann nun eigentliches Jugendleben, das er bisher in der herrschenden Seelenseuche jener Zeit, uneins mit sich und der Welt, versplittert und sich selbst vergällt hatte.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten;
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet den Arm
Der Götter herbei.

Dieses Liedchen aus seiner Jugendzeit schildert beiläufig die Stimmung, in der er voll Hoffnung und Lebensmuth nach Straßburg zog, wo mit seinem liebenswürdigen Aeußern und heitern Wesen gleichgestimmte Gesellen, in der Wissenschaft Nahrung für Geist und Herz, überall wo er hinkam, Lust, zuvorkommende Liebe und bald einen Freund fand, der ihn mächtig in seinem positiven Streben förderte. Welch einen Eindruck der Münster, den er bei seiner Ankunft sogleich bestieg, auf den Jüngling machte, ist in dem Aufsatze über altdeutsche Baukunst (39. Bd. der sämmtl. Werke) zu lesen. „Als ich das erstemal," schreibt er, „nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten Gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammen gestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!" und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat; Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all' war nothwendig und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz

mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheuere Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele sich senkt ein Tropfen der Wonneruh des Geistes, der auf solch' eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: es ist gut!"

Befreite sich der junge Göthe also von der einseitigen Bewunderung der griechischen Kunst, so machte er sich bald darauf von der, den Deutschen damals eingewurzelten Vorliebe für alles Französische mit demselben Glücke los. Denn hier auf französischem Gebiete hatte er mit seinen Freunden eben Gelegenheit die Sitten dieses Volkes, dessen Literatur und Denkweise recht genau kennen zu lernen und die vornehme Unnatur und Seichtigkeit, wie die Nüchternheit und Kälte der französischen Poesie einzusehen, um sich desto lieber zum Volksmäßigen, Natürlichen, Gehaltvollen und Gemüthlichen hinzuwenden, wovon die lebendigsten Keime in deutscher Kunst und Art vorzufinden und also weiter auszubilden und zu entwickeln waren. In diesem Anlaufe kamen ihm Studien des Mittelalters und dann Shakespeare, den er nun wieder im Original und in der Uebersetzung vornahm, trefflich zu Hilfe. Zu gleicher Zeit machte er, wie schon oben erwähnt wurde, Herder's Bekanntschaft und wurde in allen seinen jetzigen Ansichten nur mehr bestärkt und im Poetischen zum Volksliede zurückgeführt. Mit Herder lernte er auch den trefflichen Roman des brittischen Dichters Goldsmith: der Landprediger von Wakefield kennen, wo ihm eine idyllische Natur aufging, die er vergebens in Geßner's Schäferwelt gesucht hatte. Wunderbar fügte es sich, daß er eben damals ein getreues Abbild dieser Idylle in der Familie eines Land-Predigers fand. Es war dies in Sesenheim, wo Friederike, die Tochter des dasigen Predigers, ein liebenswürdiges Landmädchen die zartesten Empfindungen seines Herzens und seiner Lyrik erweckte. Da diese Neigung durch einen großen Theil seines Lebens und

viele seiner Dichtungen elegisch nachklingt, wollen wir ihn selbst das Mädchen schildern lassen.

„Ich konnte," schreibt er, „mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friedrikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohlthätig sei und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; Alles was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen."

„Es gibt Frauenspersonen die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letztern. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand."

„Die reinste Freude die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friedrikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen." —

Manch anmuthiges Liedchen aus dieser Zeit ist noch in seiner

Sammlung vorhanden und wir führen nur das Mailied an, um zu zeigen, wie ganz anders die Empfindung in seiner Dichtung lebt, als in den gezwungenen, gezierten, mehr dem Verstande als dem Herzen entquollenen Liedern der bisherigen deutschen Dichter. Selbst über Klopstock erhebt er sich durch die leichte, freie und volksthümliche Weise und dadurch, daß er durch den Reim den höchsten musikalischen Wohlklang und eine bequeme Auffassung fördert.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

Wie Ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebst!

Wohl ist auch hier noch die Sentimentalität vorherrschend, allein sie ist nicht künstlich und gemacht, sondern unmittelbar hervorgehend aus dem Gemüthe, so daß man die Verse singen hört und der Gesang lange nachklingt, wie bei Allem, was aus wahrer Empfindung entspringt. In diesem stillheitern Kreise ließ er sein von der Mutter geerbtes Erzählungstalent wieder walten; die neue Melusine, die er hernach niederschrieb und in seinen Wanderjahren abdrucken ließ, ist aus dieser Zeit. Merkwürdig ist, was er bei dieser Gelegenheit über das Märchen im Allgemeinen und dann auch das Erzählen, als die ursprüngliche, wirksamere Mittheilungsweise der Dichter sagt: „Mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerm Nachdenken zu hinterlassen."

„Sollte jemand künftig dieses Märchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so

bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles was er vermag auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben, und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, Alles was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrentheils unbequem: denn wer vermag gern die Meinungen und Gesinnungen des andern hören, besonders eines Jünglings, dessen Urtheil, bei lückenhafter Erfahrung, immer unzulänglich erscheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur gesellschaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das leerste Märchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen."

„Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden älterlichen Gaben durch's ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doctor Gall, nach seiner Lehre, an mir erkannte, betheuerte derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber diese Eröffnung erschrack ich nicht wenig: denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen." —

Nun mußte Göthe, als seine akademische Zeit abgelaufen und er Straßburg verlassen sollte, freilich auch Friederiken verlassen

und es ahnte ihm, daß er sie nie mehr sehen würde und eine elegische Stimmung hauchte ihm folgendes Abschiedslied ein:

Der Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid' die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch, ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In Deinen Küssen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Doch so elegisch auch dies Gedicht sei, so ist doch die Klage männlich und natürlich gehalten und es offenbart sich schon hier, wie in seinen nachmaligen Werken, das Ringen und Streben aller kränkelnden Sentimentalität quitt zu werden und starkmuthig zu tragen, was nicht zu ändern, aber fortschreitend ohne hemmende Selbstquälerei im Guten und Schönen „resolut" zu leben.

Indessen ging das nicht so leicht als er sich's vorgenommen und die erste Zeit seines Aufenthalts wurde zu Frankfurt in peinlicher Unruhe zugebracht. Da unternahm er, um sein Gemüth zu beruhigen, Wanderungen in die umliegende Gegend, so daß man ihn allenthalben den Wanderer nannte. „Ich gewöhnte mich," schreibt er selbst, „auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte." Hier ist es:

Wanderers Sturmlied.

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;

Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Flutschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen:
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, Ihr Musen,
Ihr Charitinnen;
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Ueber den ich wandle,
Göttergleich.

Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Ueber Wasser, über Erde,
Göttergleich.

Soll der zurückkehren
Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur Deine Gaben, Vater Bromius,
Und helleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
Und ich, den Ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Den Alles erwartet, was Ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings um's Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was innre Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.

Weh'! Weh'! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb' — Apollen;
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Ueber Dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied Dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, Dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen,
Abseits von Dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast Du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,

An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest Du ihn,
Den blumensingenden
Honig lallenden
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad rasch um's Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg' herab
Kieselwetter in's Thal,
Glühte Deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Es ist eine Ode, worin alle Regellosigkeit des Sylbenmaßes, der Wendungen und selbst der Sprache die Gewalt der Empfindung beurkunden, welche den Dichter trieb. Seinen Genius, seinen nach dem Höchsten strebenden Genius ruft er an und hält sich für stark genug jedem Sturme zu trotzen, so lange er bei ihm verweile, ihm inne wohne. Daß hier der Sturm der Leidenschaft unter dem Sturme der Natur und des Ungewitters dargestellt werde, erhöht das poetische Leben und es ist durchaus natürlich, daß man unempfindlich wird gegen äußeres Ungemach, wenn es im Innern stürmt. Indessen wird diese Ode — was meist allen Oden von hinreißender und gewaltiger Begeisterung eigen ist — nicht so leicht verständlich und es bedarf einiges Nachdenkens, um sich den Zusamhang klar zu machen. Zuvörderst ist es nothwendig, zwei Theile zu unterscheiden. Der erste reicht nun bis zu der fünften Strophe:

Ihr seid rein wie das Herz der Wasser u. s. w.

und schildert das hohe Selbstgefühl des Wanderers, daß er „Götter gleich über der Erde schwebe," die ihm nichts anhaben könne. Der zweite Theil beginnt mit den Worten:

> Soll der zurückkehren
> Der kleine, schwarze, feurige Bauer?

und wir sind genöthigt uns eine Pause zu denken, worin der Wanderer eine Herberge erreicht und daselbst einen andern Wandersmann findet, einen Menschen ohne Genius, dessen Reiseziel nur Vater Bromius oder Bachus, der Geber irdischer Güter und sinnlicher Genüsse, nicht Phöbus Apollo ist. Nun hat aber dieser Bauer eben so muthig, wie er, bestanden, und unser Sänger wirft sich den Unmuth vor, der ihn wohl am Ende über das ungestüme Wetter erfassen mochte:

> Soll der zurückkehren?
> Der kehren muthig?

den nur irdische Gaben erwarten und ich den alle Seligkeit erwartet, welche Musen und Grazien dem Leben verleihen

> Soll muthlos kehren?

Nun kommt strafende Satyre über den Geist der Zeit, deren Genius Vater Bromius, nicht Phöbus Apollo ist. Als den Repräsentanten der gesammten Dichterwelt nennt er den größten aller griechischen Odendichter Pindar, dessen Schwung und dithyrambische Begeisterung er eben so glücklich gegeben. Der Gedanke an Phöbus Apollo gibt dem Sänger neue Kraft; dieser Gott müßte ihn verachten, wenn er verzagen könnte; zagt denn die Ceder im Sturme und bedarf sie des schirmenden Gottes, um zu grünen? Nun wendet er sich an Jupiter Pluvius, den Gott des Regens und der Stürme, der ihm auch ein Apoll d. h. ein Vater der Musen ist, denn nicht dem blumenglücklichen, tändelnden



Anakreon, nicht dem blumensingenden, honiglallenden, freundlich winkenden Theokrit, sondern dem glühenden Pindar, wenn in dem gefährlichen Spiele der Renner wie Kieselwetter herab in's Thal die Wagen rasselten Rad an Rad, hauchte die Muse die begeisterten Siegeshymnen ein. So gibt er in einem großartigen Bilde die Lehre der neuen Poetik: daß weichliche Gefühle wenig taugen, Poetisches hervorzubringen, sondern daß nur starke Seelen die großer Leidenschaften und stürmischer Affekte fähig aber auch mächtig sind, wahrhaft Großes erzeugen.

Beschwichtigte er so durch Umherschweifungen in der Gegend und durch lyrischen Erguß seiner Empfindungen den herben Schmerz, so that er dies auch zugleich durch Beschäftigungen aller Art. Im Mannheimer Antikensaale war wieder sein Sinn für griechische Plastik geweckt; nun schaffte er sich in Frankfurt eine Sammlung antiker Gypsabdrücke an und vertiefte sich mehr und mehr in diese Welt der naiven Kunst, die ihn immer mehr der Sentimentalität entziehen sollte. Er studierte die ältere Geschichte der Deutschen, er zeichnete im Freien, er machte allerlei Entwürfe zu größern Dichtungen und gab einzelne Flugschriften, ohne sich zu nennen heraus. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Wetzlar, wo er beim Kammergericht seine juridischen Lehrjahre durchmachte und zu Gießen und Darmstadt, ging er wieder nach Frankfurt, wo er mit Schlosser, seinem künftigen Schwager, Merk, einem lebhaften und originellen Manne, der den feinsten Geschmack in der Kunst und eine eigene Lust hatte, Göthe immer zu neuen poetischen Schöpfungen zu ermuntern, bekannt wurde. Diese Männer verbanden sich mit Herder und andern Gelehrten der Gegend zur Herausgabe der Frankfurter Anzeigen, und es sind im 33. Bd. seiner Werke noch mehrere Rezensionen von dem jungen Dichter zu lesen, die an Frische und Genialität vor den bisherigen Aufsätzen dieser Art, besonders in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, ungemein abstechen.

Bald darauf, es war im Jahre 1773, begann er aber eine Schöpfung, welche an Originalität und Volksthümlichkeit alles übertagt, was bisher von Deutschen gedichtet worden, und wodurch er insbesondere der dramatischen Poesie eine ganz neue Richtung

gab. Wir meinen das Schauspiel Götz von Berlichingen. Wie es entstanden, wollen wir nun mit seinen Worten anführen: „Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken," schreibt er, „hatte ich mir den Geist so ausgeweidet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Handlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergränzen überschritt, und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher festgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Scenen und Abends wurden sie Cornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde, ja, sie äußerte sogar einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr; ich fuhr den nächsten Tag fort, und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward Alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen an das Werk, das ich geradesweges verfolgte, ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu sehen, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuskript geheftet zu erblicken." —

Auf seine Kosten mußte er es drucken lassen und deshalb Schulden machen. Obwohl es nicht unter seinem Namen erschien, kam man doch bald auf den Verfasser. Der allgemeine Beifall war außerordentlich; eine Dichtung aus einer Zeit, deren Erinne-

rung den Deutschen so theuer ist, mußte alle Herzen ergreifen. Eine gewaltige Aufregung brachte das Meisterwerk unter den alten und jungen Dichtern; Voß, Bürger, Heinse, Claudius, Gotter, Klinger und die übrigen schrieben einander mit Begeisterung die Nachricht; „hast du Götz von Berlichingen schon gelesen" heißt es, „zur Erquickung deiner Seele sende ich dir Götz von Berlichingen," schreibt Voß, und Alles ergießt sich in Entzücken und Bewunderung.

Man sieht in diesem Schauspiele nicht Nachahmung Shakespeare's, sondern die durch einen genialischen Schöpfer in einem verwandten Geiste angeregte Begeisterung. Im Dialog setzte er Lessings Grundsätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Gesetze der schriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch Niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichterische Umschreibung, die Darstellung sollte die Sache selbst sein, und so ließ er täuschend genug, wenigstens für diejenigen, welche die geschichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unsre Altvordern selbst reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die altdeutsche Treuherzigkeit hat er auf das rührendste ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderstehlich, und obendrein hat das Ganze einen großen historischen Sinn; es stellt nämlich den Kampf einer abscheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politischen Zahmheit, was er auch selbst im beigefügten Prologe ausgesprochen hat:

Götz von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht frei entwickelt sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: Schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde
Was es verbirgt im tiefsten Hintergrunde.

Die Schreckenstage die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnrung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Zepter, Krummstab, Schwert,
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegerisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagniß galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb gerecht zu sein.
Bei manchen Zügen die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam,
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge die ihn trug
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug;
Er würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering
Im Zeitsturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbst gewiß, in Prache
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leiblichen sich freut.
Und fernerhin Zigeuner zeigen an,
Es sei um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie daß man im Düstern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.

Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um dieses große Nationalwerk nach Würden und Verdienst zu schildern, aufzuzählen alle die glücklichen Griffe, die der Verfasser in das deutsche Volksleben gethan, alle die Züge nachzuweisen, durch welche es seiner Zeit und jeder kommenden so theuer geworden ist. Da ist Alles Leben und Fülle, wie es sich beim Ausgang des Mittelalters in Deutschland regte: die Rüstigkeit des Ritters mit seinem Buben, die Bauern, die nach langer Knechtschaft auf dem Sprunge stehen, der einfältige Mönch, der es mit dem Volke hält und dann die fürstliche Hofhaltung des Bischofs! Welch eine köstliche Scene ist die im Speisesaale zu Bamberg, wo der Bischof einen Professor fragt, wie der Kaiser geheißen, der das corpus juris geschrieben, und der Abt meint in dieser Sammlung aller Gesetze müßten auch die zehn Gebote stehen. Ferner der ritterliche Weislingen im Pfaffensolde und in den Netzen der reizenden Adelheid, dann das Bürger- und Philisterthum in Heilbronn, die Reichsarmee gegen Götz, am Ende seine Gefangennehmung und damit nichts fehle die Scenerie dieser Zeit vollständig zu machen, das heimliche Gericht, welches den Stab bricht über die Buhlerin. Am wärmsten hat sich über Götz von Berlichingen die Französin Stael Holstein ausgesprochen: „Die Einfalt der Rittersitten," schreibt sie in ihrem Deutschland, „ist mit unendlichem Reize in Götz geschildert. Der alte Götz, immer im Schlachtengetümmel, im Harnisch bei Tag und Nacht, zu Roß, und nie sich ausruhend, als wenn er in seiner Burg belagert wird, nur auf Krieg und Fehde bedacht, nur Krieg und Fehde athmend; dieser alte Götz gibt uns den höchsten Begriff von Interesse und der Thätigkeit des damaligen Lebens. Seine Tugenden, wie seine Fehler sind stark ausgesprochen; nichts ist edler, als seine Freundschaft gegen Weislingen, der ehedem so treu an ihm hing, hernach sein Feind ward und ihn endlich verrieth. Die Empfindsamkeit unter dem eisernen Panzer eines unerschrockenen Kriegers spricht das Gemüth von einer ganz neuen Seite an; wir haben Zeit, in unserm unthätigen Leben, nach Muse und Bequemlichkeit zu lieben; aber jene Blitze der aufwallenden Zärtlichkeit, die mitten im stürmischen Leben aus einem Herzen der alten Zeit hervorblicken, bringen eine tiefe und seltsame Rührung im Zuschauer

hervor. Man fürchtet so sehr, in dem schönsten Geschenk des Himmels, in der Empfindsamkeit, Spuren der Erkünstelung und ein angenommenes Wesen zu entdecken, daß man nicht selten die rauhe Außenseite vorzieht, weil sie uns wenigstens für die Offenheit bürgt."

„Götzens Gattin zeigt sich der Einbildungskraft wie ein altes Gemälde der niederländischen Schule, wo Tracht, Blick, ja selbst die ruhige Stellung uns das dem Manne untergebene Weib ankündigen, das Weib, das nur ihn kennt, und in ihren Augen eben so sehr bestimmt ist, ihm zu dienen, als er, sie zu beschützen. Göthe hat im Contrast mit der altdeutschen Hausfrau, eine Buhlerin, ein verworfenes Frauenzimmer aufgestellt, eine Adelheid, die Weislingen verführt, ihn wortbrüchig macht, ihm ihre Hand gibt, ihm ungetreu wird. Sie erregt die heftigste Leidenschaft in ihrem Edelknaben, verstrickt und zieht den Unglücklichen so unwiderstehlich an sich, daß er zuletzt auf ihr Geheiß seinen Herrn vergiftet. Diese Züge sind stark, doch ist es vielleicht nur zu wahr, daß da, wo die Sitten im Allgemeinen rein sind, diejenige, die sich von ihrer Pflicht entfernt, bald durchaus verderbt wird. Der Wunsch, zu gefallen, ist heut zu Tage ein bloßes Band der Zuneigung und des Wohlwollens; ehedem, im strengen häuslichen Leben unserer Vorfahren, war dieser Wunsch nicht selten eine Verirrung, die zu allen übrigen führen konnte."

„Noch ist im Stück ein schöner Moment derjenige, wo Götz sich in seiner Burg zur Wehre stellen will, und unter andern Befehl gibt, daß man das Blei von seinen Fenstern reiße und zu Kugeln einschmelze. In diesem Manne liegt überhaupt eine kleine Verachtung der Zukunft und eine bewunderungswürdige Thatkraft für den gegenwärtigen Augenblick. Zuletzt sieht Götz sich aller seiner Waffenbrüder beraubt; er bleibt verwundet, gefangen, allein, mit seiner Schwester und seiner Gattin zurück. Er, der nur unter Männern, unter rauhen Kriegern leben wollte, um mit ihnen seinem Charakter und seinem Arme Nahrung und Geschäft zu geben, sieht sich in den letzten Augenblicken von Weibern umgeben. Er denkt an den Namen, den er hinterlassen wird; er denkt nach, denn er ist dem Tode nahe; er verlangt noch einmal die Sonne

zu sehen, wendet sich zu Gott, mit dem er sich nie vorher beschäftigte, an dem er aber nie gezweifelt, und stirbt muthig und düster, schwerer vom Kriege, als aus dem Leben scheidend."

Wer je Göthen den Vorwurf machte, er habe nichts geschrieben, was Sinn für deutsche Freiheit und Volksthümlichkeit verrathe, der lese doch wieder die Scene, wo Götz, in seine Veste eingeschlossen und aufs Aeußerste gebracht, mit seinem Weibe und seinen Knechten die letzte Flasche leert. Wir wollen sie nur hersetzen:

Saal.

Götz. Elisabeth. Georg. Knechte. (bei Tische.)

Götz. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau. (Elisabeth zuckt die Achsel) ist keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch Eine; ich hab' sie für dich bei Seite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gib sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; ist es ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank!

Götz. Es ist die letzte. Und mir ists als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Götz. Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppeligen Körpers zu sein. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort sein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Götz. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsre Enkel glücklich und die Kaiser unserer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen, wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht als es scheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben sein? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln, freien Nachbar neben sich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen, und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr solche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herrn die zugegen waren unter freiem Himmel speis'ten, und das Landvolk all herbei lief sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte.

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können? daß Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, und Lieb' der Unterthanen, der kostbarste Familienschatz sein wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht Andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben! Georg! wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte. (Georg springt auf.) Wo willst du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingesperrt — und der Kaiser hat uns eingesperrt — unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran?

Götz. Sei gutes Muth's.

Und dann die letzte Scene, mit der wir schließen wollen; es ist die Scene, wo Götz im Gärtchen seines Thurms, wo er gefangen saß, noch einmal sich letzt an der freien Luft und mit den Worten: himmlische Luft — Freiheit, Freiheit! — den Geist aufgibt.

Götz, Lerse, Wächter, Elisabeth und Maria.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn in's Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahnte mir's nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edeln tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr

als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den euri-
gen; jetzt hältst du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch ein-
mal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zu Erden
und weint. — Er ist todt — Georg ist todt — Stirb, Götz —
Du hast dich selbst überlebt — die Edeln überlebt. — Wie starb
er? — Ach fingen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist
hingerichtet?

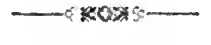
Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er
wehrte sich wie ein Löw' um seine Freiheit.

Götz. Gott sei Dank! — Er war der beste Junge unter
der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun. — Arme Frau!
Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht!
— Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen
die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichts-
würdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre
Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge
er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist! Selbitz starb, und
der gute Kaiser, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Was-
ser. — Himmlische Luft — Freiheit, Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt ist
ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahr-
hundert, das dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!



Druck von Ernst Stange in Leipzig.